

POLITIKEN DER UNHÖFLICHKEIT

GELEHRTENSTREIT
VOM 17. BIS ZUM 20. JAHRHUNDERT

Herausgegeben von Rieke Becker und Markus Lauert

Rieke Becker, Markus Lauert (Hg.)

POLITIKEN DER UNHÖFLICHKEIT

Gelehrtenstreit
vom 17. bis zum 20. Jahrhundert

*Geschenkschrift
für Johannes Süßmann*

Unter Mitarbeit von Kira Viktoria Miller

Paderborn 2024

Universitätsbibliothek Paderborn, 2024

Layout und Satz: Thomas Auer

Publiziert mit freundlicher Unterstützung der Universitätsgesellschaft Paderborn und
des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn.



**UNIVERSITÄTS
GESELLSCHAFT
PADERBORN**

VEREIN DER FREUNDE UND FÖRDERER
DER UNIVERSITÄT PADERBORN E.V.

**Verein für Geschichte und
Altertumskunde Westfalens**

Abteilung Paderborn

INHALT

Rieke Becker und Markus Lauert

Einleitung | 5

Dennis Friedl

„I deeply and sincerely regret to be driven to print“. Unhöflichkeit als Notwehr im Streit zwischen Anthony Panizzi und der Royal Society | 20

Marvin Loga-Derksen

„Dieses kan etliche mahl abgeschrieben und mit guten freunden communiciret werden.“ Ein äußerst (un-)höflicher Schmähbrief gegen Johann Fabricius (1704) | 49

Rieke Becker

„Der Löwe kümmert sich nicht um das Gebell des Hündchens.“ Eine unhöfliche Flugschrift im Konflikt um die Regentschaft Ostfrieslands (1666/67) | 84

Christoph Heger

„Der Wagen, so man mir von Hof geschickt, war gar alt und abgeschlossen.“ Wie eine ‚unhöfliche‘ Kutsche im Jahr 1733 diplomatische Verstimmungen zwischen der Fürstabtei Corvey und dem Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel ausgelöst hat. | 109

Lars Wolfram

„.... die feinere venezianische Art“ – eine Miszelle zur deutschen Venedigforschung. Über einen bisher unbekannten Briefwechsel zwischen Reinhard Lebe und Gerhard Rösch | 137

Markus Lauert

Zedlers Universal-Lexicon neu gelesen: Wie Lexikografen das galante Gelehrtenideal kritisierten | 157

EINLEITUNG

1. Caesar und Kinski

*Und Brutus: Ich liebe dich, du Arschloch!*¹

Drei Staffeln lang parodierte die ZDF-Comedy-Serie „Sketch History“ (2015) in kurzen Clips Persönlichkeiten und Ereignisse der Weltgeschichte. Auch wenn die Serie bereits 2019 beendet wurde, erfreut sie sich bei Youtube durchaus noch großer Beliebtheit. Fast 5 Millionen Aufrufe kann der Clip „Gaius Julius Kinski“ verzeichnen. Max Giermann spielt darin Caesar, der zu einem Wutausbruch in der Manier Klaus Kinskis ansetzt. Die zahlreichen Entgleisungen und Beleidigungen bewegen sich auf der diffusen Grenze zwischen Unhöflichkeit und (verbaler) Gewalt. Besteht die eigentliche Komik des Sketches in der Absurdität der Vermischung von Kinski und Caesar, mündet der Clip in der Pointe, dass dieser cholerische Anfall zur Ermordung Caesars beigetragen haben könnte: Brutus steht kurz davor, den aggressiven Kinski-Caesar tatsächlich anzugreifen, besinnt sich aber vorerst eines Besseren.

Der Sketch besitzt noch eine zweite, besser versteckte Pointe. Bereits in der Antike vermuteten Historiografen, Caesars unehöfliches Verhalten habe zu seiner Ermordung geführt.² *Sketch History* wandelt deshalb – wissentlich oder nicht – auf den Spuren der antiken Geschichtsschreibung. Daraus können wir etwas Grundsätzliches über das Phänomen Unhöflichkeit ableiten: Sie ist von gleichermaßen historischer wie gegenwärtiger Relevanz.

1 Gaius Julius Kinski – Sketch History | ZDF. URL: <<https://www.youtube.com/watch?v=zOAPw6BGO5U>> [09.04.2024].

2 Vgl. den Aufsatz von Markus Lauert in diesem Band.

2. Eine Geschenkschrift

Dieser Sammelband will deshalb einen Beitrag zur Unhöflichkeitsforschung leisten. Er ist das Ergebnis eines Forschungsprojektes von NachwuchswissenschaftlerInnen der Universität Paderborn. Die AutorInnen eint, dass sie in ihrem Studium und/oder in ihrer Promotionsphase durch die Methodenschule von Johannes Süßmanns Forschungskolloquium zur Geschichte der Frühen Neuzeit³ gegangen und als HistorikerInnen maßgeblich dadurch geprägt worden sind. Johannes Süßmanns sechzigster Geburtstag war der Anlass des Projekts, dessen Ergebnisse wir ihm mit dem vorliegenden Band widmen möchten.

Zu der für eine Geschenkschrift vielleicht unkonventionellen Themenwahl herausgefordert hat uns der Sammelband über *Konjunkturen der Höflichkeit*, den Johannes Süßmann selbst mitherausgegeben hat. Der hier vorliegende Band ist jedoch nicht als Perspektivumkehrung zu verstehen, sondern als Erweiterung und Fortführung der bisherigen Forschung.

Neben dem thematischen Anliegen bestand der zweite selbstgesetzte Anspruch darin, die im Forschungskolloquium eingeübte Methode der materialnahen, detaillierten Quellenarbeit nicht nur anzuwenden, sondern auch sichtbarzumachen. Sie wird in Abschnitt 5 dieser Einleitung erläutert.

3. Politiken der Unhöflichkeit

Was lässt sich unter Unhöflichkeit verstehen? Dafür müssen wir einen kleinen Umweg einschlagen, denn die Forschung zu Höflichkeitsformen und höfischen Formen ist deutlich elaborierter als die Forschung zu Unhöflichkeit; es lässt sich sogar feststellen, dass Unhöflichkeits-

³ Stets waren und sind auch Projekte zu anderen Epochen und aus anderen Disziplinen willkommen.

forschung – wenn sie stattfindet – oft im Windschatten der Höflichkeitsforschung steht.⁴ Laut der Definition des Bandes „Konjunkturen der Höflichkeit“ ist Höflichkeit eine auf kommunikativem Handeln beruhende Verkehrsform zur Überbrückung von unauflöslicher Differenz, Andersartigkeit und Fremdheit. Sie dient damit der Vermeidung von ihr diametral entgegenstehender Gewalt. Durch Höflichkeit werden inhaltliche, potenziell konfliktträchtige Differenzen in ein formales soziales Miteinander überführt und Formfragen zur Sache selbst gemacht. Höflichkeit signalisiert dem Gegenüber Interesse an

4 Vgl. u. a. Claus Erhardt und Eva Neuland: Sprachliche Höflichkeit (= utb. 5541). Tübingen 2021. Dörte Grunzig: Pragmatik der Höflichkeitserwartungen (= Stauffenburg Linguistik. 105). Tübingen 2019. Jonathan Culpeper, Michael Haugh und Dániel Z. Kádár (Hgg.): The Palgrave Handbook of Linguistic (Im)Politeness. London 2017. Michael Haugh: Im/Politeness Implicatures (= Mouton Series in Pragmatics. 11). Berlin, München, Boston 2015. Katrin Ankenbrand: Höflichkeit im Wandel. Entwicklungen und Tendenzen in der Höflichkeitspraxis und dem laienlinguistischen Höflichkeitsverständnis der bundesdeutschen Sprachgemeinschaft innerhalb der letzten fünfzig Jahre. Heidelberg 2013. URL: <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/14676/1/H%C3%96FLICHKEIT%20IM%20WANDEL.pdf> [09.04.2024]. Silvia Bonacchi: (Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch (= Warschauer Studien zur Germanistik und zur Angewandten Linguistik). Frankfurt am Main 2013. Jonathan Culpeper: Impoliteness. Using Language to Cause Offence (= Studies in Interactional Sociolinguistics. 28). Cambridge 2011. Jonathan Culpeper und Dániel Z. Kádár (Hgg.): Historical (Im)Politeness (= Studies in Language and Communication. 65). Bern 2010. Sebastian Kühn: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 424–439. Derek Bousfield: Impoliteness in Interaction (= Pragmatics & Beyond New Series. 167). Amsterdam, Philadelphia 2008. Barbara Kaltz: (Un)Höflichkeit – (im)politesse im Wörterbuch: eine vergleichende Untersuchung. In: Dorothee Kimmich und Wolfgang Mazat (Hgg.): Der gepflegte Umgang. Interkulturelle Aspekte der Höflichkeit in Literatur und Sprache. Bielefeld 2008, S. 185–198. Bielefeld 2008. Richard Watts (Hg.): Politeness in Language. Studies in its History, Theory and Practice. Berlin, New York 2005. Jenny Davidson: Hypocrisy and the Politics of Politeness. Manners and Morals from Locke to Austen, Cambridge 2004. Brigitte Felderer und Thomas Macho (Hgg.): Höflichkeit. Aktualität und Genese von Umgangsformen. München 2002. Alain Montandon (Hg.): Über die deutsche Höflichkeit: Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern, Berlin 1992. Manfred Beetz: Frühmoderne Höflichkeit. Komplimenterkunst und Gesellschaftsrituale im altdutschen Sprachraum, Stuttgart 1990. Vgl. außerdem das seit 2005 im De Gruyter Verlag erscheinende Journal of Politeness Research. Auch das Phänomen Unhöflichkeit, aber nicht ausschließlich, hatte der Dresdner Sonderforschungsbereich 1285 „Invektivität. Konstellationen und Dynamiken der Herabsetzung“ im Blick. Vgl.: Dagmar Ellerbrock u.a.: Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: Kulturwissenschaftliche Zeitschrift 1/1 (2017), S. 2–24, hier S. 6. URL: <https://mediarep.org/server/api/core/bitstreams/de70fc78-803c-41eb-ad32-212bd0b6acae/content> [09.04.2024].

einem gelingenden Miteinander. Sie erfüllt also im Kern gesellschaftliche und politische Funktionen.⁵

HistorikerInnen sind nicht die einzigen, die das Verhältnis von Höflichkeit und Unhöflichkeit erforschen. Ganz im Gegenteil besteht in der englisch- sowie deutschsprachigen Linguistik ein starkes Interesse an beiden Phänomenen. Zentrale Akteure der angelsächsischen Impoliteness-Forschung wie Jonathan Culpeper und Derek Bousfield beziehen sich auf den Soziologen Erving Goffman und die auf ihn zurückgehende Facework-Theorie.⁶ Sie haben verschiedene Definitionen von Unhöflichkeit angeboten. Anfangs war die Absichtlichkeit ein wichtiger Bestandteil.⁷ Bousfield verstand Unhöflichkeit dezi- diert als das Gegenteil von Höflichkeit, denn „rather than seeking to mitigate face-threatening acts (FTAs), impoliteness constitutes the communication of intentionally gratuitous and conflictive verbal face-threatening acts (FTAs) which are purposefully delivered.“⁸ Bei Culpeper findet sich die Einschränkung, dass der Gesichtsan- griff zumindest auf Seiten des Hörers als vom Sprecher intendiert wahrgenommen werden müsse.⁹ Beide haben ihre Definitionen später erweitert: So fügt Bousfield hinzu, dass auch die Wahrneh- mung beziehungsweise Konstruktion der Sprecherintention und der verletzenden Wirkung seiner Worte durch den Hörer entscheidend dafür sei, dass das Gesicht des Hörers tatsächlich verletzt werde.¹⁰ Die Wirkung auf mögliche dritte Personen wird dabei nicht in Betracht gezogen. Culpeper ergänzt, dass Verhaltensweisen dann als unhöf- lich angesehen würden, „when they conflict with how one expects

5 Brita Rang und Johannes Süßmann: Einleitung. Konjunkturen der Höflichkeit. In: Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit, S. 159–172, hier S. 163–165.

6 Erving Goffman: On face-work: An analysis of ritual elements in social interaction. In: Psychiatry 18 (1955), S. 213–231.

7 Vgl. zur Rolle der Intention auch Jonathan Culpeper und Claire Hardaker: Impoliteness. In: Culpeper, Haugh und Kádár (Hgg.): The Palgrave Handbook, S. 199–225, hier S. 203 f.

8 Bousfield: Impoliteness, S. 71 f.

9 Jonathan Culpeper: Impoliteness and entertainment in the television quiz show: The Weakest Link. In: Journal of politeness research 1 (2005), H. 1, S. 35–72, hier S. 38.

10 Derek Bousfield: Researching impoliteness and rudeness: Issues and definitions. In: Miriam Locher und Sage Graham (Hgg.): Interpersonal Pragmatics (=Handbooks of Pragmatics. 6), Berlin, New York 2010, S. 101–134, hier S. 124.

them to be, how one wants them to be and/or how one thinks they ought to be.“¹¹

Somit sind Verhaltenserwartungen entscheidend für die Frage nach Unhöflichkeit. Es verwundert deshalb nicht, dass sie auch in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft im Mittelpunkt der Begriffsbestimmung stehen. Die Bedeutung von Verhaltenserwartungen haben Brita Rang und Johannes Süßmann bereits 2009 in ihrer Definition von Unhöflichkeit betont, die sie in deren Verhältnis zur Höflichkeit entwickelt haben. Unabsichtliche Unhöflichkeit schließen sie nicht aus, doch sie erhalte durch Absichtlichkeit eine besondere Qualität: „Sofern sie nicht auf Unkenntnis und Unvermögen beruht, sondern auf gezielten Regelverstößen und durchkreuzten Verhaltenserwartungen, ist Unhöflichkeit nicht das Gegenteil der Höflichkeit, sondern [...] deren kommunikative Erweiterung durch bestimmte Negation [...].“¹² Nach Sebastian Kühn soll solch gezielt eingesetzte Unhöflichkeit „das Gegenüber zu Reaktionen provozieren [...] und damit neue Handlungsspielräume eröffne[n].“¹³

Fassen wir zusammen: Unhöflichkeit steht in einem Spannungsfeld zu höflichen Umgangsformen einerseits und zu Gewalt und Eskalation andererseits. Sie kann unter Umständen gewaltsame Reaktionen provozieren, stellt selbst aber keinen Gesprächsabbruch dar, sondern ist Teil davon. Unhöfliches Handeln eröffnet Handlungsspielräume jenseits der Konventionen und Normen. Dadurch erspielt sie sich Freiräume, die sonst unzugänglich bleiben. Stets bleibt sie bezogen auf jene Verhaltensregeln, die innerhalb einer sozialen Gruppe als höflich gelten. Da sowohl die Gruppen als auch ihre Sozial- und Umgangsformen zeitlichen Veränderungen unterworfen sind, darf auch Unhöflichkeit nicht als unveränderliche Konstante verstanden werden. Was als Grenzüberschreitung wahrgenommen wird, ist nicht in Stein gemeißelt, sondern ist von der jeweiligen Kultur, dem Zeitgeist und der sozialen Schicht, dem Stand, der Klasse etc. abhängig.

11 Culpeper: Using Language to Cause Offence, S. 23.

12 Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 165.

13 Kühn: Provokation, S. 429.

Die bisherigen Ergebnisse der Forschung will dieser Band aufgreifen und die aufgestellte Definition empirisch auf den Prüfstand stellen. Uns interessiert, inwiefern Unhöflichkeit das Spektrum angemessenen kommunikativen Handelns durch Unangemessenheit erweitert. Wenn Unhöflichkeit in gewissen Situationen die gewählte Lösung war, worin bestand dann jeweils das Problem?¹⁴ Welcher Zweck wurde mit Unhöflichkeit verfolgt und welche Wirkung erzeugt? In welchen Kontexten tritt Unhöflichkeit auf?

Auf eine Besonderheit von Unhöflichkeit weist uns der eingangs erwähnte Sketch hin. Fast fünf Millionen Zuschauer haben sich allein bei Youtube an der Tirade Max Giermanns amüsiert. Ein Kontext von Unhöflichkeit sind somit (teil-)öffentliche Situationen, in denen der Unhöfliche ein Publikum adressiert¹⁵ und auf Kosten seines Gegenübers unterhält. Bei der Analyse von Unhöflichkeit muss also die Kommunikationssituation im Blick behalten werden: Geht es um eine Binnenkommunikation zwischen zwei Personen? Oder ist ein Publikum im Spiel, das Vergnügen aus Provokation, Grenzüberschreitung und Entgleisung zieht?

4. Gelehrtenstreit vom 17. bis zum 20. Jahrhundert

Inhaltlich beschäftigen sich die Beiträge dieses Sammelbandes auf unterschiedlichen Ebenen mit Unhöflichkeit, wodurch sie sich in drei Sektionen unterteilen lassen:

1. Unhöflichkeit praktizieren
2. Auf erlittene Unhöflichkeit reagieren
3. Über Unhöflichkeitspraktiken reflektieren

14 Analog zu Rangs und Süßmanns Leitfrage: „Wenn Höflichkeit aber die Lösung war, worin bestand dann jeweils das Problem?“ Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 163.

15 Vgl. dazu Kühn: Provokation, S. 428.

Den Aufsätzen von Dennis Friedl, Marvin Loga-DerkSEN und Rieke Becker liegen Quellen zugrunde, die selbst eine Unhöflichkeit darstellen. Die Protagonisten in den Texten von Christoph Heger und Lars Wolfram reagieren auf ihnen widerfahrene Unhöflichkeit. Markus Lauert untersucht anhand des *Zedler-Lexikons* die theoretische Reflexion über das Phänomen Unhöflichkeit. Ohne dass es intendiert gewesen wäre, legten die AutorInnen bei der Themen- und Quellenwahl einen Schwerpunkt auf Gelehrtenkommunikation. So thematisieren Dennis Friedl, Marvin Loga-DerkSEN und Lars Wolfram Konflikte unter Akademikern. Bei Rieke Becker und Christoph Heger geht es um politische Konflikte, für deren unhöfliche Austragung akademisch gebildete Personen in hohem Maße verantwortlich waren. Markus Lauert kann nachweisen, dass selbst bei einem vermeintlich unverfänglichen Lexikoneintrag ein schwelender Konflikt über Universitätsideale im Hintergrund schweben kann.

Sich auf Unhöflichkeit in der Gelehrtenkultur, d. h. auf Dissens und Streitigkeiten unter Gelehrten oder ihr Verhalten in politischen Konflikten zu fokussieren, bestätigt nicht nur die Annahme, dass Höflichkeits- und Unhöflichkeitspraktiken nicht zwingend an die höfische Etikette gebunden sind. Unhöflichkeit war als Ausdrucksmittel insbesondere für die Gruppe der akademisch Gebildeten von hoher Relevanz. Um strategisch klug und gekonnt mit sozialen Normen umgehen zu können, bedarf es einer gewissen Bildung. Die geschriebenen und ungeschriebenen Regeln der Gesellschaft müssen bekannt sein, es sind rhetorisches Geschick und soziale Intelligenz erforderlich. Diese benötigten Fähigkeiten fordern Gelehrte vielleicht regelrecht dazu heraus, aus einem Streit einen rhetorischen Wettstreit zu machen, in dem es nicht nur ums Rechthaben geht, sondern auch darum, die feinste Klinge zu führen, selbst die unterhaltsamste und raffinierteste Unhöflichkeit an den Tag zu legen oder den Unhöflichen mit formvollendeter Höflichkeit zu provozieren und zu schlagen. Diese Entwicklung lässt sich über mehrere Jahrhunderte nachverfolgen, vom 17. bis ins 20. Jahrhundert, wobei die Betrachtung in beide Richtungen sicherlich fortgesetzt werden kann.

Ein Beispiel für die raffinierte Nutzung von Unhöflichkeitsformen in der Publizistik präsentiert Dennis Friedl mit dem Bibliothekar Sir Antonio Genesio Maria Panizzi, der, um seinen eigenen Ruf zu retten, 1837 den der Royal Society in einer öffentlichen Flugschrift schädigte. Legitimation bezieht Panizzi aus einer stilisierten Notwehrsituations. Gleichzeitig nutzt er diese aus, um sein Publikum mit geschliffenen Beleidigungen zu amüsieren.

Gegen den im Dienst der Welfenherzöge stehenden lutherischen Theologen Johann Fabricius richtete sich ein 1704 verbreiteter Schmähbrief. Johann Fabricius hatte die lutherische Orthodoxie gegen sich aufgebracht und setzte sich ihrer Polemik aus. Mit welchen Mitteln dieser Kampf geführt wurde, erläutert Marvin Loga-Derkens in seinem Beitrag über die Interdependenz von Öffentlichkeit und Unhöflichkeit.

Rieke Becker verfolgt anhand einer Flugschrift von 1667 den Streit zwischen den ostfriesischen Ständen und der Regentin Christine Charlotte um die Herrschaft über Ostfriesland nach. Weder mit höflichen Bitten noch mit Gewalt konnten die Stände sich gegenüber der Fürstin durchsetzen, weshalb sie den Boden der höfisch-höflichen Kommunikation verließen und zu einer öffentlichen, unhöflichen Streitausragung übergingen.

Einen diplomatisch heiklen Fall im Weserraum rekonstruiert Christoph Heger. 1733 besuchte der Kanzler der Fürstabtei Corvey, Johann Caspar von Godesberg, den herzoglichen Hof von Braunschweig-Wolfenbüttel. Wie er dort empfangen wurde, empfand er selbst als grobe Unhöflichkeit, was ihn zu einer geschickten, weil gleichermaßen höflichen und bestimmten Reaktion veranlasste.

Ins 20. Jahrhundert führt ein Briefwechsel über einen Plagiatsvorwurf. Lars Wolfram untersucht das enge Wechselverhältnis von Höflichkeit und Unhöflichkeit. Er arbeitet an der Korrespondenz zwischen den beiden Mediävisten Reinhard Lebe und Gerhard Rösch heraus, wie ein eigentlich unhöflicher Vorwurf angemessen vermittelt werden konnte. Beide Schreiber bedienten sich Höflichkeitsformen, um trotz des Konflikts miteinander kommunizieren zu können.

Wie Gelehrte im 18. Jahrhundert über Unhöflichkeitsformen nachdachten, behandelt der Aufsatz von Markus Lauert. Im 1746 erschienenen Artikel über Unhöflichkeit in Zedlers *Universal-Lexicon* definiert ein anonymer Gelehrter nicht nur das Phänomen, er nimmt auch kritisch Stellung zur sich an deutschen Universitäten verbreitenden Mode der Galanterie.

In der Gesamtschau unterstützen die Beiträge die These Sebastian Kühns, der Unhöflichkeit als kommunikatives Handeln begreift, das vor einem Publikum abläuft.¹⁶ Jene Quellen, die für eine Öffentlichkeit¹⁷ bestimmt waren, strotzen vor Unhöflichkeit¹⁸, während diejenigen Quellen, die Teil der Binnenkommunikation zwischen zwei Personen waren, darum bemüht sind, vemeintlich Unhöfliches so höflich wie möglich auszudrücken.¹⁹ Das Publikum ist nicht nur der geeignete Adressat für die Botschaften des Unhöflichen, es gewährt auch Schutz, der in der direkten, persönlichen Kommunikation nicht gegeben ist. Agiert der Unhöfliche zusätzlich anonym, ergeben sich weitere Freiräume für unhöfliche Grenzüberschreitungen. Man sollte das Verhältnis von Unhöflichkeit und Öffentlichkeit deshalb neu überdenken: Offenbar stehen beide Phänomene in einem engeren Wechselverhältnis zueinander, als bisher angenommen worden ist.

5. Methodik

So wie das Forschungskolloquium neben dem täglichen universitären Forschungs- und Lehrbetrieb Freiraum für die intensive Beschäftigung mit Quellen bietet, lässt dieser Band den AutorInnen die Freiheit, ihre Thesen anhand einer einzelnen Quelle zu entwickeln. Wie sie diese Aufgabe umsetzen, blieb ihnen freigestellt. Als Herausgeber

16 Kühn: Provokation, S. 428.

17 Lucian Hölscher: Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit (=Sprache und Geschichte. 4). Stuttgart 1979.

18 Vgl. die Aufsätze von Dennis Friedl, Marvin Loga-Derksen und Rieke Becker.

19 Vgl. die Aufsätze von Christoph Heger und Lars Wolfram.

haben wir bezüglich der Herangehensweise sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede entdecken können. Selbst verstehen wir Theorie und Methodik in der Geschichtswissenschaft nicht als vorgefertigte Rezepte, die es präzise nachzuahmen gilt, sondern vielmehr als Werkzeugkoffer, den es durch eigene Ideen, Konzepte, Problemlösungen und Begriffe zu ergänzen gilt.

Die im Forschungskolloquium von Johannes Süßmann vermittelte Methode ist ihrerseits ein solcher Werkzeugkoffer. Die „herkömmlichen geschichtswissenschaftlichen Vorgehensweisen der Quellenkritik und Quelleninterpretation“ nach Johann Gustav Droysen und Ahasver von Brandt erweitert Süßmann „mit Grundsätzen von Panofskys Bildauslegung“, Ulrich Oevermanns Objektiver Hermeneutik, Gérard Genettes Überlegungen zum Paratext sowie der Textlinguistik.²⁰ Insbesondere die Quellen-, Editions- und Überlieferungskritik als wissenschaftliche Grundlage allen historischen Forschens und geschichtswissenschaftlichen Arbeitens spielt eine besonders große Rolle. Die Wahl des geeigneten *Quellenzeugen*²¹ ist entscheidend und muss deshalb gut begründet werden. Erst danach folgt die Interpretation in vier Etappen. Die Bezeichnungen der einzelnen Interpretationsschritte sind zwar direkt der Sprachwissenschaft entlehnt, als Bezeichnung von Arbeitsschritten einer spezifisch geschichtswissenschaftlichen Methode besitzen sie jedoch eine eigene Bedeutung.

Die *Syntaxinterpretation* ähnelt der vorikonografischen Beschreibung in der Bildhermeneutik Panofskys, ist aber – wie alle Interpretationsschritte – nicht auf ein bestimmtes Material beschränkt, sondern lässt sich gleichermaßen sowohl auf Text- als auch Bild-

20 Johannes Süßmann: Geschichtswissenschaften und Objektive Hermeneutik. In: Roland Becker-Lenz u.a. (Hgg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden 2016, S. 115–140, hier S. 138.

21 Der Begriff „Quellenzeuge“ bezeichnet die konkrete Überlieferung einer Quelle. Er dient vor allem dann zur Differenzierung, wenn von demselben Text, Bild, Gegenstand mehrere Varianten überliefert sind, was beispielsweise bei Druckwerken die Regel darstellt. Unterscheiden diese sich zwar rein textuell nicht, haben sie doch hinsichtlich der Überlieferung verschiedene Wege in die Gegenwart genommen, die ihre Spuren hinterlassen haben. Bei konkurrierenden Editionen oder Digitalisaten bietet sich der Begriff zur Differenzierung ebenfalls an.

quellen und gegenständliche Quellen übertragen. Es ist immer das Material, das über den Ablauf der Analyse entscheidet. Zu dieser Betrachtungsebene, die Bestandteile, Aufbau und Zusammensetzung des Textes, Bildes, Gegenstandes seziert, gehört es auch, die Materialität, Stofflichkeit und Medialität des Quellenzeugen in die Untersuchung einzuschließen und nach Gebrauchs- sowie Rezeptionsspuren zu suchen. Entscheidend ist dabei, dass während der Syntaxinterpretation

„die Inhalte außen vor gelassen werden und man sich ausschließlich darüber Gedanken macht, welche Bedeutung durch die Auswahl und Anordnung der verwendeten Bestandteile entsteht. Denn der Aufbau lenkt die Wahrnehmung und dies um so mächtiger, als er den Inhalten vorausliegt, daher meist unbewußt bleibt.“²²

Erst die *Semantikinterpretation* widmet sich der Frage, was die Quelle bedeutet. Geht es hier zunächst um die materialimmanente Deutung der Inhalte – von Begriffen, Symbolen, Metaphern, Motiven, Wappen, Ornamenten etc. –, bezieht die *Pragmatikinterpretation* die Kommunikationssituation mit ein, in der die Quelle steht bzw. stand. Sie „zielt auf das Verhältnis des Materials zu einem Entstehungs- und Gebrauchszusammenhang“ ab.²³

Syntax-, Semantik- und Pragmatikinterpretation sollen den Forschenden in die Lage versetzen, in einem vierten und letzten Schritt seine Forschungsfrage zu beantworten. Dieser Schritt, um den es ja eigentlich geht, steht bewusst am Ende des Prozesses, um zu vermeiden, „sich aus Quellen nur das herauszupicken, was man darin sehen will und deshalb hineinprojiziert.“²⁴

Kurzgefasst: Die von Johannes Süßmann vermittelte Methode versucht auf Basis präziser Beobachtungen neue Erkenntnisse zu gewinnen. Dabei darf sie detailversessen und pedantisch sein, nie aber dogmatisch, weil sie sonst erstarrt und an Flexibilität verliert.

22 Süßmann: Objektive Hermeneutik, S. 138.

23 Ebd., S. 139.

24 Ebd., S. 140.

Flexibilität ist aber unbedingt nötig, um sich auf die Anforderungen einzulassen, die von den Quellen an den Forschenden gestellt werden. Zwar machen Historiker eine Sache zu einer Quelle, doch kann man die Betrachtung auch umkehren und sagen: Quellen machen Historiker erst zu Forschern.

6. Danksagung

Nicht nur um Höflichkeitserwartungen zu entsprechen, sondern ehrlich und von Herzen möchten wir uns bei den Personen und Institutionen bedanken, die am Entstehen dieses Bandes beteiligt waren. Dank der großzügigen finanziellen Unterstützung der Universitätsgesellschaft Paderborn und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abteilung Paderborn, konnten wir die Gestaltung des Titelblatts, des Layouts und den Satz der Texte in die professionellen Hände von Thomas Auer legen. Von ihm stammt auch die Idee, auf dem Titelblatt die Handschrift des für seine Exzentrik, Provokation und Unhöflichkeit berühmt-berüchtigten Künstlers Salvador Dalí zu verwenden. Ohne die finanzielle Unterstützung wäre die Veröffentlichung nicht möglich gewesen. Unser besonderer Dank richtet sich daher stellvertretend an Andreas Siebe als Vorsitzenden der Universitätsgesellschaft und an Andreas Neuwöhner als Vorsitzenden des Altertumsvereins Paderborn.

Ein weiterer Dank geht an den Publikationsservice der Universitätsbibliothek Paderborn für die Beratung und unkomplizierte Realisierung der Veröffentlichung.

Marvin Loga-Derksen war an der Ideenfindung und Konzeption des Bandes beteiligt, Kira Miller hat uns in der Endphase der Redaktion beträchtlich unterstützt, wofür wir ihnen herzlich danken. Außerdem danken wir allen AutorInnen für ihre Beiträge, ihre Geduld und ihr Engagement bei der Realisation dieses Projektes.

Johannes Süßmann danken wir im Namen aller AutorInnen für die stete Förderung und Ermutigung, die wir in verschiedenen aka-

demischen Lebensphasen durch ihn erfahren haben. Seine Begeisterung für die Geschichtswissenschaft und seine Lust am Forschen sind ansteckend und haben nicht nur uns infiziert, sondern auch eine beachtliche und weiterwachsende Zahl an Studierenden, die allsemesterlich ein Kolloquiumswochenende in der Universität verbringen, um in ihrer Freizeit über Quellen zu diskutieren, teilweise noch über ihr Studienende hinaus. Wir gratulieren dem Jubilar zum Geburtstag und wünschen ihm, dass ihm sein Elan und seine positive Neugier erhalten bleiben, damit wir uns weiterhin auf gute Ideen, spannende Quellenfunde und anregende Gespräche über die Forschung freuen dürfen.

Literatur

- Ankenbrand, Katrin: Höflichkeit im Wandel. Entwicklungen und Tendenzen in der Höflichkeitspraxis und dem laienlinguistischen Höflichkeitsverständnis der bundesdeutschen Sprachgemeinschaft innerhalb der letzten fünfzig Jahre. Heidelberg 2013. URL: <https://archiv.ub.uni-heidelberg.de/volltextserver/14676/1/H%C3%96FLICHKEIT%20IM%20WANDEL.pdf> [09.04.2024].
- Beetz, Manfred: Frühmoderne Höflichkeit. Komplimentierkunst und Gesellschaftsrituale im altdeutschen Sprachraum. Stuttgart 1990.
- Bonacchi, Silvia: (Un)Höflichkeit. Eine kulturologische Analyse Deutsch – Italienisch – Polnisch (= Warschauer Studien zur Germanistik und zur Angewandten Linguistik). Frankfurt am Main 2013.
- Bousfield, Derek: Impoliteness in Interaction (= Pragmatics & Beyond New Series. 167). Amsterdam, Philadelphia 2008.
- Bousfield, Derek: Researching impoliteness and rudeness: Issues and definitions. In: Miriam Locher und Sage Graham (Hgg.): Interpersonal Pragmatics (= Handbooks of Pragmatics. 6), Berlin, New York 2010, S. 101–134.

- Culpeper, Jonathan: Impoliteness and entertainment in the television quiz show: The Weakest Link. In: *Journal of politeness research* 1 (2005), H. 1, S. 35–72.
- Culpeper, Jonathan und Dániel Z. Kádár (Hgg.): *Historical (Im)Politeness* (= *Studies in Language und Communication*. 65). Bern 2010.
- Culpeper, Jonathan: *Impoliteness. Using Language to Cause Offence* (= *Studies in Interactional Sociolinguistics*. 28). Cambridge 2011.
- Culpeper, Jonathan, Michael Haugh und Dániel Z. Kádár (Hgg.): *The Palgrave Handbook of Linguistic (Im)Politeness*. London 2017.
- Darin:*
- Culpeper, Jonathan und Claire Hardaker: *Impoliteness*, S. 199–225.
- Davidson, Jenny: *Hypocrisy and the Politics of Politeness. Manners and Morals from Locke to Austen*. Cambridge 2004.
- Ellerbrock, Dagmar u.a.: Invektivität – Perspektiven eines neuen Forschungsprogramms in den Kultur- und Sozialwissenschaften. In: *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 1/1 (2017), S. 2–24, URL: <https://mediarep.org/server/api/core/bitstreams/de70fc78-803c-41eb-ad32-212bd0b6acae/content> [09.04.2024].
- Engel, Gisela, Brita Rang, Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit* (= *Zeitsprünge*. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009.
- Darin:*
- Kühn, Sebastian: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten, S. 424–439.
- Rang, Brita und Johannes Süßmann: Einleitung. Konjunkturen der Höflichkeit, S. 159–172.
- Erhardt, Claus und Eva Neuland: *Sprachliche Höflichkeit* (= utb. 5541). Tübingen 2021.
- Felderer, Brigitte und Thomas Macho (Hgg.): *Höflichkeit. Aktualität und Genese von Umgangsformen*. München 2002.
- Goffman, Erving: On face-work: An analysis of ritual elements in social interaction. In: *Psychiatry* 18 (1955), S. 213–231.
- Grunzig, Dörte: *Pragmatik der Höflichkeitserwartungen* (= Stauffenburg Linguistik. 105). Tübingen 2019.

- Haugh, Michael: *Im/Politeness Implicatures* (= Mouton Series in Pragmatics. 11). Berlin, München, Boston 2015.
- Hölscher, Lucian: *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit* (= Sprache und Geschichte. 4). Stuttgart 1979.
- Kaltz, Barbara: (Un)Höflichkeit – (im)politesse im Wörterbuch: eine vergleichende Untersuchung. In: Dorothee Kimmich und Wolfgang Mazat (Hgg.): *Der gepflegte Umgang. Interkulturelle Aspekte der Höflichkeit in Literatur und Sprache*. Bielefeld 2008, S. 185–198.
- Kimmich, Dorothee und Wolfgang Matzat (Hgg.): *Der gepflegte Umgang. Interkulturelle Aspekte der Höflichkeit in Literatur und Sprache*. Bielefeld 2008.
- Montandon, Alain (Hg.): *Über die deutsche Höflichkeit: Entwicklung der Kommunikationsvorstellungen in den Schriften über Umgangsformen in den deutschsprachigen Ländern*, Berlin 1992.
- Süßmann, Johannes: *Geschichtswissenschaften und Objektive Hermeneutik*. In: Roland Becker-Lenz u.a. (Hgg.): *Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme*. Wiesbaden 2016, S. 115–140.
- Watts, Richard (Hg.): *Politeness in Language. Studies in its History, Theory and Practice*. Berlin, New York 2005.

„I DEEPLY AND SINCERELY
REGRET TO BE DRIVEN TO PRINT“
UNHÖFLICHKEIT ALS NOTWEHR IM STREIT ZWISCHEN
ANTHONY PANIZZI UND DER *ROYAL SOCIETY*

Sir Antonio Genesio Maria Panizzi (1797–1879) gehörte einer Berufsgruppe an, die man vielleicht nicht in erster Linie mit Aufsehen erregendem, unhöflichem Verhalten in Verbindung bringt: Er war Bibliothekar. In dieser Tätigkeit gelang es ihm, sich einen fast schon legendären Ruf zu erarbeiten, der bis in die heutige Zeit besteht. Sein Biograph Edward Miller beehrt ihn mit dem Titel seiner Monografie etwa als „Prince of Librarians“¹, Stefano Gambari ordnet ihn als „one of the greatest librarians of all time“² ein und für Matthew Battles ist er „der erste prometheische Bibliothekar des 19. Jahrhunderts“.³ Seine „91 Rules for the Compilation of the Catalogue“ haben für immer verändert, wie wir bibliographische Entitäten verzeichnen und gewinnen in digitalen Zeiten im Kontext von *Linked Data* neue Relevanz.⁴

-
- 1 Edward Miller: Prince of Librarians. The Life and Times of Antonio Panizzi of the British Library. London 1988.
 - 2 Stefano Gambari und Mauro Guerrini: „Terrible Panizzi“: Patriotism and Realism of the „Prince of Librarians“. In: Cataloging & Classification Quarterly 56, H. 5–6 (2018), S. 455–486, hier S. 458. DOI: <https://doi.org/10.1080/01639374.2018.1491913> [04.03.2024].
 - 3 Matthew Battles: Die Welt der Bücher. Eine Geschichte der Bibliothek. Aus d. Amerik. v. Sophia Simon. Düsseldorf 2003, S. 149.
 - 4 Vgl. etwa Andrew Prescott: Bibliographic Records as Humanities Big Data. In: 2013 IEEE International Conference on Big Data (2013), S. 55–58. DOI: <https://doi.org/10.1109/BigData.2013.6691670> [04.03.2024]. Und Donald Grant Campbell und Karl Fast: Panizzi, Lubetzky, and Google. How the Modern Web Environment is Reinventing the Theory of Cataloguing. In: Canadian Journal of Information & Library Sciences 28, H. 3 (2004), S. 25–38. DOI: <https://doi.org/10.29173/cais319> [04.03.2024].

Panizzi wurde 1837 zum „Keeper of Printed Books“ des *British Museum* und 1856 sogar zu dessen „Principal Librarian“. Er stand somit der *de facto* britischen Nationalbibliothek vor, denn die uns heute vertraute Trennung von *British Museum* und *British Library* erfolgte erst 1973. Im Laufe dieser beiden Ämter gelang es ihm, das Wesen und die Reputation der *British Museum Library* grundlegend zu verändern. Radikale Strukturveränderungen und das erfolgreiche Eintreiben von Fördergeldern führten etwa dazu, dass sich die Anzahl an Bänden von 230.000 im Jahr 1836 zu 470.000 im Jahr 1852 erhöhte und er seinem Lebensziel „to make the library of the British Museum the greatest and most important in the whole world“⁵ ständig näher kam. 1869 wurde er im Ruhestand von Queen Victoria zum Ritter geschlagen.

Panizzi war für diese Laufbahn allerdings nicht prädestiniert. 1797 in Italien geboren, studierte er in Parma Rechtswissenschaft und war als Anwalt tätig.⁶ Aufgrund des Verdachts, Mitglied einer konspirativen Geheimgesellschaft zu sein, war er jedoch gezwungen, aus Italien zu fliehen und erreichte im Mai 1823 die englische Hauptstadt. Nach Tätigkeiten als Italienischlehrer begann 1831 schließlich seine Karriere im *British Museum*, als ihm ein Kontakt eine Anstellung als „Assistant Librarian“ vermittelte. Von Beginn bis zum Ende seiner Laufbahn war Panizzi immer wieder mit dem Druck konfrontiert, sich als „foreigner“ besonders behaupten zu müssen.⁷ Eine unfreiwillige Gelegenheit dazu ergab sich ihm etwa, als er kurz nach seinem Antritt als „Assistant Librarian“ den Auftrag annahm, die Bibliothek der ältesten noch heute bestehenden Wissenschaftsgesellschaft der Welt zu katalogisieren: der *Royal Society*. Dass dieser Auftrag im Zerwürfnis mit der *Society* enden würde, hatte Panizzi sicherlich nicht geahnt, genauso wenig, dass ein emotional geführter Streit über die Deutungshoheit seiner Arbeit in

5 Edward Miller: Antonio Panizzi and the British Museum. In: *The British Library Journal* 5, H. 1 (1979), S. 1–17, hier S. 3. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/42554452> [04.03.2024].

6 Für eine ausführliche biographische Darstellung siehe Louis Fagan: *The Life of Sir Anthony Panizzi, K.C.B., Late Principal Librarian of the British Museum, Senator of Italy, &c., &c.* 2 Bd. 2. Aufl. London 1880.

7 Siehe dazu besonders die Darstellung in Miller: *Panizzi and the British Museum*.

Form gleich mehrerer Schriften in der Öffentlichkeit ausgetragen werden sollte. Der vorliegende Beitrag behandelt das Schlüsseldokument dieses Konfliktes: Panizzis Flugschrift *A Letter to His Royal Highness the President of the Royal Society, on the New Catalogue of the Library of that Institution Now in the Press*, die nicht nur das Bild der Zeitgenossen, sondern auch das der späteren Forschung über die Auseinandersetzung entscheidend prägte. Im Sinne dieses Sammelbandes dient sie nicht dem möglichst getreuen Nachzeichnen des Konfliktverlaufes⁸, sondern als Quelle unhöflichen Handelns. Wie noch zu zeigen ist, stellte Unhöflichkeit die ausschlaggebende rhetorische Strategie dar, auf der das Gesamtkonzept der Flugschrift beruhte und die später dazu führen sollte, dass die weitere öffentliche Auseinandersetzung überhaupt und in Panizzis Sinne ausgetragen wurde.

Um den Anlass von strategisch eingesetzter Unhöflichkeit, ihre Form und insbesondere ihre Funktion für Panizzi an diesem speziellen Punkt des Konfliktes zu verstehen, soll das Dokument gemäß der – vom Widmungsträger dieses Sammelbandes geprägten⁹ – *strukturellen Hermeneutik* analysiert werden. Als Quellengrundlage dient dabei das Exemplar der *University of Michigan Library*, das uns als hochauflösendes Digitalisat online zur Verfügung steht.¹⁰ Entscheidend für dieses methodische Vorgehen ist es, sich möglichst wenig von unserem bereits vorhandenen Wissen über die Quelle und den „historischen Fakten“ in unseren Interpretationsmöglichkeiten von vornherein einschränken zu lassen. Der Quelle muss stets die Möglichkeit geboten werden, ihr *Veto* einzulegen. In diesem Sinne beginnt

8 Für eine Verlaufsbeschreibung siehe D. L. Emblen: Roget vs. Panizzi – A Collision. In: *The Journal of Library History* (1966–1972) 4, H. 1 (1969), S. 9–38. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/25540140> [04.03.2024].

9 Vgl. Johannes Süßmann: Geschichtswissenschaften und Objektive Hermeneutik. In: Roland Becker-Lenz u.a. (Hgg.): *Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme*. Wiesbaden 2016, S. 115–140.

10 Anthony Panizzi: *A Letter to His Royal Highness the President of Royal Society, on the New Catalogue of the Library of that Institution Now in the Press*. London 1837. University of Michigan Library, Sign. Z 792 R88 P18 1837. <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015033915128> [04.03.2024].

die Analyse mit einem weiten Blick auf die physische Beschaffenheit des Dokuments, seiner Bestandteile und inneren Beziehungen – seiner *Syntax*. Dies führt nicht nur zu einem besseren Verständnis der Quelle, sondern kann bereits an dieser Stelle manche falschen Annahmen ausschließen, andere bestätigen oder neue anregen. Der darauffolgende Analyseteil konzentriert sich dagegen auf die *Semantik* und geht bis auf die Ebene von Wortbedeutungen herab, etwa um Einsicht in die Form von Panizzis Unhöflichkeit zu erlangen. Darauf aufbauend soll ein auf die *Pragmatik* zielender Teil zu Erkenntnissen über die Rolle von Unhöflichkeit in der Gesamtstrategie der Flugschrift führen. Ob diese den von Panizzi erwünschten Effekt hatte, kann abschließend in einem Überblick über die Folgen der Flugschrift festgestellt werden.

1. Ein alter, brandneuer Brief

Die Quelle umfasst 59 Druckseiten, die mit einer Länge von 22 cm heute in etwa dem DIN-A5-Format zuzuordnen sind. Das Exemplar der *University of Michigan* wird durch eine für die Archivierung praktikable Kartonbindung geschützt, die darüber hinaus für die Archivnutzung ebenso praktikable Angaben über Autor, Titel und Signatur macht. In der Innenseite der Bindung findet sich der Eintrag „bound in library Jun 14 1912“. Da auch weitere digitalisierte Exemplare¹¹ eine dem Archivkontext zuzuordnende Bindung aufweisen, kann der Schluss gezogen werden, dass das Dokument zeitgenössisch vermutlich ohne Bindung herausgegeben wurde. Zudem ermöglichte die Drucklegung eine effiziente Reproduzierbarkeit: Die Einordnung als recht umfangreiche Flugschrift liegt nahe.

Innerhalb des Dokuments lassen sich strukturell drei Teile unterscheiden, deren Beziehung zueinander auf eine komplexe Entstehungs- und Vorgeschichte hindeutet.

11 Etwas <https://books.google.de/books?id=i5MIAAAAQAAJ> [04.03.2024].

Zu Beginn steht ein Titelblatt, das für die Flugschrift als Deckblatt fungiert. In Majuskeln gibt es Auskunft über die zu erwartende Textsorte, den Adressaten und das Thema der folgenden Seiten: „A Letter to His Royal Highness the President of the Royal Society, on the New Catalogue of the Library of that Institution Now in the Press.“ Durch Zeilenumbrüche und verschiedene Schriftgrößen werden Elemente des Titels gezielt hervorgehoben und der Blick des Betrachters gelenkt. Gleich das einleitende „A Letter“ ist dabei am prominentesten platziert. Nicht der Inhalt, sondern vorrangig die Textsorte scheint für das Dokument also entscheidend zu sein und soll bei potenziellen Lesern Aufmerksamkeit erregen. Das gelingt auch durch den scheinbaren Widerspruch, der durch Assoziationen an handschriftlichen, vertraulichen Briefverkehr zwischen zwei Personen auf der einen und dem auf Vervielfältigung und Öffentlichkeit ausgelegtem Druckwerk auf der anderen Seite hervorgerufen wird. Dieser Widerspruch will aufgelöst werden und führt unweigerlich zur Auseinandersetzung des Lesers mit der Flugschrift, der seine Erwartungen konstruiert: Handelt es sich etwa um die Veröffentlichung einer eigentlich intimen Korrespondenz, um einen ‚Leak‘, oder um einen von vornherein offenen Brief, der sich provokant in einen Diskurs einreicht oder diesen anstößt? Die geweckte Neugier wird weiter durch die Angabe des Adressaten erhöht, denn dieser bekleidet als „Royal Highness“ und als Präsident der *Royal Society* gleich in zweifacher Hinsicht ‚Spitzenpositionen‘ von großem Einfluss und öffentlichem Interesse. Dass der Name des Adressaten nicht genannt wird, zeigt zum einen, dass dieser vermutlich den Lesern aufgrund seiner Positionen ohnehin bekannt war, setzt aber vor allem den Fokus nicht auf seine Person, sondern seine Ämter. Durch die Schriftgröße wird hierbei besonders sein Amt als Präsident der *Royal Society* hervorgehoben. Der Brief richtet sich an den Inhaber dieses Amtes – wer das genau ist, spielt eine untergeordnete Rolle. Das eigentliche Thema des Briefes wirkt dagegen trocken: Es geht um einen Bibliothekskatalog. Doch auch hier lassen sich Strategien der Aufmerksamkeitsgenerierung erkennen. Es handelt sich nämlich um eine aktuelle Angelegenheit; der Katalog ist „New“ und „Now in the

Press“ und steht durch „of that Institution“ in direkter Verbindung mit dem Adressaten. Die Selbstverständlichkeit, mit der „the New Catalogue“ angekündigt wird, lässt darüber hinaus schließen, dass bei den Lesern Vorwissen über diesen Katalog erwartet wird und dass sich der Brief tatsächlich in einen laufenden, aktuellen Diskurs einreicht.

Dem Titelblatt folgen 53 durchnummerierte Seiten Fließtext. Dieser umfangreichste und zentrale Abschnitt wiederholt mit „A Letter &c.“ abgekürzt den Titel und vermittelt tatsächlich den Anschein eines Briefes: Er wird mit einer Anrede eingeleitet, „May it please your Royal Highness“, und schließt mit einer Grußformel, „Very obedient and very humble Servant“, der Nennung des Autors, „A. Panizzi“, und einem Datum, „January 28th, 1837.“ Dass Panizzis Name nicht auf dem Titelblatt erscheint und erst am Ende des Briefes erwähnt wird, bestärkt den Eindruck, die Leser seien mit manchen Details des Sachverhaltes bereits vertraut gewesen.

Überraschenderweise stellt das Ende des Briefes jedoch nicht den Abschluss des Dokumentes dar, denn es folgen drei weitere Seiten, die entscheidende Hinweise für die Einordnung der Flugschrift liefern. Auch hier orientiert sich Panizzi an der Textsorte Brief. Er unterschreibt erneut und schließt mit der Orts- und Datumsangabe „British Museum, November 27, 1837.“ Auf mehrere Weise soll dabei der Eindruck vermittelt werden, es handele sich bei diesen letzten drei Seiten um einen Anhang, der erst nachträglich zu den ersten beiden Teilen hinzugekommen sei. So beginnt etwa eine neue Seitenzählung, die Druckerangabe befindet sich bereits am Ende des Hauptbriefes und auch fanden für den letzten Teil etwas größere Lettern Verwendung.¹² Natürlich sollen besonders die beiden Datumsangaben die zeitliche Kluft zwischen den beiden ‚Briefen‘ von fast einem Jahr vermitteln. Nicht nur der Inhalt, auch die Drucklegung sei dabei zeitlich zu unterscheiden; so heißt es im Anhang, der erste

12 Ob sich darüber hinaus auch die Materialität unterscheidet, lässt sich anhand der Digitalisate leider nicht feststellen.

Brief „was printed at the end of last January, but was not put into circulation“.¹³ Das Titelblatt schweigt allerdings zu diesem Anhang, spricht schließlich von „A Letter“ im Singular und ist mit der Verzögerung wohl auch nicht mehr so aktuell, wie eigentlich angekündigt. Für die Flugschrift, mit ihren genauen Datumsangaben, scheint es von entscheidender Wichtigkeit zu sein, wann etwas geschehen ist, wer wann etwas geschrieben hat und wann es gedruckt worden ist. Die Leser sollen glauben, dass das Titelblatt und der 53 Seiten lange Brief während der Verzögerung bereits in gedrucktem Zustand und unverändert aufbewahrt wurden und lediglich der Anhang nachträglich hinzugekommen sei. Dies bedarf allerdings Überzeugungsarbeit und die zeitliche Kluft Erklärung:

Eingeleitet wird der Anhang mit einem Versprechen: „The following Letter will explain the reason of the delay which has taken place in the publication of these pages.“¹⁴ Mit „Letter“ ist allerdings nicht der briefähnliche Anhang insgesamt gemeint, sondern ein Brief, den Panizzi am 4. November an den Präsidenten der *Royal Society* schrieb und der im Anhang nun zitiert und anschließend kommentiert wird. Anders als der von vornherein als offener Brief konzipierte ‚Hauptbrief‘ handele es sich dabei um einen Brief, der zuvor lediglich den Präsidenten und in Kopie ausgewählte Mitglieder der *Royal Society* erreicht hätte und nun als Ausschnitt das erste Mal gedruckt worden sei. Panizzi erklärt in diesem Brief dem Präsidenten die Verzögerung. Zunächst das Unwohlsein des Präsidenten und anschließend „the fatal illness of His late Majesty“¹⁵ hätten ihn davon abgehalten, sich mit einer Veröffentlichung „aufzudrängen“.¹⁶ Angehängt sei diesem Schreiben der 53 Seiten lange ‚Hauptbrief‘ gewesen, damit sich der Präsident vor seiner Veröffentlichung mit dessen Inhalt vertraut machen könne. Durch die Drucklegung des Schreibens können auch die Leser die Flugschrift

13 Panizzi: A Letter to His Royal Highness, Anhang S. 1.

14 Ebd.

15 Ebd.

16 „to intrude myself on“, ebd.

im Diskurs besser einordnen und erfahren zudem den Grund der Verzögerung und wie der Präsident auf die Warnung reagierte: „His Royal Highness not having taken the least notice of my respectful communication“.¹⁷

Wie aber kann ausgerechnet ein Bibliothekskatalog, ein scheinbar objektives Bücherverzeichnis, eine solche Brisanz haben, dass eine Flugschrift über ihn nur zu einem angemessenen Zeitpunkt veröffentlicht werden kann und ein Mitglied der königlichen Familie, der Präsident der *Royal Society*, davor gewarnt werden muss? Die Erklärungsbedürftigkeit dieses Umstandes war vermutlich auch Panizzi bewusst und so beginnt er seinen *Letter* – nach der Anrede der „Royal Highness“ – mit dessen Anlass und Motivation: Eine Abschrift der Rede des Präsidenten beim Jahrestreffen der *Royal Society* am 30. November 1836 „has this moment been put into my hands.“¹⁸ Der Brief ist also als Antwort zu verstehen und bezieht sich – wie schon das Titelblatt ankündigt – auf etwas Hochaktuelles. Der Autor sitzt in diesem Moment am Schreibtisch und reagiert! In seiner Rede habe der Präsident berichtet, dass der *Council* – das leitende Organ der *Royal Society* – Panizzi mit der Erstellung eines Bibliothekskataloges beauftragt habe und dieser nun abgefasst worden sei. Allerdings müsste er von manchen Mitgliedern des *Council* noch überarbeitet werden, „to make it as correct and complete as the circumstances of the case will allow it to be.“¹⁹ Gerade letzteres provoziert Panizzi, einzuschreiten: Die Kontrolle über den Katalog sei ihm unrechtmäßig entzogen worden, eine Überarbeitung nicht notwendig und könnte ohnehin nicht von den besagten Mitgliedern in angemessener Weise geleistet werden. Jenes falsche Urteil habe der Präsident nur treffen können, da dieser aufgrund seiner Krankheit Panizzis Einwände nicht vernehmen konnte und stattdessen andere Personen seine Meinung negativ beeinflusst hätten.

17 Ebd., Anhang S. 2.

18 Ebd., S. 3.

19 Ebd.

Dem Leser wird klar: Es geht um eine Richtigstellung, eine Darlegung der „facts“²⁰ aus der Sicht Panizzis – und bei 56 Seiten um eine recht ausführliche. Entsprechend setzt Panizzi auch nicht erst mit dem Beginn des Konfliktes während seines Arbeitsverhältnisses mit der *Royal Society* an, sondern erläutert zunächst dessen Vorgeschichte: Im Oktober 1832 wurde Panizzi von Dr. Roget – dem Sekretär der *Royal Society* – gebeten, einen von einem Kollegen angefertigten Katalog für die Bibliothek der *Society* vor seiner endgültigen Drucklegung zu überarbeiten. Er meldete Dr. Roget zurück, dass er diese Arbeit nicht leisten könne. Der Katalog sei so voller Fehler, dass er „utterly incapable of correction“²¹ sei. Statt dessen bot er dem *Catalogue Committee* an, einen von Grund auf neuen Katalog anzufertigen, was auf Zustimmung traf und zu einem Werkvertrag zwischen Panizzi und der *Royal Society* geführt habe. Panizzi präsentiert diese Auswechselung dabei als Beginn seines Arbeitsverhältnisses mit der *Society* und parallel als Ursprung des Konfliktes, denn mit seinem auf diese Weise vorgeführten Vorgänger habe er sich „a powerful and unrelenting enemy in one of the most influential officers of the Royal Society“²² gemacht. Ein Eklat sei also vorprogrammiert gewesen und der weitere Verlauf außerhalb seiner Kontrolle.

Panizzi thematisiert weiter den alten Katalog seines Vorgängers über die nächsten zehn Seiten, bevor er in der zweiten Hälfte des *Letter* die Entwicklung der Auseinandersetzung während seines Arbeitsverhältnisses chronologisch und sehr kleinteilig nachvollzieht. Er erzählt den Konfliktverlauf dabei fortlaufend, ohne ihn in gröbere inhaltliche Abschnitte, wie etwa Kapitel, zu unterteilen. Trotzdem ist der Text geradezu übersät mit formativen Besonderheiten, die den Blocksatz unterbrechen. Wörter werden kursiv oder in Majuskeln gedruckt, Listeneinträge aufgereiht, Zeilen mit Akkoladen

20 Ebd., S. 5.

21 Ebd., S. 6.

22 Ebd.

zusammengefasst und kleinteilige Abschnitte in vielerlei Abständen sinnig eingerückt. Bereits dieser rein visuelle Eindruck verrät einen enormen Aufwand, der über das Verfassen eines gewöhnlichen Briefes deutlich hinausgeht. Panizzi tätigt hier eine Investition, die er trotz der Aufwendungen für profitabel erachtet, und präsentiert sich gleichzeitig als jemand, der über die Kompetenzen verfügt, einen Text auf diese Weise zu gestalten und zu kontrollieren. Der Eindruck wird verstärkt, wenn man sich des Inhalts dieser formalisierten Abschnitte bewusst wird. So zitiert er an mehreren Stellen sowohl aus dem Vorgängerkatalog als auch aus seinem eigenen und erweckt durch eine Fülle an Formatierungen den Anschein einer peniblen, zeichengetreuen Übernahme. Das geschieht auch mit der fast unüberschaubaren Vielzahl an Briefen, die Panizzi entweder selbst geschrieben oder von der *Royal Society* erhalten hat und die er nun in seinen *Letter* integriert und mit denen er den Verlauf des Konfliktes nachzeichnet. Das *Letter* aus dem Titelblatt wird zu *Letters*, die intime Einblicke in die Kommunikation zwischen Panizzi und der *Royal Society* gewähren. Indem Panizzi zwischen Zitaten und seinem eigenen Kommentar hin- und herwechselt entsteht eine Art Dialog. Panizzi führt den Leser mitten in den Konflikt, nimmt ihn mit seinen Einordnungen und Kommentaren aber gleichzeitig an die Hand und leitet ihn. Der Eindruck des enormen Aufwandes – schließlich mussten all diese Ausschnitte zusammengesucht, geordnet und transkribiert werden – machen die Zitate für den Leser äußerst authentisch. Jemand, der so peinlich genau formatiert, kann nur wahrheitsgemäß zitieren! Wie schon bei der Frage des Druckdatums steht Panizzis Glaubwürdigkeit auf dem Spiel. Die Ausschnitte aus Katalogen und Briefen scheinen für Panizzi eine Beweiskraft zu haben. Thematisch passend „katalogisiert“ er das Unrecht, das ihm widerfahren sei, bringt es in eine Reihenfolge und macht es einsehbar.

2. Bibliothekskataloge vor Gericht

Dass Panizzi gelernter Anwalt war – Miller spricht gar von „a brilliant criminal lawyer“²³ –, tritt in der rhetorischen Strategie²⁴ der Flugschrift immer wieder hervor. Nicht nur legt er mit den Ausschnitten die nötigen Beweise vor, er stellt auch immer wieder – wie vor einem Gericht – rhetorische Fragen, um sein Publikum zum richtigen Urteil zu bewegen, „But did it never occur to the Committee that [...]?“²⁵, und baut seine Argumente gekonnt aufeinander auf, um Steigerung zu erzeugen, „But this is not all.“²⁶ Gezielt inszeniert Panizzi den Streitfall als Gerichtsverhandlung. Vorwürfe, die sich momentan gegen Panizzi unter den Mitgliedern der *Royal Society* im Umlauf befänden, würden ihn zwingen, „before the same tribunal“²⁷ zu treten. Er spricht von einem „case“²⁸, in dem Begriffe wie „justification“, „justice“ und „injustice“²⁹ eine Rolle spielen. In diesem Gericht gibt es „judges“, die den Fall beurteilen. Dafür muss er „in self-defence“ sein Recht verteidigen und „proof“ vorlegen.³⁰ Revisionen des Bibliothekskataloges, die sich bei Panizzi ansammelten, bezeichnet er in diesem Kontext als „indispensable documents for my defence“.³¹

Wie bei jeder Gerichtsverhandlung gibt es auch hier Angeklagte und Kläger, Schuldige und Unschuldige. Eine zentrale Rolle spielen dabei die beiden Bibliothekskataloge, die von Panizzi stellvertretend für ihre Autoren seziert werden. Das Urteil über den alten Katalog fällt katastrophal aus. „[N]umberless errors“ hätten diesen „disfigured“, er sei „prepost-

23 Miller: Panizzi and the British Museum, S. 12.

24 Vgl. dazu bezogen auf seine Arbeit in der *British Museum Library* Barbara McCrimmon: Public Relations, Panizzi-Style. In: The British Library Journal 20, H. 2 (1994), S. 214–221. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/42554391> [04.03.2024].

25 Panizzi: A Letter to His Royal Highness, S. 33 f.

26 Ebd., S. 32.

27 Ebd., S. 5.

28 Vgl. etwa ebd., S. 14, 30, 35.

29 Etwa ebd., S. 3, 30, 35.

30 Ebd., S. 5 f.

31 Ebd., S. 34.

erous“ und seine Einträge „pêle-mêle“, durcheinander.³² Über mehrere Seiten greift sich Panizzi Fehler aus dem Katalog heraus, erklärt ihre Falschheit, korrigiert sie demonstrativ und kommentiert sie, *Tongue-in-cheek*, nach einem sarkastischen und entblößenden Schema. Spätestens an dieser Stelle offenbart die Flugschrift auch ihre Gestalt als Pamphlet. Die redundante Verzeichnung mancher Werke erklärt sich Panizzi auf höhnische Weise etwa damit, dass dies sicherlich „[a]s a compensation“³³ für die Werke desselben Autors geschehen sei, die stattdessen beim Katalogisieren übersehen worden waren. Ein Buch über Seesterne, das der Astronomie zugeordnet wurde, provoziert geradezu die humoristische Aufarbeitung und wird von Panizzi genutzt, um das elitäre Selbstbild der *Society* zu ironisieren: „this work on so inferior a subject as star-fish, dedicated to the Royal Society, was by the *élite* of that same body declared to be a treatise on much higher bodies“³⁴ Panizzi bezieht sich immer wieder auf Verzeichnisfehler, um sie humoristisch und boshaft einzuordnen, wobei er ähnliche Urteile über die Eingriffe der *Royal Society* in seine eigene Katalogarbeit fällt, die er als absurd und widersprüchlich bewertet.

Natürlich zielt die Darstellung solcher Missgeschicke indirekt auch stets auf deren Urheber und sonstige Verantwortliche ab. Sie stehen im Kontrast zum Bild der *Royal Society* in der Gesellschaft und zu ihrem Selbstverständnis, das sich aus der traditionellen „culture of the virtuosi“³⁵ und einem neuen Höhepunkt der *Society* „in a period of British hegemony and self-confidence“³⁶ ergab. Panizzi greift das immer wieder ironisierend auf, spricht von der „famous institution“, der „élite“ und „learned individuals“.³⁷ Dem gegenüber stehen ein Katalog, „disgraceful to the Royal Society“³⁸, und für diese Aufgabe

32 Ebd., S. 6, 7, 9.

33 Ebd., S. 7.

34 Ebd., S. 16. Hervorhebung im Original.

35 Richard Sorenson: Towards a History of the Royal Society in the Eighteenth Century. In: Notes and Records of the Royal Society of London 50, H. 1 (1996), S. 29–46, hier S. 33. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/531838> [04.03.2024].

36 Marie Boas Hall: All Scientists Now. The Royal Society in the nineteenth century. Cambridge 1984, S. X.

37 Panizzi: A Letter to His Royal Highness, S. 15, 16, 28.

38 Ebd., S. 6.

unqualifizierte, inkompetente Verantwortliche innerhalb dieser Institution. Das stellt sich als umso bedauerlicher dar, wenn die eigene altehrwürdige Tradition Schaden nimmt und ausgerechnet die *Principia* vom „immortal man“ und seiner Zeit Präsidenten der *Society*, Isaac Newton, falsch zugeordnet wurden.³⁹

Doch Inkompétence ist nur einer von vielen Makeln, die Panizzi bei einem Teil der *Royal Society* beklagt. So kann er grundsätzlich feststellen, dass das *Committee* und Teile des *Council* nie an einer Lösung des Konfliktes auf Augenhöhe interessiert gewesen seien, sondern sich stattdessen durch Kompromisslosigkeit und Kommunikationsunwillen ausgezeichnet hätten. Sie hätten Hinweise und Ratschläge Panizzis stets ignoriert, schriftliche Kommunikation sporadisch und zeitlich verzögert betrieben, Anfragen auf persönlichen Austausch missachtet und schließlich den Kontakt zu Panizzi – in Folge des *Council*-Beschlusses vom 27. Oktober 1836 – endgültig blockiert. Letzteres sei geschehen – so die Vermutung – „in order to avoid the necessity of settling their accounts with me.“⁴⁰ Stattdessen habe man ihn absichtlich missinterpretiert und Gerüchte gestreut.⁴¹ Panizzi bedauert eine grundlegende Vertrauensunwürdigkeit und ist sogar von der absichtlichen Behinderung seiner Arbeit überzeugt. Die Errichtung der Galerie um die Bibliothek entgegen seinen Einwänden etwa „was done purposely to annoy me, and to render it impossible for me to complete the work“⁴² Diese Behinderung habe dabei sehr bösartige und sogar kriminelle Züge angenommen. Panizzi spricht von einem „unrelenting enemy“, von „malignant“ und „hostile“.⁴³ Die ihm so gesintneten Teile der *Royal Society* hätten erpresserische Methoden angewendet und „[by] breaking open the drawers“⁴⁴ sogar vor Einbruch an seinem Arbeitsplatz nicht zurückgeschreckt. Auch

39 Vgl. ebd., S. 16.

40 Ebd., S. 51.

41 Vgl. ebd., S. 26.

42 Ebd., S. 25.

43 Ebd., S. 6, 26, 53.

44 Ebd., S. 50.

die Bezahlung für seine Arbeit würden sie unterschlagen, obwohl sie genau wüssten, wie viel sie ihm schuldeten: „there can be no doubt they do not mean to pay it“⁴⁵

Panizzi macht dabei immer wieder deutlich, dass er eben nicht die *Royal Society* grundsätzlich in Frage stelle und seine Vorwürfe nicht auf die ‚anständigen‘ Mitglieder abzielten, die etwa ihre Katalogsrevisionen „with two or three very slight and gentlemanly observations“⁴⁶ zeitig zurückgegeben hatten, und schon gar nicht auf die ‚gewöhnlichen‘ Mitglieder, die von all dem nichts wussten. Stattdessen geht es um die *Rotten Eggs*, jene einflussreichen Mitglieder in *Committee* und *Council*, die nicht nur Panizzi, sondern tatsächlich auch der *Society* insgesamt und ihren Mitgliedern schadeten. Die – wie Panizzi immer wieder ironisch betont – „limited funds“ der *Society* würden von den Verantwortlichen häufig verschwenderisch und selten im besten Sinne für die Bibliothek eingesetzt, die ohnehin unter Vernachlässigung leiden würde: „various numbers of journals which lay scattered on the windows, and even on the floors“.⁴⁷ Panizzi beschreibt verkrustete Machtstrukturen, in denen sich Teile der *Society* für unfehlbar⁴⁸ halten und ihre Taten vor den ‚gewöhnlichen‘ Mitgliedern verschleiern und sogar die Abwesenheit des eigenen Präsidenten ausnutzen und diesen täuschen⁴⁹ würden. Auch als Mitglied sei man vor ihrem willkürlichen, skrupellosen Handeln nicht geschützt. Sein Assistent Mr. Roberton sei etwa durch Einschüchterung mundtot gemacht worden: „being evidently afraid of displeasing the Council by speaking the truth.“⁵⁰

Panizzi steht mit all diesen schlechten Merkmalen im krassen Kontrast. Am evidentesten wird das bei seiner Kompetenz als Bibliothekar. Indem er sehr kleinteilig die Mängel des alten Katalogs und

45 Ebd., S. 54.

46 Ebd., S. 29.

47 Ebd., S. 19.

48 „infallibility“, ebd., S. 33.

49 „deceived“, ebd., S. 5.

50 Ebd., S. 50.

der verhassten Vorgaben aus dem *Committee* erklärt, sie einordnet und nachvollziehbar macht, demonstriert er im Umkehrschluss seine eigenen Fähigkeiten. Das direkte Gegenüberstellen seiner eigenen Lösungen macht den Gegensatz augenscheinlich. Ein Bibliothekskatalog ist schwierige Arbeit, „[n]o work requires more indulgence than one of this sort“⁵¹, und so braucht es eben einen Professionellen und nicht einen Naturwissenschaftler, der diese Arbeit nebenbei erledigt. Es braucht jemanden mit großem sprachlichem, wissenschaftshistorischem und bibliographischem Wissen, das Panizzi immer wieder etwa anhand von Etymologien und Biographien ausbreitet. Er beweist ein ‚Auge fürs Detail‘, wenn er bis auf die Ebene von Eintragungen und Stempeln in Büchern vordringt, um sie bestmöglich zu katalogisieren.⁵² Dabei hätte er bei der Arbeit immer im Interesse der *Society* gehandelt: „I [...] still am of opinion, that an alphabetical catalogue [...] would be of greater use, and more creditable to the Royal Society“⁵³. Immer wieder profiliert er sich als arbeitsam und betont eine große Menge unbezahlter Mühe und Zeit.⁵⁴ Selbstlos habe er gehandelt, „out of a foolish notion that my exertions would have been kindly noticed“⁵⁵. Der Willkür setze er Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit entgegen, „I so candidly expressed my opinion“⁵⁶.

3. Unhöflichkeit als Notwehr

Als Teil seiner rhetorischen Strategie betont Panizzi immer wieder die Aussichtslosigkeit seiner eigenen Situation und stilisiert den Konflikt als Kampf ‚David gegen Goliath‘, indem er den *Council* als „a powerful body“ darstellt, „who do [sic] not scruple at trifles“⁵⁷ und

51 Ebd., S. 16.

52 Vgl. etwa ebd., S. 9.

53 Ebd., S. 20.

54 Etwa ebd., S. 19.

55 Ebd., S. 33.

56 Ebd., S. 6.

57 Ebd., S. 54.

über immense finanzielle Mittel und mächtige Kontakte verfüge. Ihm selbst sei ein Unrecht geschehen, indem er für die *Society* 24.000 Einträge geschaffen habe, für die er nicht ausreichend bezahlt worden sei. Da er aber lediglich ein „poor man“ sei, ihm per Resolution der Kontakt zur Society verwehrt worden sei⁵⁸ und er aufgrund der Macht der Society in einem echten Gerichtsfall ohnehin keine Chance hätte, sei dieser Weg für ihn aussichtslos.⁵⁹ Statt vor einem staatlichen Gericht kämpfe Panizzi den Kampf mit dieser Flugschrift vor dem gleichen „court“, vor den die *Royal Society* durch ihre Anschuldigungen den Konflikt bereits getragen habe: Es geht um das Urteil der „Society at large, as well as the Public“.⁶⁰ Dass entgegen der Angabe auf dem Titelblatt der Präsident der *Royal Society* nicht den hauptsächlichen Adressaten der Flugschrift darstellt, lässt sich bereits aus der Drucklegung des *Letter* ableiten und aus ihrer Veröffentlichung mit Anhang, obwohl jener den vorwarnenden Brief vom 4. November 1837 ignoriert hatte. Stattdessen lässt Panizzi den Adressatenkreis bewusst groß (erscheinen). „Society at large“ betrifft sowohl jedes einzelne Mitglied als auch die Society als unpersönliche Institution. Die „Public“ ist sogar theoretisch grenzenlos, kann allerdings von uns eingeschränkt werden. Der selbstverständliche Gebrauch von Latein und das doch eher spezielle Thema deuten stark auf gelehrte Adressaten hin. Auch war den Lesern vermutlich größtenteils bekannt, was mit dem „New Catalogue [...] now in the Press“ gemeint war. Trotzdem vollzieht Panizzi detailliert den Konfliktverlauf mitsamt Vorgesichte nach, was ihm zum einen Kontrolle über die Erzählung gewährt, aber auch das mögliche Publikum ausweitet. Es genügte, von dem Konflikt gehört zu haben, ohne über Insider-Wissen zu verfügen. Panizzi gewinnt die „dritte Instanz eines [...] Publikums, schlichtend, richtend, Partei ergreifend oder urteilend.“⁶¹

58 Ebd., S. 51.

59 Ebd., S. 54.

60 Ebd., S. 55.

61 Sebastian Kühn: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 424–439, hier S. 428.

Das Urteil dieser ‚dritten Instanz‘ sollte wohl dabei nicht nur Panizzis finanzielle Forderungen bestätigen, sondern auch seinen Ruf retten. Schließlich hätte sein ehemaliger Auftraggeber Revisionen in Umlauf gebracht, die sich als „*proof of my ignorance*“⁶² missdeuten ließen, und beim letzten Jahrestreffen der *Society* eine Ansprache gehalten und veröffentlicht, die eine Fehlerhaftigkeit seines Werks impliziert. Anstatt die gewünschte Anerkennung für sein Werk zu erhalten, lief er Gefahr, als unfähiger Bibliothekar, als Störenfried und Vertragsbrecher dazustehen, dem man bereits mehr bezahlt habe, als ihm zustehe. Doch als Bibliothekar war er auch von einem guten Ruf in der Wissenschafts- und Gelehrtengemeinde abhängig, um weitere Ämter und Aufträge erhalten zu können. Für Panizzi konnte ein schlechtes *Image* eine existentielle Bedrohung darstellen. Das galt besonders auch für das Jahr der Drucklegung und Veröffentlichung der Flugschrift, denn 1837 sollte Henry Baber, der langjährige *Keeper of Printed Books*, zurücktreten und Panizzi machte sich Hoffnungen, in seiner Nachfolge innerhalb des *British Museum* aufzusteigen. Seine Kandidatur war allerdings umstritten und wurde ebenfalls kontrovers in der Öffentlichkeit diskutiert.⁶³

Unhöflichkeit, im Verständnis dieses Bandes nicht auf Unwissen über Konventionen, sondern im Gegenteil auf „gezielten Regelverstößen oder durchkreuzten Verhaltenserwartungen“⁶⁴ beruhend, wird von Panizzi – so die These – in seinem Kampf um die öffentliche Meinung sehr kalkuliert als unverzichtbare Waffe eingesetzt. Als unhöflich kann etwa bereits das gewählte Medium betrachtet werden, das Konversationen, welche jahrelang in nichtöffentlicher Briefform stattfanden, als Flugschrift einer Leserschaft einsehbar macht. Unhöflichkeit ist hier zunächst einmal ein Mittel der Aufmerksamkeitsgenerierung.

62 Panizzi: *A Letter to His Royal Highness*, S. 30.

63 Vgl. Miller: *Panizzi and the British Museum*, S. 7.

64 Brita Rang und Johannes Süßmann: Einleitung. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit* (= *Zeitsprünge*. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 159–172, hier S. 165.

Wer einen Kampf um Meinung führt, braucht ein Publikum, das zuhört – selbst, wenn es um einen Bibliothekskatalog geht.

Diese rhetorische Strategie setzt das Pamphlet fort. Panizzi gelingt es, die Kleinteiligkeit eines Bibliothekskataloges und den Streit um diesen nicht etwa trocken, sondern im Gegenteil äußerst unterhaltsam und erheiternd zu vermitteln. Satirisch (und unhöflich!) werden der alte Katalog, sein (anonymer) Ersteller, *Committee* und *Council* der Lächerlichkeit preisgegeben. Dieser Teil ist dabei strategisch zu Beginn der Flugschrift positioniert. Die Komik zieht die Leser in die Tiefen des Pamphlets hinein und auf die Seite Panizzis, bevor es den vorgeblichen Ernst des Konfliktes und seiner Situation behandelt. Als Leser möchte man immer weiterlesen, um sich über die nächste Absurdität zu amüsieren. Die Beispiele werden immer lustiger, peinlicher, entblößender. Unhöflichkeit dient hier nicht bloß als Mittel der Trennung, sondern ebenfalls als Mittel der Bindung. Die Leserschaft und Panizzi machen sich gemeinsam lustig. Das funktioniert auch, weil Panizzi es schafft, jede Panne und jeden Witz so von Grund auf zu erklären, dass sie auch ohne vergleichbares bibliographisches und wissenschaftshistorisches Fachwissen verständlich sind. Der Leser fühlt sich dadurch allerdings nicht belehrt, denn die Erläuterungen selbst sind wie ein Witz aufgebaut, an dessen Ende eine Pointe steht. Indem jeder Schritt einer Erläuterung nachvollziehbar ist, wird jeder Fehler offensichtlich lächerlich und jeder Lösungsvorschlag Panizzis erkennbar alternativlos. Es entsteht ein Gefälle: Die nun schlauere Leserschaft kann sich von oben über die dafür Verantwortlichen amüsieren.

In der Situation, seinen eigenen Ruf wiederherstellen zu müssen, nutzt Panizzi Unhöflichkeit, um ‚den Spieß umzudrehen‘ und gezielt Rufschädigung zu betreiben. Die „famous institution“, die Elite der britischen Wissenschaft, lief Gefahr, als überaus unfähig und blamabel dazustehen. Panizzi demonstriert, dass man sich über den Katalog und die *Society* den Mund zerreißen könnte, dass sie Gegenstand des englischen *Gossip* werden könnte, indem er auf beschämende

Momente in der Geschichte der *Society* verweist. Er erinnert etwa an den Vorfall, in dem das *Board of Agriculture* irrtümlich Maria Edgeworths politischen Aufsatz *Essay on Irish Bulls* für ihre agrarwissenschaftlichen Zwecke⁶⁵ in zwölffacher Ausführung bestellte und sich damit so sehr blamiert habe, „that no one would have fancied it could possibly be equalled“.⁶⁶ Wenn Panizzi im Konjunktiv einschätzt, „if it [=der alte Katalog; DF] had been persisted in, [it] would have rendered the Society the laughing stock of scientific Europe“⁶⁷, dann steckt darin auch die Drohung, dass dieser Vorfall (nicht zuletzt durch das Pamphlet) noch längere Zeit mit der *Royal Society* konnotiert werden könnte, schließlich sind die aufgeführten vergangenen Vorfälle auch nicht aus dem Gedächtnis der wissenschaftlichen Öffentlichkeit verschwunden und prägen auf diese Weise das Bild der *Society*. Doch nicht nur riskiert die *Society* als inkompetent zu gelten, sondern darüber hinaus als nicht vertrauenswürdig, willkürlich und kriminell, wie sich aus ihrem Umgang mit Panizzi ableiten lasse. Das Pamphlet kann in diesem Sinne auch als Warnung an zukünftige Partner verstanden werden, die von Panizzis schlechten Erfahrungen und seiner versäumten Bezahlung abgeschreckt werden könnten.

Die Aussichten auf ein dem Selbstverständnis der *Society* so fundamental entgegenstehendes *Image* konnte ihren Mitgliedern nicht gleichgültig sein. In der Beeinflussung der Mitglieder lag Panizzis größte Chance, seine Situation zu verbessern, und so sind die Mitglieder der *Society* auch als hauptsächliche Adressaten zu bestimmen und tatsächlich kam es im Kreise dieser Gruppe zu einer schnellen Verteilung des Pamphlets.⁶⁸ Der *Letter* erlaubte es, Stimmung innerhalb der *Society* gegen die eigene Führung zu machen – eine Führung, die den Ruf der Institution ruiniere, absurde Entscheidungen treffe und die Basis gezielt in Unwissenheit lasse. Panizzi erinnert an die Macht der

65 „Irish bulls“ meint hier nichts Tierisches, sondern bezeichnet widersprüchliche, absurde und unlogische Aussagen. Vgl. *Irish bull*. In: Oxford English Dictionary. DOI: <https://doi.org/10.1093/OED/1128442350> [21.05.2024].

66 Panizzi: *A Letter to His Royal Highness*, S. 15.

67 Ebd., S. 5.

68 Siehe dazu genauer den Abschnitt „Die Folgen der Unhöflichkeit“.

Mitglieder, wenn er sie mit „members by whom they [=der *Council*; DF] are elected“⁶⁹ indirekt anspricht oder sie auffordert, ihre eigene Meinung zu bilden. Statt Differenzen zu überbrücken, hebt Panizzi sie hervor und zielt mit den Mitteln der Unhöflichkeit auf Spaltung. Er greift eben nicht die *Society* in ihrer Gesamtheit an – in deren Interesse er sogar handele –, sondern die ‚faulen Äpfel‘, die mit ihrem Handeln die Institution als solches und ihre Mitglieder gefährdeten. Panizzi beweist hierbei auch ein Gespür für die ‚offenen Wunden‘ der *Society*, denn in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es unter den *Fellows* immer wieder Reformbestrebungen und Ausdrücke von Unzufriedenheit. 1830 war etwa ein Pamphlet in Umlauf gekommen, das – wie Panizzi – die mangelnde Kommunikation des *Council* beklagte und diesem unökonomisches Handeln vorwarf.⁷⁰

Diese Spaltung konnte schließlich auch die Führung der *Society*, den *Council* und den Präsidenten, in Zugzwang bringen, sich dazu zu verhalten. Mochte sie mit diesem Teil der *Society* in Verbindung gebracht werden, dem sie schließlich vorstand, oder sich auf eine Weise verhalten, die gemäß Panizzi ihrem Selbstverständnis entspreche:

„If, however, Your Royal Highness considers it no more than due to the character of the Royal Society, that the transactions between the Council and myself should be thoroughly and openly investigated“⁷¹

Die *Royal Highness*, der Adressat auf dem Titelblatt, wird auf diese Weise auch zum Ziel dieser Pragmatik. Dabei ist es vermutlich kein Zufall, dass die Flugschrift nur wenige Tage vor dem nächsten Jahrestreffen der *Society* im Jahr 1837 in Umlauf gebracht wurde und dass dem Präsidenten und ausgewählten Mitgliedern vorab Exemplare zugekommen waren, denn es gab dem Konflikt eine neue Aktualität und zwang die Führung – ermöglichte ihr aber auch – vor ‚versammlter Mannschaft‘ zu reagieren.

69 Panizzi: A Letter to His Royal Highness, S. 9.

70 Vgl. Hall: All Scientists Now, S. 55.

71 Panizzi: A Letter to His Royal Highness, S. 55.

Unabhängig davon, welche Chancen sich Panizzi ausrechnete, dass sich die Führung in seinem Sinne einsetzen würde, brachte ein so provokantes Pamphlet die *Society* zumindest in die Lage, sich wieder mit dem Fall beschäftigen und den Konflikt – in welcher Form auch immer – fortführen zu müssen. Unhöflichkeit verschaffte Panizzi als Einzelperson Handlungsspielräume entgegen den Bestrebungen einer mächtigen Institution, die die Kommunikation eigentlich offiziell abgebrochen und Panizzi auf diese Weise erheblich eingeschränkt hatte. Im von ihm stilisierten ‚Kampf David gegen Goliath‘ ist ihm bewusst, welche Waffe ihm zur Verfügung steht, und mehr noch: Er weiß sogar, wie er erst gar nicht gegen einen ‚Goliath‘ kämpfen muss. Indem er sich mit seinen Unhöflichkeiten nicht gegen die *Society* insgesamt und nicht gegen die *Royal Highness* wendet, indem er eine ‚Teile-und-Herrsche-Strategie‘ verfolgt, hält er seinen Gegner in Wirklichkeit kleiner und besiegsbarer, als er ihn in seiner Rhetorik aufbaut.⁷² Das Medium der Flugschrift gewährt ihm dabei im Kampf um die öffentliche Meinung viele Möglichkeiten, das ‚Schlachtfeld‘ selbst zu wählen und in seinem Sinne auszurichten. Erstmalig – seine Bitten, sich vor dem *Council* auszusprechen, wurden stets abgelehnt – bietet sich ihm die Möglichkeit, den Konflikt von Beginn an detailliert aus seiner Sicht zu erzählen. Als gelernter Anwalt kann er seine Argumente aneinanderreihen, sortieren und aufeinander aufbauen. Sie handeln dabei nicht von Kompetenzen, an denen die Mitglieder der *Society* eigentlich gemessen werden, also naturwissenschaftliche Expertise, sondern von Panizzis Stärken: dem Bibliographieren, der Buch- und Wissenschaftsgeschichte. Der durch Unhöflichkeit hervorgerufene Kontrast erlaubt es Panizzi nicht bloß, seine Gegner als für den Bibliothekskatalog unbrauchbar darzustellen, sondern auch sich selbst als umso fähiger und vertrauenswürdiger. Es reicht eben nicht

72 Entgegen früherer Panizzi-Biographen relativiert Emblem dieses Machtgefälle: „However, we can recognize that young David sometimes deserved the lumps he was given, and that the unwieldy Goliath often had no recourse but to take what he considered to be protective action.“ Emblem: Roget vs. Panizzi, S. 10.

aus, lediglich mit Unhöflichkeit Aufmerksamkeit zu generieren, sondern er muss sein Publikum auch von seiner Sicht des Konfliktes überzeugen. Darüber hinaus gibt es für ihn einen Ruf als Bibliothekar zu retten. Panizzi nutzt das Pamphlet, um immer wieder seine Kompetenz als Bibliothekar unter Beweis zu stellen. Er tut dies, wenn er die Fehler des alten Katalogs auseinandernimmt, sich über die Vorschläge des *Committee* belustigt, Alternativen aufzeigt und Spezialwissen ausbreitet. Selbst die penible, zeichengetreue Übernahme aus seinen Korrespondenzen diente nicht bloß der Beweisführung und machte ihn glaubwürdig, sondern lässt auf das Stereotyp eines Bibliothekars schließen, der mit äußerster Gründlichkeit sein widerfahrenes Unrecht katalogisiert. Das Pamphlet an sich – mit seiner durchdachten Struktur und Rhetorik – ist in diesem Sinne selbst Teil dieser Kompetenzdemonstration. Er ist ein Profi auf seinem Gebiet und die *Society* hätte von vornherein auf seinen Rat hören sollen.

Damit diese Strategie aufgeht und Unhöflichkeit als Waffe erfolgreich eingesetzt werden kann, darf aber ironischerweise der Waffenträger selbst nicht als unhöflich gelten. Panizzi ist sehr darauf bedacht, sich während des gesamten Konfliktverlaufs als stets höflich und kooperativ zu präsentieren. Er zeigt sich „grateful“⁷³, er wendet sich stets „respectfully“ an die Vertreter der *Society*, will sich nicht aufdrängen⁷⁴ und beantwortet Briefe oft noch am selben oder nächsten Tag. Auch wenn er den Anweisungen als Bibliothekar widersprechen muss, setzt er sie trotzdem um⁷⁵; er ist folgsam und an Kompromissen interessiert. Aus diesem Grund ist es auch so wichtig, dass er glaubhaft machen kann, dass der *Letter* bereits vor einem Jahr gedruckt und nur nicht veröffentlicht wurde. Denn unabhängig davon, ob die Rücksicht auf die Trauerphase und die Krankheit der *Royal Highness* den tatsächlichen Grund für die ver-

73 Panizzi: *A Letter to His Royal Highness*, S. 26.

74 Ebd., S. 35.

75 Etwas ebd., S. 29.

zögerte Veröffentlichung darstellt, gelingt es ihm, diesen Umstand in seine rhetorische Strategie zu integrieren. Hätte man ihm bei einer unklugen, früheren Veröffentlichung Taktlosigkeit und Unhöflichkeit vorwerfen können, kann er die späte Herausgabe im Gegenteil als Beleg seiner Rücksichtnahme und Höflichkeit anführen. Eine ähnliche Funktion erfüllt der angehängte Brief an die *Royal Highness* vom 4. November: Er hat es auf diskretem Wege versucht, der aber zu nichts geführt hat.

Auch wenn Unhöflichkeit unter Gelehrten als ein „Phänomen, das ständig in sozialen Verfahren ausgehandelt wurde und eben nicht als Ausnahme ausgelagert war“⁷⁶, verstanden werden kann, zeigt der Fall Panizzi doch, dass die bewusste Missachtung von Konventionen der Legitimation bedurfte. Panizzi habe es mit der eigentlich für Konfliktlösung bestimmten Höflichkeit versucht, sei damit aufgrund des behaupteten Unwillens der Gegenseite allerdings gescheitert. Die Kommunikationsblockade der *Society*, seine rhetorisch platzierte juristische Aussichtslosigkeit und existentielle Bedrohung durch Rufschädigung lassen den Weg der Unhöflichkeit als erzwungen und alternativlos erscheinen und legitimieren sie auf diese Weise als „self-defence“⁷⁷, als außergewöhnliches Mittel der Notwehr. Der Einsatz von Unhöflichkeit besitzt rhetorische Sprengkraft, die allerdings mit Risiken verbunden ist, denn die Strategie der Unhöflichkeit darf dem Bild, das mithilfe dieser Strategie vermittelt werden soll, nicht widersprechen. Panizzi muss es gelingen, trotz der Unhöflichkeit des Pamphlets am Ende gerade durch dasselbe Pamphlet als aufrichtiger, ehrlicher und eigentlich (!) höflicher Profi dazustehen, der glaubwürdig und objektiv ihm wiederfahrende Ungerechtigkeiten beschreibt und im Recht ist. Er muss glaubwürdig machen, dass ihm die Spielregeln des Höflichen durchaus bewusst sind, damit er seine Unhöflichkeit als kalkulierte Abweichung davon anführen kann.

76 Kühn: Provokation und verletzte Ehre, S. 439.

77 Panizzi: A Letter to His Royal Highness, S. 5.

4. Die Folgen der Unhöflichkeit

Wenn Miller in seiner Panizzi-Biographie die Konfliktdarstellung mit den Worten

„He [=Panizzi; DF] had proved himself to be a man of resource, courage and integrity, if not always of tact; a sound scholar and an accomplished bibliographer, but a man [...] who would never submit to what he considered to be an act of injustice“⁷⁸

abschließt, zeigt sich daran beispielhaft, welchen Stellenwert Panizzis *Letter* als Hauptquelle für die Aufarbeitung des Konfliktes in der Forschung darstellte⁷⁹ und wie auffallend eng sich Millers Urteil an der von Panizzi propagierten Selbstdarstellung orientiert. Doch auch zeitgenössisch erlangte das Pamphlet sehr schnell große Aufmerksamkeit. Die unhöfliche Schrift habe zu einem „considerable stir in London“ geführt und „[t]oo many members had been stung by Panizzi’s sarcasm, and many were genuinely troubled by his direct allegations which certainly tarnished the Society’s honor.“⁸⁰ Die Aufregung ereignete sich im Umfeld der *Society* und lässt sich für uns heute anhand ihrer vielen schriftlichen Reaktionen nachvollziehen. Noch am selben Tag der Herausgabe des *Letter* – am 27. November 1837 – schrieb *Society*-Sekretär Roget eilig einen Brief an die von Panizzi adressierte *Royal Highness*, mit dem Vorschlag einer Stellungnahme auf dem bevorstehenden Jahrestreffen der *Society* bezüglich der „false allegations contained in the pamphlet which Mr. Panizzi is now circulating among the Members of the Royal Society.“⁸¹ Tatsächlich nahm das Thema *Panizzi* wenige Tage später auf dem Jahrestreffen am 30. November viel Platz ein. Bereits die eröffnende *Address of His Royal Highness the President* sieht sich gezwungen, auf das Pamphlet einzugehen, bevor Roget stellvertretend im *Statement of*

78 Miller: Prince of Librarians, S. 88.

79 Vgl. kritisch dazu Emblem: Roget vs. Panizzi, S. 12.

80 Ebd., S. 27.

81 Roget to the Duke of Sussex, November 27, 1837, Royal Society; zitiert nach Emblem: Roget vs. Panizzi, S. 28.

the Council relative to Mr. Panizzi's Pamphlet die Society kleinteilig vor den Anschuldigungen Panizzis verteidigt. Beide Ansprachen sind als Teil einer das Jahrestreffen begleitenden Flugschrift zeitnah als Druck erschienen.⁸² Dass sie ganz selbstverständlich nur von „Panizzi's letter“ sprechen, demonstriert einmal mehr, wie verbreitet und geläufig das Pamphlet im Kreise der Society bereits wenige Tage nach seiner Herausgabe gewesen sein muss. Von diesem Umstand zeugt auch, dass die bedeutende Literatur- und Wissenschaftszeitschrift *Athenaeum* am 9. Dezember ein sehr ausführliches (den *Council* in Schutz nehmendes) *Review* zu Panizzis *Letter* veröffentlichte und sich einleitend dazu im Rechtfertigungszwang sah, denn schließlich sei das Pamphlet zwar „extensively circulated“ aber „not published“, allerdings: „our readers might reasonably expect to find some reference to the subject in this journal.“⁸³ Doch auch Panizzi selbst hielt den Diskurs am Leben und brachte am 22. Dezember seine *Observations on the Address by the President, and on the Statement by the Council to the Fellows of the Royal Society* in Umlauf, in denen er auf 21 Druckseiten Zitat für Zitat auf die beiden Reden des Jahrestreffen reagiert.⁸⁴ Im Januar 1838 erschien anonym ein siebenseitiges, dem Astronom und Society-Mitglied Rigaud zuzuordnendes Pamphlet *Defence of the Resolution for Omitting Mr. Panizzi's Bibliographical Notes from the Catalogue of the Royal Society*⁸⁵, worauf Panizzi wiederum mit einem achtseitigen Pamphlet⁸⁶ antwortete.

82 Address of His Royal Highness the Duke of Sussex, K.G., &c. &c. &c. the President, Read at the Anniversary Meeting of the Royal Society, on Thursday, November 30, 1837. London 1837. Online unter https://books.google.de/books?id=ajY_AAAAcAAJ [01.07.2024].

83 A Letter to His Royal Highness the President of the Royal Society, on the New Catalogue of the Library of that Institution. By A. Panizzi [Review]. In: The Athenaeum 528 (09.12.1837), S. 890–893. Online unter <https://www.proquest.com/historical-periodicals/letter-his-royal-highness-president-society-on/docview/9094771/se-2> [01.07.2024].

84 Anthony Panizzi: Observations on the Address by the President, and on the Statement by the Council to the Fellows of the Royal Society, Respecting Mr. Panizzi, read at their General Meeting, Nov. 30, 1837. London 1837. Online unter: <https://books.google.de/books?id=dJQIAAAQAAJ> [01.07.2024].

85 [Stephen Peter Rigaud]: Defence of the Resolution for Omitting Mr. Panizzi's Bibliographical Notes from the Catalogue of the Royal Society. London 1838. Zusammen mit Panizzis Antwort online unter: <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015033915102> [01.04.2024].

86 Anthony Panizzi: To S. P. Rigaud, Esq. M.A. F.R.S. Savilian Professor of Astronomy in the University of Oxford, etc. London 1838. Zusammen mit Rigauds Pamphlet online unter: <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015033915102> [01.04.2024].

Zu einer wirklichen Wendung der Auseinandersetzung kam es, als ein Freund Panizzis dessen Forderungen zum Jahrestreffen der *Society* im November 1838 erneut auf die Tagungsordnung brachte und der *Council* daraufhin seine Bereitschaft zur Konfliktlösung signalisierte.⁸⁷ Nach weiteren Briefen zwischen der *Society* und Panizzi einigte man sich auf den Einsatz eines unparteiischen Richters, der schließlich in Panizzis Sinne urteilte: Panizzi wurden 328 Pfund für seine Arbeiten nachgezahlt und der Bibliothekskatalog konnte Ende 1839 doch noch erscheinen.⁸⁸ Dass Panizzi dies zwei Jahre nach seinem *Letter* gelungen ist, war nur möglich, indem er mit dessen Unhöflichkeiten sein Anliegen zum heißen Diskussionsthema gemacht und die *Society* zur Reaktion gezwungen hatte. Von diesen Unhöflichkeiten provozierte Reaktionen in Form gedruckter Pamphlete und wiederum gedruckte Reaktionen Panizzis auf diese Reaktionen sorgten dafür, dass sein Anliegen nicht wieder in Vergessenheit geriet und nur eine Lösung des Konfliktes auch zu dessen Verschwinden aus der Gelehrtenöffentlichkeit führen konnte. Panizzis Fall ist in diesem Sinne auch ein Beispiel für eine Erfolgsgeschichte der Unhöflichkeit und für ihren Einsatz nicht aus blindem Impuls, sondern auf eine kalkulierte, auf ihre Wirkung vertrauende Art. Unhöflichkeit setzte Panizzi immer wieder über einen längeren Zeitraum ein, bis sie schließlich zum ersehnten Ergebnis führte.

Quellen

A Letter to His Royal Highness the President of the Royal Society, on the New Catalogue of the Library of that Institution. By A. Panizzi [Review]. In: The Athenaeum 528 (09.12.1837), S. 890–893. Online unter <https://www.proquest.com/historical-periodicals/letter-his-royal-highness-president-society-on/docview/9094771/se-2> [01.07.2024].

⁸⁷ Vgl. Emblen: Roget vs. Panizzi, S. 33.

⁸⁸ Vgl. ebd., S. 35.

Address of His Royal Highness the Duke of Sussex, K.G., &c. &c. &c. the President, Read at the Anniversary Meeting of the Royal Society, on Thursday, November 30, 1837. London 1837. Online unter https://books.google.de/books?id=ajY_AAAAcAAJ [01.07.2024].

Panizzi, Anthony: A Letter to His Royal Highness the President of the Royal Society, on the New Catalogue of the Library of that Institution Now in the Press. London 1837. University of Michigan Library, Sign. Z 792 R88 P18. Online unter: <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015033915128> [04.03.2024].

Panizzi, Anthony: Observations on the Address by the President, and on the Statement by the Council to the Fellows of the Royal Society, Respecting Mr. Panizzi, read at their General Meeting, Nov. 30, 1837. London 1837. Online unter: <https://books.google.de/books?id=dJQIAAAQAAJ> [01.07.2024].

Panizzi, Anthony: To S. P. Rigaud, Esq. M.A. F.R.S. Savilian Professor of Astronomy in the University of Oxford, etc. London 1838. Zusammen mit Rigauds Pamphlet online unter: <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015033915102> [01.04.2024].

[Stephen Peter Rigaud]: Defence of the Resolution for Omitting Mr. Panizzi's Bibliographical Notes from the Catalogue of the Royal Society. London 1838. Zusammen mit Panizzis Antwort online unter: <https://hdl.handle.net/2027/mdp.39015033915102> [01.04.2024].

Literatur

Battles, Matthew: Die Welt der Bücher. Eine Geschichte der Bibliothek. Aus d. Amerik. v. Sophia Simon. Düsseldorf 2003.

Campbell, D. Grant und Karl Fast: Panizzi, Lubetzky, and Google. How the Modern Web Environment is Reinventing the Theory of Cataloguing. In: Canadian Journal of Information & Library Sciences 28, H. 3 (2004), S. 25–38. DOI: <https://doi.org/10.29173/cais319> [04.03.2024].

- Emblen, D. L.: Roget vs. Panizzi – A Collision. In: *The Journal of Library History* (1966–1972) 4, H. 1 (1969), S. 9–38. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/25540140> [04.03.2024].
- Fagan, Louis: *The Life of Sir Anthony Panizzi*, K.C.B., Late Principal Librarian of the British Museum, Senator of Italy, &c., &c. 2 Bd. 2. Aufl. London 1880.
- Gambari, Stefano und Mauro Guerrini: ‚Terrible Panizzi‘: Patriotism and Realism of the ‚Prince of Librarians‘. In: *Cataloging & Classification Quarterly* 56, H. 5–6 (2018), S. 455–486. DOI: <https://doi.org/10.1080/01639374.2018.1491913> [04.03.2024].
- Hall, Marie Boas: *All Scientists Now. The Royal Society in the nineteenth century*. Cambridge 1984.
- Kühn, Sebastian: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit* (= *Zeitsprünge*. 13, H. 3/4). Frankfurt a. M. 2009, S. 424–439.
- McCrimmon, Barbara: Public Relations, Panizzi-Style. In: *The British Library Journal* 20, H. 2 (1994), S. 214–221. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/42554391> [04.03.2024].
- Miller, Edward: Antonio Panizzi and the British Museum. In: *The British Library Journal* 5, H. 1 (1979), S. 1–17. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/42554452> [04.03.2024].
- Miller, Edward: *Prince of Librarians. The Life and Times of Antonio Panizzi of the British Library*. 2. Aufl. London 1988.
- Prescott, Andrew: Bibliographic Records as Humanities Big Data. In: 2013 IEEE International Conference on Big Data (2013), S. 55–58. DOI: <https://doi.org/10.1109/BigData.2013.6691670> [04.03.2024].
- Rang, Brita und Johannes Süßmann: Einleitung. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit* (= *Zeitsprünge*. 13, H. 3/4). Frankfurt a. M. 2009, S. 159–172.
- Sorrenson, Richard: Towards a History of the Royal Society in the Eighteenth Century. In: *Notes and Records of the Royal Society of London* 50, H. 1 (1996), S. 29–46. Online unter: <https://www.jstor.org/stable/531838> [04.03.2024].

Süßmann, Johannes: Geschichtswissenschaften und Objektive Hermeneutik. In: Roland Becker-Lenz u.a. (Hgg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden 2016, S. 115–140.

„DIESES KAN ETLICHE MAHL ABGESCHRIEBEN UND
MIT GUTEN FREUNDEN COMMUNICIRET WERDEN.“
EIN ÄUSSERST (UN-)HÖFLICHER SCHMÄHBRIEF
GEGEN JOHANN FABRICIUS (1704)

Einleitung

Interessanter- und spannenderweise lassen sich die Gelehrten der Frühen Neuzeit gleichermaßen für geschichtswissenschaftliche Arbeiten zum Thema *Höflichkeit* wie auch *Unhöflichkeit* vereinnahmen. Einerseits werden sie aufgrund ihrer (Aus-)Bildung und Praxis als Experten höflicher Kommunikation und Konventionen gehandelt, andererseits wird ihnen ein habituell geprägter Hang zum Streit zugeschrieben. Die Begriffe Höflichkeit und Unhöflichkeit suggerieren eine antagonistische Gegenüberstellung, die keine ist. Unhöflichkeit dient im frühneuzeitlichen Gelehrtenkurs vielmehr der kommunikativen Erweiterung von Höflichkeit per negationem.¹ Unhöflichkeit markiert so nicht etwa die – kommunikativen – Grenzen der *res publica literaria*, sondern ihr auf Aus- und Verhandeln von Wissensansprüchen ausgerichtetes Funktionieren. Insofern ist die Vorstellung der Gelehrtenrepublik als befriedeter Ort akademischen Austauschs irreführend. Eskalierende Konflikte und radikalisierende Dissense sind in der Frühen Neuzeit genauso Bestandteil der *res publica literaria*.² Davon zeugt dieser Schmähbrief eindrucksvoll.

1 Sebastian Kühn: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 424–439, hier S. 424–425.

2 Ebd., S. 437–439. Vgl. hierzu auch vertiefend: Ders.: Wissen, Arbeit und Freundschaft.

Zugegeben, der Titel dieses Aufsatzes ist bereits eine Zuschreibung der Quelle „unlauterer“ Art. Die Bezeichnung als „Schmähbrief“ findet sich nicht etwa in der Quelle selbst, sondern geht auf archivalische Annotationen des niedersächsischen Landesarchivs in Wolfenbüttel zurück. Die Betitelung greift vielmehr einer Interpretation voraus und ist somit erklärungsbedürftig. Die Akte NLA WO 37 Alt Nr. 373, in der die Kopie jenes „Schmähbriefes“ von 1704 aufbewahrt wird, stammt aus dem Bestand der Academia Julia, der ehemaligen Universität Helmstedt, und ist eingebettet in das, was man heute „Personalakte“ nennen würde; in jene des Johann Fabricius.

Johann Fabricius, geb. am 11. Februar 1644, gegen den dieser „Schmähbrief“ gerichtet ist, kam 1697 als lutherischer Professor unter der Mitwirkung von Gottfried Wilhelm Leibniz an die theologische Fakultät der Universität Helmstedt. Schnell machte er im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel Karriere: ab 1701 Abt von Königslutter – in der Nachfolge Friedrich Ulrich Calixts –, ab 1703 Konsistorialrat und ab 1709 Generalschulinspekteur.³ Gerade nach dem Scheitern der Machtpolitik⁴ Herzog Anton Ulrichs 1702 kam Fabricius eine zentrale Rolle innerhalb der Neuausrichtung der Außenbeziehungen des Herzogtums zu. So intensivierte Fabricius mit seiner Theologie irenischer Art im Auftrag Anton Ulrichs über die 1703 wiederaufgenommen innerprotestantischen Unionsgespräche die Verbindungen Braunschweig-Wolfenbüttels an die Höfe in Hannover, London und

Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700 (= Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, 10). Göttingen 2011, S. 301–311.

- 3 Vgl. Joachim Schmid: [Art.] Fabricius, Johann, Dr. theol., Prof. In: Horst-Rüdiger Jarck (Hg.): Braunschweigisches Biographisches Lexikon. 8. bis 18. Jahrhundert. Braunschweig 2006, S. 212–213.
- 4 Gemeint ist die versuchte Annäherung Herzog August Rudolphs und Herzog Anton Ulrichs an Frankreich, was letztlich zu einer militärischen Intervention der Herzöge in Celle und Hannover – mit Unterstützung Wiens – gegen Wolfenbüttel und der zeitweisen Absetzung Herzog Anton Ulrichs führte. Vgl. hierzu Stefan Seitschek: Zeremoniell und Diplomatie – Braunschweig-Wolfenbüttel und der Kaiserhof in Wiener Quellen. In: Jochen Luckhardt (Hg.): „... einer der größten Monarchen Europas“?! Neue Forschungen zu Herzog Anton Ulrich. Petersberg 2014, S. 71–76.

Berlin.⁵ Akademische Anerkennung erfuhr er darüber hinaus 1701 mit der Aufnahme in die Berliner Sozietät der Wissenschaften, der er 1704 seine „*Consideratio variarum controversiarum cum Atheis, Gentilibus, Judaeis, Mohamedanis, Socinianis, Anabaptistis, Pontificiis, Reformatiis*“ widmete. Von dieser Schrift wird der ADB-Autor Julius August Wagemann noch knapp zwei Jahrhunderte später schreiben, sie sei ein „[...] für jene Zeit Epoche machende[s] Werk [...].“⁶ In ihr formuliert Fabricius einen sozialethisch ausgerichteten Ansatz zur interreligiösen Begegnung, in der er plädiert, Nächstenliebe zum Instrument der Wahrheitsfindung zwischen den religiösen Gruppen zu machen und nicht mehr die affektaufgeladene kontroverstheologische Auseinandersetzung zu suchen.⁷ Außerhalb der theologisch aufgeschlossenen Kreise Helmstedts sah sich Fabricius ab 1704 gerade seitens der lutherischen Orthodoxie heftigster Kritik und gelehrter Polemik ausgesetzt, welche vor allem von Sebastian Edzard und Peter Zorn publizistisch angeführt wurde.⁸ Dem Verdacht des Synkretismus

-
- 5 Nora Gädeke und Monika Meier: Einleitung. In: Leibniz-Forschungsstelle Hannover der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner, politischer und Historischer Briefwechsel (= Gottfried Wilhelm Leibniz. Sämtliche Werke und Briefe. Reihe 1, Bd. 24). Berlin 2015, S. LXIX–LXXII. URL: <https://www.gwlb.de/fileadmin/Leibniz/repositorium-des-leibniz-archivs/LAA-BdI24.pdf> [28.07.2024].
 - 6 Julius August Wagenmann: [Art.] Fabricius, Johann. In: Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften (Hg.). Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 6. Leipzig 1877, S. 507–509 [Online-Version]. URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd100793037.html#adbcontent> [28.07.2024].
 - 7 Vgl. Johann Fabricius: *Consideratio variarum controversiarum cum Atheis, Gentilibus, Judaeis, Mohamedanis, Socinianis, Anabaptistis, Pontificiis, Reformatiis*. Helmstedt 1704. URL: https://dfg-viewer.de/show/?set%5bmets%5d=https%3A%2F%2Fwww.zvdd.de%2Fdms%2Fmetsresolver%2F%3FPPN%3Doai%3Adiglib.hab.de%3Appn_668431903 [28.07.2024], Scanseite 7–10.
 - 8 Von der Wirkmächtigkeit dieses Diktum der lutherischen Orthodoxie des frühen 18. Jahrhunderts zeugt auch heute noch die „Fabricius-Forschung“. In kirchengeschichtlichen, theologiegeschichtlichen oder geschichtswissenschaftlichen Arbeiten ist Fabricius die zweifelhafte Ehre zu Teil geworden, sofern er überhaupt Erwähnung findet, dass sein Wirken in Helmstedt auf ein 1706 in den Druck gelangtes Gutachten reduziert wird. In diesem legitimiert er die für die Vermählung Elisabeth Christines, einer Enkelin Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit dem designierten spanischen König und späteren Kaiser Karl VI. notwenige Konversion vom Luthertum zum Katholizismus theologisch im Auftrag Anton Ulrichs. Vgl. zur Forschung beispielhaft Inge Mager: „Daß zwischen der Augsburgischen Confession und Catholischen Religion kein sonderlicher Unterschied seye ...“. Der Beitrag des Helmstedter Professors Johann Fabricius zur Heiratspolitik Herzog Anton Ulrich über die Konfessionsgrenzen hinweg (= Beiträge zur Geschichte des Landkreises Helmstedt und der ehemaligen Universität Helmstedt. 22). Helmstedt 2009. Oder Seitschek: Zeremoniell. 2014, S. 78–81.

ausgesetzt stellte Fabricius die eigenen lutherischen Konfessionalisierungsprozesse mit seinem „opus magnum“⁹ 1704 in Frage.

Genau in diese konfessionellen bzw. innerprotestantischen Lagerkämpfe führt uns der gegen Johann Fabricius gerichtete „Schmähbrief“ eines gewissen anonymen „Verjus“. Von Erkenntnisinteresse ist hierbei der Einsatz und die Wirkungsweise von Unhöflichkeit im Kontext einer innerprotestantisch geführten Auseinandersetzung über die (Neu-)Ausrichtung des Luthertums zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Die der Unhöflichkeit inhärente Eskalationslogik¹⁰, so mein Vorschlag, führte in diesem Rahmen zur Demonstration von akademischer Zugehörigkeit und der Initiierung und Dynamisierung von Gruppenbildungsprozessen unter Gelehrten lutherischer Theologie. Ein Schlaglicht gilt es zunächst (Kapitel 1) auf den Überlieferungskontext zu werfen, da die Art und Weise der Überlieferung bereits den Weg mitten in die angesprochen Eskalationslogiken weist und somit für den Erkenntniswert präfigurativ ist. Die textimmanente Interpretation des „Schmähbriefs“ (Kapitel 2) nimmt zunächst die Quellensyntax, -semantik und -pragmatik in den Blick, um konkrete Formen und Strategien sowie Wirkungsabsichten von Unhöflichkeit herauszuarbeiten. In einem vierten Schritt werden die Befunde im konkreten historischen Kontext der frühen 1700er Jahre ausgedeutet. Der abschließende Ausblick (Kapitel 3) versucht im Zusammenhang von Unhöflichkeit verallgemeinernde Überlegungen zum Dissensverfahren der lutherischen Theologie und die Entstehung von Öffentlichkeit thesenhaft anzustellen.

9 „The work is a testimony to breathtaking erudition and marks Fabricius as one of the foremost polyhistors of his time.“ Ulrich Groethsch: *Adversus Haereticos. Sebastian Edzard's Epic Battle for Souls*. In: Martin Mulsow, Johann Anselm Steiger und Axel E. Walter (Hgg.): *Das Akademische Gymnasium zu Hamburg (gegr. 1613) im Kontext frühneuzeitlicher Wissenschafts- und Bildungsgeschichte* (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext. 207). Berlin, Boston 2017, S. 139. URL: <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110528435-008/html> [28.07.2024].

10 Vgl. zur Eskalationslogik Kühn: *Provokation*, S. 224–226.

1. Vom Brief zur Aktenkopie

Die Suche nach den ursprünglichen Quellenzeugen, nach verschiedenen Überlieferungen und den besten Editionen ist für all jene, die regelmäßig an den Süßmann'schen Kolloquien teilnehmen, zu einer zweiten Natur geworden. Diese akribische Quellenkritik bereitet in Bezug auf den gegen Johann Fabricius gerichteten „Schmähbrief“ einige – erfreuliche – Herausforderungen, da die Pseudonymität die Quelle sämtlicher Marker beraubt. Trotz der epistolaren Struktur der Quelle erweisen sich die Techniken der Anonymisierung weiterhin als wirkungsmächtig.¹¹ Weder der Alias „Verjus“¹² noch der Ausstellungsort „Berlin in itinere“¹³ geben über das Spekulative hinausgehende Anhaltspunkte, die bei einer nähergehenden Einordnung der Quelle hülften.¹⁴ So bleibt bloß der Rückgriff auf das wenige Vorhandene.¹⁵

Der „Schmähbrief“ gegen Fabricius ist heute in die ihm zugeordnete „Personalakte“ innerhalb der Bestände der ehemaligen Academia Julia des Niedersächsischen Landesarchivs (Wolfenbüttel) eingebettet, die rund 290 Blätter unterschiedlichster Formate fasst.¹⁶ Die Akte

11 Vgl. zu Authentifizierungsformen im Brief Britt-Marie Schuster: [Art.] Linguistik. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 19–39. Vgl. zu Anonymisierung und Pseudonymisierung Volker Barth: Leibniz und das Inkognito. Identitätstechniken am Ende des 17. Jahrhunderts. In: Wenchao Li und Simona Noreik (Hgg.): G. W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität und Camouflage. Köln 2016, S. 127–144.

12 In der Akte wird alternativ auch die Schreibung „Verius“ verwendet.

13 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 232 r.

14 Eine Anfrage beim Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz blieb bisher ergebnislos. Ein gegen Fabricius gerichteter „Schmähbrief“ lässt sich über die verschiedenen Findmittel nicht direkt recherchieren. Eine Überlieferung unter den Beständen I. HA GR, Rep. 13 wäre aufgrund der Beteiligung Berlins im Vorgehen gegen Kritiker des Fabricius durchaus denkbar. Darüber hinaus ließen sich trotz des Kettenbriefcharakters keine weiteren Hinweise auf andere Überlieferungen des „Schmähbriefs“ recherchieren.

15 Vgl. zur Notwendigkeit einer genaueren quellenkritischen Betrachtung von Briefen Gumilla Budde: [Art.] Geschichtswissenschaft. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 61–80.

16 Die Blattzählung hört zwar etwa bei 388 auf, doch folgen einerseits noch weitere Blätter und andererseits springt die Zählung von 129 v. zu 230 r.

ist ihrerseits in fünf einzelnen Mappen gefasst worden, in denen sich erstens die Berufung und Bestallung (1696–1697) Johann Fabricius, zweitens seine *Consideratio variarum Controversiarum* sowie die anschließend publizistisch über Streitschriften geführte Auseinandersetzung mit Sebastian Edzard und Peter Zorn (1705), drittens die durch Wolfenbüttel angestrengte Untersuchung anlässlich des gegen Fabricius gerichteten „Schmähbriefs“ (April bis August 1705), viertens die *Epistola ad pios et eruditos Britannos*¹⁷ samt begleitender Gutachten der theologischen Fakultät (1708–1709) sowie fünftens „Varia“ dokumentiert finden. Insofern verdankt sich die Überlieferung des „Schmähbriefs“ einem doppelten institutionellen Interesse. Das Anfertigen der Briefkopie¹⁸ lässt sich innerhalb der Verwaltung des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel auf ein administratives Interesse zurückführen, den Urheber dieses „Schmähbriefs“ ausfindig zu machen bzw. ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Das administrative Interesse Wolfenbüttels geht so mit einer materiellen, medialen und kommunikativen Transformation der Quelle einher: Die als „copia Schreibens“ bezeichnete Abschrift muss mindestens ein auf den 26. September 1704¹⁹ datierter und an Fabricius nach Helmstedt adressierter Brief vorausgegangen sein, der als Grundlage der vorliegenden Kopie des „Schmähbriefs“ herhielt. Dabei überführte man den Text des „ursprünglichen“ Quellenzeugen auf ein kanzleitypisches Folioformat. Zwar erkennt man den Versuch, die ursprüngliche Typographie mit der Heraushebung von Eigennamen zu imitieren, doch dürfte man sich spätestens bei den Seiten- und Zeilenumbrüchen mehr an dem neuen größeren Seitenformat orientiert haben als an der – vermutlich – zugrunde liegenden Briefform. Beim Kopieren verlor der „Schmähbrief“ so sämtliche epistolare Gebrauchsspuren, über die weitere Hinweise auf andere Überlieferungen bzw. Überlieferungsformen hätten ermittelt werden können. Das bedeutet

17 NLA WO 37 Alt Nr. 373.

18 „Copia Schreibens An H. D. Joh. Fabricium nach Helmstedt“. NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 127 r.

19 Ebd., B. 232 r.

allerdings auch, dass die archivarisch überlieferte Version des gegen Johann Fabricius gerichteten „Schmähbriefs“ seiner eigentlichen Kommunikationssituation enthoben wurde. Der „Schmähbrief“ ist demnach durch den Verlust des ursprünglichen Quellenzeugens als Medium eines Teils seiner Handlungsdimension beraubt.²⁰ Er wandelt sich ebenfalls in seiner kommunikativen Funktion vom Subjekt zum Objekt. Durch das Anfertigen der Kopie des „Schmähbriefs“ wird nicht mehr aktiv *mit*, sondern nur noch passivisch *über* den Brief als Gegenstand kommuniziert.

Trotz der hier dargestellten „Begrenzungen“ oder vielleicht gerade wegen dieser ist die Kopie des „Schmähbriefs“ im hohen Maße spannend und als Primärquelle für das Thema dieses Bandes heranzuziehen. M. E. waren es gerade die massiven Unhöflichkeiten des anonymen „Schmähbriefs“ gegenüber Johann Fabricius und die subversive Wirkung, die er auf die kirchenpolitischen Vorhaben Fabricius’ im Auftrag des Herzogs zu entfalten drohte, die Wolfenbüttel überhaupt erst zu einer Untersuchung dieses Vorgangs veranlassten, obwohl polemische Schriften innerhalb der Gelehrtenrepublik als bewährtes Mittel der Konflikttaustragung bei wissenschaftlichen Dissens etabliert waren.²¹

2. Zwischen vertrautem Agentenbericht und gelehrter Polemik

Der gegen und an Fabricius gerichtete 13 Seiten fassende „Schmähbrief“ bzw. die Briefkopie changiert auf eine spannende Weise in einem Koordinatensystem zwischen medialer Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit sowie zwischen adressierter Privatheit und performativ inszenierter Öffentlichkeit.

20 Vorausgesetzt wird, dass mediales Handeln als Teil des sozialen Handelns verstanden wird. Joachim Höflich: [Art.] Kommunikationswissenschaft. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 96–107.

21 Vgl. hierzu Carlos Spoerhase und Kai Bremer: Rhetorische Rücksichtslosigkeit. Problemfelder der Erforschung gelehrter Polemik um 1700. In: Zeitsprünge 15, H. 2/3 (2011), S. 111–122.

Teile dieses oszillierenden Paradoxons lassen sich bereits mit einem Blick in die Umschlagskopie greifen: Auf der einen Seite wird dort im Rahmen der epistoralen Identifizierungsstrategie – zwecks fehlender Kopräsenz der Kommunizierenden – „Monsieur Fabricius Abbé, Docteur et Professeur [...]“²² als Empfänger des Briefes ausgewiesen.²³ Während sich auf der anderen Seite – ebenfalls auf der Umschlagskopie – ein Vermerk finden lässt, der zum Abschreiben und Teilen auffordert: „Dieses kann etliche mahl abgeschrieben und mit guten freunden communicirt werden“.²⁴ Neben einem explizit adressierten Empfänger, der nach den Konventionen der Zeit mit allen seinen Titeln bzw. Ämtern ausgewiesen wird, findet sich ein weiterer zunächst nicht näher expliziter Adressatenkreis angesprochen, den lediglich freundschaftliche Beziehungen zu- und untereinander auszeichnen. Auch wenn die problematische Verortung von Briefen zwischen öffentlicher und privater Kommunikation im Zuge der frühneuzeitlichen Briefkultur unter Gelehrten Teil der hybriden gattungstypologischen Bestimmung des Briefes selbst ist, stellt die Aufforderung zum Teilen und damit eine durch die Performanz des chirographischen Schreibens konstituierte kritische (Text-)Öffentlichkeit ein spezifisches Faszinosum dieser Quelle in Bezug auf seine Distribution dar.²⁵ Der ursprüngliche gefasste paradoxe Handlungsbereich dieses Briefes weist somit wiederum einen dreifachen Partnerbezug aus: zwischen Verjus als Autor und Fabricius als Empfänger, zwischen Fabricius und der anonymen, aber gelehrten (Text-)Öffentlichkeit sowie zwischen dieser und Verjus.²⁶

22 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B.126 r.

23 Vgl. Schuster: [Art.] Linguistik, S. 20.

24 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 126 r.

25 Man fühlt sich an Kettenbriefe erinnert. Christian Meierhofer und Björn Spiekermann: Briefpublizistik der Frühen Neuzeit. Historische und systematische Überlegungen. In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit, H. 2/3 (2022), S. 192–195. Vgl. auch Marcelo Dascal: Kontroversen und Polemiken in der frühneuzeitlichen Wissenschaft. Übers. a. d. Frz. v. Klara Vanek. In: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 15, H. 2/3 (2011), S. 146–157.

26 Vgl. Schuster: [Art.] Linguistik., S. 22.

Schaut man sich ersteren genauer an, könnte man zunächst dem Eindruck erliegen, es handle sich um einen sehr höflichen Schreiber, der sich an Fabricius zu wenden bemüht ist; zumindest was die Phasen der „Gesprächseröffnung und -beendigung“²⁷ angeht. Laut Britt-Marie Schuster werde in genau diesen Phasen die soziale Beziehung der Kommunizierenden kalibriert und eingerichtet.²⁸ Die Anrede adressiert Fabricius unter vordergründiger Einhaltung konventioneller Höflichkeit als „HochEhrwürdiger, Andächtiger, Hochgelahrter Herr Doctor, Abt und Professor“.²⁹ Aufmerksamkeit verdient die Tatsache, dass die Briefanrede anders als die Briefadressierung auf der Kopie der Umschlagsseite Fabricius vor allem als Doktor, also als Gelehrten und nicht in seiner Funktion als Professor oder Abt, zuerst anzusprechen bestrebt ist. Die formelle Form der Ansprache wird auch zum Ende des Briefes fortgesetzt, indem Verjus die bisher durch die Anrede implizit konstruierte Hierarchie zu Fabricius expliziert und sich als „Ew. Hchwd. beständiger diener“³⁰ empfiehlt. Die in diesen Phasen ausgedrückte formelle Höflichkeit wird allerdings im übrigen Brief nicht fortgesetzt und fungiert insofern als kommunikative Klammer, in der Verjus immer wieder deutlich formulierte, polemisch aufgeladene und persönlich adressierte „Kritik“ Fabricius vorzubringen vermag.

Ein aktuelles „malheur“³¹ zwischen Johann Fabricius und Sebastian Edzard nimmt der anonyme Autor zum Anlass, schon in der Eröffnungssequenz Fabricius zu unterstellen, durch seine jüngst publizierten Schriften der gelehrten Welt und insbesondere den evangelischen Theologen einen „[...] große[n] Stein des Anstoßes“ geliefert zu haben. Der anonyme Autor weiß Fabricius davon zu berichten, dass man in der *res publica literaria* darüber spekuliere, ob Fabricius Edzard nicht nur über eine „Apologiam“³² geantwortet, sondern auch veranlasst

27 Ebd., S. 21.

28 Ebd., S. 20–21.

29 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 127 r.

30 Ebd., B. 232 r.

31 Ebd., B. 127r.

32 Ebd.

hat, „[...] demselben durch hohr Hand Einhalt thun zu laßen.“³³ Der anonyme Autor gibt Fabricius scheinbar kollegial zu bedenken: „Man lässt solches [das Vorgehen gegen Sebastian Edzard] an seinen Ort gestellet seyn, giebet aver zu bedencken anheim, ob nicht Ew. Hochwd. auf diese weise Sich mehr prostituieren und tieffer in den Kolk fallen werden.“³⁴ Das könnte laut Verjus weitere Proteste evangelischer Gelehrter zur Folge haben, denen „[...] das heilsame Unions-Werck [...] noch nicht recht wollen an das Hertz gehen lassen [...].“³⁵ Der anonyme Autor weist sich nicht nur als Kenner der Werke Fabricius' aus, die vor allem durch seine irenisch ausgerichtete Theologie Helmstedter Prägung bestimmt sind, sondern weiß anscheinend auch um Fabricius Involviertheit in die innerprotestantischen Unionsgespräche zwischen Berlin, Hannover und London, an denen er im Auftrag Herzog Anton Ulrichs für Wolfenbüttel mitwirkte.³⁶

Aus dieser Einstiegssequenz leitet Verjus mit einer Warnung vor einem erneuten Ausbrechen des Majoristischen Streits heraus, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts innerhalb des Luthertums geführt worden war.³⁷ In diesen Kontext reiht Verjus dann die 1704 erschienenen und neu herausgegebenen Schriften Johann Fabricius' ein: die *Consideratio*, die *Viae ad pacem Forbesii*, die *Orationes des Templis veterum Christianorum*, die *Programata obitum Principis* und *auf das Ostern und Pfingstfest*. Der anonyme Verfasser stellt im Modus des unspezifischen „man“ vor allem in Bezug auf die beiden Programmata im Wesentlichen zwei Kritikpunkte heraus. Zum einen habe er, Fabricius, ein „schlechtes“ Latein in diesen beiden Schriften verwendet, das für einen Ort wie Helmstedt nicht angemessen sei, „[...] alß welcher Ort sich wegen gebrauchter guten Latinität und Schreibart auch der accurates halber considerable gemacht [...]“³⁸ habe. Zum anderen

33 Ebd.

34 Ebd.

35 Ebd., B. 127 v.

36 Ebd. Vgl. dazu auch Gädeke: Einleitung, S. XXIX–XCIV.

37 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 127 v.

38 Ebd., B. 127 v.–B. 128 r.

„[...] hatt man sich auch nicht genug über den holtzernen stylum Ihrer mageren Programmatum verwundern können, auch dasj[e]nige /: ich schäme mich fast solches zu sagen oder zu schreiben /: vor läppisch, ja närrisch gehalten, daß solchen fest-Programmatibus methodus catechetica zugeeignet, und nachdemselben eingerichtet werden wollen.“³⁹

Dabei erkennt man die Bestrebung des anonymen Autors, sich – in den wenigen Malen, in denen er selbst über das „Ich“ greifbar wird – von Fabricius vor dem erwähnten Publikum abzugrenzen.

Den Schwerpunkt dieses Briefes bildet allerdings die Kritik an einer in den Druck gegebenen Leichenpredigt, die Johann Fabricius wohl anlässlich des Begräbnisses des Helmstedter Bürgermeisters, Richard Serden, verfasst hatte.⁴⁰ Zwar gibt der anonyme Autor vor, nicht erneut über den „[...] abermahlichen Hältzernen stylo, und von der singulärität, die man in denen Wörtern observiert [...]“⁴¹ schreiben zu wollen, doch „[...] rechnete man es Ew. Hochwrd. 1. zu einer elenden Thummheit und ignoranz [...]“⁴², dass er die Stadt Hildesheim als „urbem Imperalem“ bezeichnet habe. Dies sei allerdings falsch, weil sie keine freie Reichsstadt sei, was der anonyme Autor mit Vergleichen herauszustellen bemüht ist.⁴³ Ihm, Fabricius, seien bei der Übersetzung deutscher Amtsbezeichnungen des Vaters des verstorbenen Helmstedter Bürgermeisters ebenfalls Übersetzungsfehler unterlaufen.⁴⁴ Diesen habe Fabricius als „[...] mercator ibide, et urbanae militiae centurio [...]“⁴⁵ betitelt. Die Kritik läuft auf folgende Textstelle hinaus:

„Denn wenn in einer Stadt Hauptleute und Gilden seyn, [...] so werden dieselbe dem Raht oder Magistratui entgegensezt, und ist ein solcher Stadt Hauptmann kein Centurio militium sondern ein tribunus plebis. Weilen auch die Worte, mercator ibidem, gleich vorhergegangen, so nahm man auch von denselben von Ew. Hochwd. großer Alberheit und Einfalt zu Discour ihren [sic] Anlaß, alßwelcher ja leicht muthmaßen und dencken können, daß ein Soldaten Hauptmann [...] keinen Klep-Krehmer abgegeben könne [...].“⁴⁶

39 Ebd., B. 128 r.

40 Ebd., B. 128 v.–B. 129–229 r. Wie in Fußnote 16 bereits dargestellt, ist die Paginierung des Blattes mit „129-229“ angegeben.

41 Ebd., B. 129–229 r.

42 Ebd.

43 Ebd., B. 129–229 r.–B. 129–229 v.

44 Ebd., B. 129–229 v.–B. 230 r.

45 Ebd., B. 230 r.

Weiter findet sich im Gegensatz zum ersten Punkt vor allem die Übertragung deutscher Redewendungen bzw., genauer formuliert, syntaktischer und lexikalischer Strukturen des Deutschen in das Lateinische der Kritik ausgesetzt, sogenannte „Germanismen“.⁴⁶ Verjus versieht hier seine Kritik mit einem Arsenal von insgesamt sieben ausgearbeiteten intertextuellen Belegen aus der Leichenpredigt⁴⁷, sodass man Fabricius abermals „[...] Stymperasmus in latinitate vorhalten müste [...].“⁴⁸

Drittens kann der anonyme Autor Fabricius berichten, dass man ihm die Orthographie seiner Leichenpredigt zum Vorwurf mache. Bei den falsch getrennten Diphthongen, der fehlerhaften Zeichensetzung sowie Silbentrennung und der fehlenden Großschreibung lateinischer Initialwörter und Eigennamen ist der anonyme Autor bemüht, dieses fabricianische Latein sowohl von dem antiker Autoren als auch von Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts abzugrenzen.⁴⁹

Entscheidend ist nun, dass Verjus daraus die Frage ableitet,

„[...] wenn in diesen einigen und in einem einzelen bogen bestehende leichen Programmte so viel erinners würdiges vorfiele, und aus demselben dergleichen remarqves mehr zu machen stunden, was denn nicht in anderen Ew. Hochwd. Schrifften vorkommen würde [...]“⁵⁰,

um so gleich die Empfehlung wiedergeben zu können, dass Fabricius zum Wohle seiner Schüler beim Konrektor und Rektor „puram Latinitatem beßer erlernen möchte.“⁵¹ Und falls Fabricius sich aufspielen sollte, so wird gedroht, „[...] müste man seine anderen Schrifften und Programmata vornehmen [...]“⁵², um „[...] das tolle, alberne, abgeschmeckte Zeug der gelahrtenn Welt für Augen [zu] stellen, damit [diese] erkennen möchte quis, qualis, quantus sit Fabricius.“⁵³

46 Ebd.

47 Ebd., B. 230 v–B. 231 v

48 Ebd., B. 231 v.

49 Ebd., B. 231 v–B. [unpaginiert v].

50 Ebd., B. [unpaginiert v].

51 Ebd.

52 Ebd.

53 Ebd., B. 232 r.

Nur um Fabricius von diesen Vorwürfen gegen ihn zu berichten und ihn vor satirischen Schriften zu warnen, habe er, Verjus, diesen Brief überhaupt erst aufgesetzt, wie der Leser zum Ende der Briefkopie erfährt: „so habe ich hiervon in Zeiten aus wohlmeinden Hertzen einige Nachricht geben wollen, nicht zweiffelnde es werde sothane Nachricht [...] aufrichtig von Ew. Hochwd aufgenommen werden [...]“⁵⁴ Zum Abschluss des Briefprotokolls verspricht der anonyme Briefautor Fabricius, dass er Weiteres „[...] so fort melden und offenbahren [...]“⁵⁵ werde, wie es ihm, Verjus, zu Ohren kommt.⁵⁶

Es ist augenfällig, dass Verjus seine gegen Fabricius gerichtete „Kritik“ im Modus uneigentlicher Rede berichtet. Einerseits bedient sich der anonyme Autor in der Briefkopie einer Rhetorik des Verlautens⁵⁷, Sagens⁵⁸, des Zuohrenkommens⁵⁹, um eine Form konzeptioneller Mündlichkeit zu beschwören, die überhaupt erst die Voraussetzung für die vertraulich mitgeteilten Informationen an Fabricius schafft. Andererseits realisiert sich die uneigentliche Rede fast völlig in den unpersönlichen und passivischen⁶⁰ sowie konjunktivischen⁶¹ Syntaxkonstruktionen. Damit wird gleichermaßen die Konstitution einer anonymen (Text-)Öffentlichkeit fortgesetzt, deren Konnektiv die an Fabricius und seinen Schriften geäußerte Kritik bzw. ihr Verriss ist. So lassen sich auch mühelos persönliche Beleidigungen offen vortragen.⁶² Insofern hebt die explizite Benennung dieser fast völlig in

54 Ebd.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Ebd., B. 127 r.

58 Ebd., B. 129–229 r.

59 Ebd., B. 232 r.

60 Wie z. B. „Sonderlich moqvirete man sich nicht wenig über Ew. hochwd. beydesest Programmata, so dieses Jahr ediret worden, zumahln dieselben nicht alleine so nicht beschaffen zu seyn befunden worden, wie der gebrauch sonst in Helmstedt gewesen seyn mag, alß welcher Ort sich wegen gebrauchter guten Latinität und Schreibart auch der accuratesse halber considerable gemacht.“ Ebd., B. 128 r.

61 Z. B.: „Über dem wurde nachgefragt, ob es gut Latein wäre, wenn man von seinen Kindern sagte, daß es caritates suaे wären.“ Ebd., B. 231 v.

62 Z. B. „Die Herren Censores [...] meinenet, daß, weilen Ew. Hochwd. allenthalber große Thummheit von Ihr sehen ließen, Sie ja meinen müßten, daß die Herrn Studiosi, welche zum besten solche Programmata aufgesetzt wurden, noch viel tümmmer seyn müsten, welche aber viel Zu klug, und dannhero von Ew. Hochwd. Lectionibus, scriptis und

der Anonymität inszenierten Gruppe als „censores“⁶³ bloß deren distanziert kritische Beziehung zu Fabricius hervor, die Verjus in seinem Brief vortrefflich einzurichten versteht.⁶⁴ Diese „censores“⁶⁵ werden allerdings noch etwas näher eingrenzt, wenn es heißt, die durch Fabricius’ Schriften verursachte Auseinandersetzung mit dem Hamburger Gelehrten Sebastian Edzard habe der „[...] gelahrten Welt, oder sonderlich denen so genandten Evangelischen Theologen sehr in die Augen gestochen“.⁶⁶ Insofern findet sich die bei Verjus gegen Fabricius in Frontstellung gebrachte akademische (Text-) Öffentlichkeit – natürlich – ihrerseits durch die biblische Allusion von den schreienden Steinen⁶⁷ auch noch auf der legitimen, d. h. moralisch-theologisch „richtigen“ Seite verortet.

Zur Konstruktion eines Topos mündlicher Kommunikation, ähnlich eines Gesprächs, gehört gleichermaßen der Eindruck von Spontanität und „Arkanität“. Der anonyme Autor macht sich einige Mühe, immer wieder die Spontanität und Aktualität sowohl der Briefausstellung als auch seiner Informationen zu betonen: angefangen mit dem „in neuligkeit“⁶⁸ angefangenen Streit zwischen Johann Fabricius und dem Hamburger Gelehrten Sebastian Edzard über die „[v]or wenig Tagen“⁶⁹ eingegangene Leichenpredigt auf den Helmstedter Bürgermeister bis hin zur „in intinere“⁷⁰ Ausstellung des Briefes. In diesem Zusammenhang kommt dem arkanen Ursprung der durch den anonymen Autor mitgeteilten Informationen eine zentrale Rolle zu. Verjus konnte den Brief erst schreiben, weil er „auf reisen in Ver-

conducte fast durchgehends gar nicht das beste, sondern gar übel raisonireten [...].“
Ebd., B. 128 r–128 v.

63 Ebd.

64 Einmal findet sich noch in der Briefkopie „Ein anderer that hinzu [...]“ erwähnt. Dies ist aber ganz im oben ausführten Sinn zu deuten. Ebd., B. 128 v.

65 Ebd., B. 128 r–128 v.

66 Ebd., 127 r.

67 „Wo dieser schweigt, so werden die Steine schreien, indem [e]inige das heilsame Unions-Werck Ihnen noch nicht recht wollen an das Hertz gehen lassen, und durften dahero und da einige entstehen, die sich in Schriften gegen Ew. Hochwd. regen mögten.“ Ebd., B. 127 v.

68 Ebd., B. 127 r.

69 Ebd., B. 128 v.

70 Ebd., B. 232 r.

trauen“⁷¹ die an Fabricius weitergeleitete Kritik zusammentragen konnte. Aber auch bei der Ausstellung und Übersendung beruft und verpflichtet sich der anonyme Autor auf Heimlichkeit.⁷² Dabei suggeriert bereits die handschriftliche Materialität des Briefes in Abgrenzung zu Druckschriften ähnlicher Art Heimlichkeit und Intimität. Anders als bei gedruckten „Offenen Briefen“, polemischen Schriften oder Verrissen wird hier durch die Aufforderung des handschriftlichen Teilens in der Adressierung des Briefes vorgegeben, den implizit adressierten Personenkreis auf diejenigen „limitieren“ zu wollen, die sich der Kritik an Fabricius und der durch ihn vertretenen Theologie irenischer Spielart anschließen. Die scheinbare Limitierung des anonymen Adressatenkreises findet sich überdies inhaltlich sowohl in der Bezugnahme bzw. den subtilen Andeutungen auf innerprotestantische Streitigkeiten als auch in der Vielzahl an referenzierten Druckschriften – fabricianischen sowie anderen Ursprungs – bekräftigt; kurzum im voraussetzungsreichen Kontextwissen.⁷³ So verstärkt gerade der Blick auf die typographischen Alternativen das Spiel zwischen Intimität und Öffentlichkeit. Zeitgleich intensiviert das Chirographische den Eindruck einer permeablen Intimität und wirkt so performativ. Das Oszillieren zwischen konzeptioneller Mündlichkeit und medialer Schriftlichkeit, zwischen adressierter Privatheit und medial konstituierter Öffentlichkeit im Modus der uneigentlichen

71 Ebd., B 127 v.

72 Ebd., B. 232 r.

73 Hierzu zählt auch der Vorgang um den Hamburger Gelehrten Sebastian Edzard. Tatsächlich gingen die Welfenhöfe in Celle, Hannover und Wolfenbüttel gemeinsam gegen die publizistischen Angriffe des Sebastian Edzard vor, indem sie über den Rat der Stadt Hamburg versuchten, diesem Einhalt zu gebieten; allerdings erst im Frühjahr 1705. Ende Februar 1705 veranlasste König Friedrich I. auch die öffentliche Verbrennung von Edzards Schriften. Zu diesem Schritt haben sicherlich auch Sebastian Edzards publizistische Angriffe auf Professoren der 1701 durch König Friedrich I. neu gegründeten Universität in Halle beigetragen. Johann Friedrich Mutzenbecher: Sebastian Edzardi. Bearb. v. August Mutzenbecher und Otto Beneke. In: Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Neue Folge 2. H. (1866), S. 210–217. URL: https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de/recherche/detail?tx_dlf%5Bdouble%5D=0&tx_dlf%5Bid%5D=37339&tx_dlf%5Bpage%5D=1&tx_dlf%5Bpagegrid%5D=0&tx_dlf_tableofcontents%5Baction%5D=main&tx_dlf_tableofcontents%5Bcontroller%5D=TableOfContents&cHash=d68d4af60645e9c370e83f5670718bc7 [28.07.2024]; Gädke: Einleitung, S. LVI–LVII.

Rede führt zu der Konsequenz, dass Fabricius nicht der Adressat im ausgewiesenen Sinn dieses Briefes ist.

Zum Modus der uneigentlichen Rede und damit ebenfalls Teil der gerade genannten paradoxen Oszillation trägt sicherlich in einem nicht geringen Maße die anspruchsvolle und feine Ironie bei, die reich an Voraussetzungen ihre Wirkung subversiv zu entfalten versteht. Schon im direkten Partnerbezug zwischen Verjus und Fabricius ist sie konsitutiv für das Verständnis dieses Briefs. So bezeugt die direkte Anrede Fabricius' als „Ew. Hochwd.“ in ihrer Frequenz und Konsistenz vermeintlich eine Form der Ehrerbietung, die Fabricius inhaltlich mindestens genauso konsequent verweigert wird. Ironie macht es ebenfalls möglich, der gesamten Persiflage gegen Ende des Briefes durch den vermeintlichen Ausdruck von Fürsorge und Besorgnis eine Wendung zum Agentenbericht zu geben, hinter dem Verjus als Berater Fabricius' versucht, die massiv geäußerte persönliche Kritik zu verstecken – quasi aus dem Feindeslager.⁷⁴ Hier greifen erneut die Arkanität der Informationen und konzeptionell inszenierte Mündlichkeit ineinander. Der anonyme Autor bietet Fabricius sogar scheinbar seine Hilfe an. Dabei wird die Formulierung „Sollte mir sonst etwas zu Ohren kommen, will ich es sofort melden und offenbahren“⁷⁵ durch den Einsatz der Ironie mehrdeutig und geradezu drohend gegenüber Fabricius. Die vermeintlich durch die Textkonventionen und Ehrbezeichnungen eingerichtete hierarchische Beziehung zwischen Verjus und Fabricius wird insofern spielerisch in ihr Gegenteil verkehrt.

Aber auch das Bild des Gelehrten Doktors und Professors, der des Lateinischen nicht (richtig) mächtig ist und beim Rektor der Helmstedter Universität Nachhilfe suchen möge, entbehrt im Partnerbezug zwischen Fabricius und seinen Kritikern nicht einer gewissen Ironie.⁷⁶

74 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 232 r.

75 Ebd.

76 „Inzwischen würde, geschlossen, daß man diesen doctorem und abbatum damit ihm auch nicht die Schüler in der Schule zu viel würden, theils dem Con-Rectori, theils dem Rectori annoch eine zeitlang untergeben müßte, damit er von niemem die Orthographiam von diesem aber puram Latinitatem beßrer erlernen möchte.“ Ebd., B. [unpaginiert v.].

Vor allem wird Fabricius hier seinen „censores“⁷⁷ vorgeführt, vermutlich wissend, dass er mehrfach schon als Konrektor der Academia Julia vorstand. Der Brief als solches bzw. zumindest die Briefkopie ist kontrastiv dazu wiederum in deutscher Sprache verfasst. Insofern muss mit Blick auf den limitierten Adressatenkreis ergänzt werden, dass er zwar durch die Performanz der Materialität begrenzt wird, aber durch die verwendete deutsche Sprache über die rein akademischen Sphären theologischer Fakultäten hinaus Wirkung abzuziehen bestrebt ist. Der Brief löst wiederholt den zum Schein gegebenen äußersten Anspruch eines vertrauten Agentenberichtes nicht ein.

3. Ein Schmähbrief gegen Johann Fabricius

Dass dieser Brief Wirkung entfaltet hat, belegt die Untersuchungsakte selbst. Dort kann Leibniz in einem Brief an die Untersuchungskommission in Celle berichten, dass das Schreiben von Verjus nicht nur in Helmstedt, wo Kopien unter den Studenten virulent Verbreitung fanden, sondern auch an anderen Orten einen öffentlichen Skandal ausgelöst hat.⁷⁸ Dass diese Wirkung aber durchaus unterschiedlich ausfallen konnte, zeigt ein Blick auf die Adressaten dieses Briefes.

Einerseits sieht sich Fabricius, wie oben dargestellt, in diesem Brief vor der Drohkulisse einer in Frontstellung inszenierten (Text-) Öffentlichkeit einem massiven Verriss und einer persönlichen Polemik in Form von Schmähungen, Verunglimpfungen und Beleidigungen ausgesetzt – unter Vorhaltung ironisierter Höflichkeit – und damit in seiner Person als gelehrter Universitätsprofessor und Abt von Königslutter in Frage gestellt.⁷⁹ Verjus verdreht so spielerisch die

77 Ebd., B. 128 r.–B. 128 v.

78 Ebd., B. 236 r, B. 123 r.–B. 125 r.

79 Die Unzulänglichkeiten im Lateinischen humoristisch-beleidigend herauszustellen, ist seit dem Humanismus eine etablierte Strategie des gelehrten Agons. Der Vorwurf habe letztlich darauf abgezielt, jemanden von der *res publica litteraria* auszuschließen. Vgl. Dominik Berrens: *Introduction. Forms of Polemics and Defamation in Early Modern Scholarship*. In: *Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen*

eingerichtete hierarchische bzw. asymmetrische Beziehung zwischen ihm und Fabricius, um ihn trotz seines akademischen Standes in der *Res publica literaria* dem Anschein intellektueller Unterlegenheit auszusetzen. Selbst als Opfer, das scheinbar vielfach satirischen Schriften ausgesetzt ist, will man ihn, Fabricius, nicht recht ernst nehmen. Damit finden sich umgekehrt der anonyme Autor und seine Polemik ganz unabhängig von der vertretenen theologischen Argumentation aufgewertet.

Dass der Brief auch ohne theologischen Kontext wirkt, liegt eben an der Verunglimpfung der Person des Johann Fabricius:

„An important rhetorical strategy relevant in scientific debates consists in portraying opponents as untrustworthy and unreliable from the outset. If this characterisation of the opponents is established, the ideas and contents themselves do not need a detailed treatment anymore.“⁸⁰

Dieser Brief fordert nicht zum akademischen Austausch, zum fachlichen Disputieren auf, sondern erschöpft sich in der polemischen Beleidigung. Die hier performativ vollzogene Eskalation eines zuvor akademisch geführten Diskurses wird damit gerechtfertigt, dass Fabricius im Flugschriftenstreit (1704) mit Sebastian Edzard diesem nicht mit einer Gegenschrift geantwortet habe, „[...] sondern auch demselben durch hohr Hand Einhalt thun [...]“⁸¹ gelassen habe. Sebastian Edzard, ein orthodoxer Lutheraner, hatte 1704 eine Flut an polemischen Flugschriften gegen den Calvinismus und jene Protestanten, die sich für die Reformierten einsetzen, publiziert, in deren Folge auch die konfessionelle Verlässlichkeit Fabricius' als Lutheraner zur Diskussion stand. So berichtet Fabricius in einem Brief an Gottfried Wilhelm Leibniz vom 8. November 1704, dass im Zusammenhang mit dem publizistisch ausgetragenen Streit mit Sebastian Edzard „seine“ Braunschweiger Pastoren ihn eben-

Neuzeit, H. 2 (2024), S. 127–130. URL: https://brill.com/view/journals/daph/52/2/article-p125_1.xml [28.07.2024].

80 Ebd., S. 128.

81 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 127 r.

falls öffentlich von der Kanzel des Verdachts ausgesetzt haben, ein Calvinist zu sein.⁸² Fabricius kommunizierte bzw. stritt vielfach und energisch mit Edzard über satirisch-polemische Flugschriften; 1704 fügte sich im Übrigen auch der Gelehrte Peter Zorn in die Reihe der publizistisch aktiven Gegner Fabricius' ein.⁸³ D.h., der Schritt, sich über die Verbreitung des „Schmähbriefs“ an Fabricius zu wenden, wird durch dessen eigene Weigerung zu rechtfertigen versucht, den gelehrten Diskurs zwischen ihm und Edzard fortzuführen bzw. durch das administrative Vorgehen gegen jenen. Parallel zur virulenten Verbreitung dieses Briefes zu Beginn des Jahres 1705 intensivierten die welfischen Höfe ihr Vorgehen gegen Sebastian Edzard.⁸⁴

Sie hatten zweifelsohne ein machtpolitisches Interesse daran, die „öffentlich-publizistische“ Aufmerksamkeit der weitgehend im Geheimen stattfindenden, 1703 durch die Initiative Berlins wieder aufgenommen Bemühungen um eine protestantische Union zwischen Lutheranern, Calvinisten und der anglikanischen Kirche gering zu halten; musste man durch massive öffentliche Empörung gerade seitens der lutherischen Orthodoxie ein mögliches Scheitern der Bemühungen fürchten.⁸⁵ Im Kontext der innerprotestantisch geführten Unionsgespräche kommt Johann Fabricius neben Georg Wilhelm Leibniz, Gerhard Wolter Molanus, Daniel Ernst Jablonski und Benjamin Ursinius von Baer bei der theologischen Fundierung dieses – schlussendlich – machtpolitischen und herrschaftsexpandernden Kalküls eine zentrale Rolle zu.⁸⁶ Nicht ganz überraschend weiß Verjus hiervon ebenfalls zu berichten, wenn er Fabricius vorwirft, dass „[...] [e]inige[n] das heilsame Unions-Werck [...] noch nicht recht wollen an das Hertz gehen [...].“⁸⁷ So zeugt doch Fabricius‘

82 Johann Fabricius: 53. Johann Fabricius an Leibniz. Helmstedt, 8. November 1704. In: Nora Gädeke und Monika Meier (Bearb.): Wilhelm Leibniz. Allgemeiner und politischer Briefwechsel, Bd. 24. Berlin 2015. URL: <https://www.gwlb.de/fileadmin/Leibniz/repositorium-des-leibniz-archivs/LAA-BdI24.pdf> [28.07.2024], S. 102.

83 Vgl. Gädeke: Einleitung, S. LVI–LXXII.

84 Ebd.

85 Gädeke: Einleitung, S. LXIX–LXXII.

86 Ebd.

87 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 127 v.

publizistisches Wirken – abgesehen von den Streitschriften – 1704 mit der Neuedierung irenischer Schriften sowie der Veröffentlichung seiner Consideratio von dem theologischen Bemühen, konventionelle Konfessionsgrenzen zu überschreiten bzw. anders zu denken.⁸⁸

Mit dem Vorgehen der welfischen Höfe gegen Sebastian Edzard ist somit auch die Notwendigkeit für die Dissimulation der Autorenschaft gefunden. Die Anonymität des Autors genauso wie das Camouflieren der Authentifizierungs- und Ausstellungsmerkmale des Briefes können als Schutzmechanismen gegenüber administrativen Repressionen gedeutet werden, denn Inhalt und Person sind, wie Marian Füssel in Bezug auf die Gelehrtenkultur des beginnenden 18. Jahrhunderts ausführt, nicht voneinander zu trennen.⁸⁹ Insofern ist die von Verjus gewählte Pragmatik des Abschreibens und Teilens zur Verbreitung des Briefes ebenfalls als Teil der Dissimulation zu deuten: Sie versteht jede Form eines originalen Briefes bereits als Kopie zu tarnen und entzieht sich somit jeglichen Rückschlüssen auf den Urheber. Dabei muss jedes weitere Abschreiben, jede weitere Kopie die Beleidigung gegenüber Fabricius vergrößert bzw. verstärkt haben. Wie richtig Verjus in der Einschätzung der politischen Stimmung lag, zeigt der anachronistisch-vorausgreifende Blick in das Jahr 1705 und das biblioklastische Vorgehen gegen die Werke Sebastian Edzards auf Anordnung des preußischen Königs; zeitgleich ist Fabricius mit einer zweiten Medaille durch König Friedrich I. für seinen irenischen Einsatz ausgezeichnet worden.⁹⁰

88 Hier ließe sich Fabricius vermutlich in die Reformbemühungen des Luthertums im ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhundert einordnen. Nicht ohne Grund warnte Leibniz Fabricius in einem Brief vom 14.06.1703 vor der Veröffentlichung seiner Consideratio, da er um die Reaktionen der orthodoxen Lutheraner fürchtete. Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: Nr. 261. Leibniz an Johann Fabricius (14. Juni 1703). In: Leibniz-Forschungsstelle Hannover der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen (Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner, politischer und Historischer Briefwechsel (= Gottfried Wilhelm Leibniz. Sämtliche Werke und Briefe. Reihe 1, Bd. 22). Berlin 2011, S. 443–446. URL: <https://www.gwlb.de/fileadmin/Leibniz/repositorium-des-leibniz-archivs/I22B.pdf> [28.07.2024].

89 Marian Füssel: Die Masken der Gelehrsamkeit. Zum Habitus des Gelehrten um 1700. In: Wenchao Li und Simona Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage. Köln, Weimar, Wien 2016, S. 20–27.

90 Gädke: Einleitung, S. LVI–LVII.

Dass Verjus in seinem hier als Kopie überlieferten Brief die theologischen Fragen in dem gelehrten Agon zwischen dem Kontrovers-theologen Fabricius und seiner in Helmstedt gepflegten Theologie irenischer Ausrichtung und einer in Frontstellung gebrachten evangelischen Gelehrtenwelt in den Hintergrund rückt, bleibt andererseits nicht ohne Wirkung auf den zweiten, nicht explizit ausgewiesenen Adressaten dieses Briefes. Dabei ist die Frage nachrangig, ob Verjus tatsächlich Meinungen und Stimmungen zusammengetragen hat. Entscheidender ist, dass dieser medial inszenierte Mob als rhetorische Strategie sowohl als Drohkulisse gegenüber Fabricius funktioniert, die die Argumentation über die aufgezeigten Mängel und Fehler in seinen Werken verstärkt, als auch als Publikum dient, vor dem Fabricius beleidigt, seiner Rolle entthoben und damit seiner Ehre beraubt wird. Die Konstituierung einer kritischen medialen Öffentlichkeit verbleibt spannenderweise aber nicht bei der hier dargestellten literarischen Inszenierung, sondern konstituierte sich in der Praxis des Abschreibens und Teilens selbst. Die Performanz des Geschriebenen involvierte die eigentlichen Adressaten in das Geschehen und mobilisierte ein Meinungsnetzwerk, dessen Ausrichtung davon abzuhängen schien, ob man sich der heftigen Polemik gegen Fabricius anschloss bzw. sie teilte, wie die lutherische Orthodoxie, oder sie ablehnte. So oder so findet sich in der illokutiven Pragmatik des Briefes eine geradezu dialogische Handlungsrealisierung.⁹¹

So zeigt sich mit dem Blick auf diese paradoxe Kommunikations-situation der Begriff des Schmähbriefs als treffend und tragfähig. Als Mischform weist das von Verjus verfasste Schreiben eine ähnliche Ambiguität zwischen namentlicher Adressierung und öffentlicher Platzierung wie ein offener Brief auf. Auch die Funktion, in eine Debatte einzugreifen, in der man scheinbar die Position des impliziten Adressaten, einzunehmen vorgibt und sie damit verstärkt, ist vergleichbar.⁹² Verjus bemüht sich, Fabricius als irrlichernden Ein-

91 Vgl. hierzu Schuster: [Art.] Linguistik, S. 22.

92 Vgl. Dirk Rose: [Art.] Offener Brief. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 553–555.

zelkämpfer irenischer Theologie darzustellen, dem die gelehrte evangelische Öffentlichkeit gegenüberstehe. Dem expliziten Adressaten unterstellt der Germanist Dirk Rose eine gewisse Entscheidungs- und Wirkungsmächtigkeit innerhalb des Diskurses, auf den Einfluss auszuüben versucht wird. Damit ein Offener Brief aber Wirkung entfalten kann, so Rose weiter, bedarf es diskursfähiger Öffentlichkeitsstrukturen, in denen er lanciert und diskutiert werden könne, die es dauerhaft erst ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert gegeben habe. Hier zeigt sich der vorliegende Schmähbrief noch ganz in der Frühneuzeit verhaftet.⁹³ Davon abgesehen, dass er kein Druckerzeugnis ist, setzt seine Verbreitung auf eine korrespondierende Öffentlichkeit, die Verjus durch ihre Involviering beim Abschreiben und Teilen erst herstellen muss. Hier erinnert das Anwendungsszenario eher an einen frühneuzeitlichen Gelehrtenbrief, bei dem das Verbreiten durch Vorlesen und Teilen und auch das Abschreiben von Briefen im Rahmen intellektuellen Austausches sowie eine Vielzahl von Übermittlungsversuchen etabliert waren. Allerdings, so der Historiker Thomas Wallnig, bilden hier agonale Szenarien die große Ausnahme.⁹⁴ Hier standen dem frühneuzeitlichen Gelehrten andere literarische Formen und Foren von Öffentlichkeit zur Verfügung, um Dissens innerhalb der Gelehrtenrepublik gewaltfrei auszutragen.⁹⁵

4. Unhöflichkeit als Demonstration von Dissens

Unhöflichkeit, so die diesem Band zugrundeliegende Definition, dient der kommunikativen Erweiterung sozialer Praktiken der Höflichkeit. Praktiken der Höflichkeit und der Unhöflichkeit bleiben als Handlungsmodelle zur Konfliktvermeidung sowie der Konfliktaustragung

93 Ebd.

94 Thomas Wallnig: [Art.] Gelehrtenbriefe. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 474–475.

95 Vgl. hierzu Spörrhase: Rhetorische Rücksichtslosigkeit, S. 111–122; Dascal: Kontroversen und Polemiken, S. 146–157.

aufeinander bezogen, so sie auf einem gemeinsamen Wertehorizont auf denselben Fluchtpunkt „Ehre“ ausgerichtet sind. Unhöflichkeit verstehe sich so nicht als ein spontanes, sondern als ein zielgerichtetes Einsetzen eben solcher sozial-kommunikativen Praktiken, da sie der jeweils intentionierten Wirkung halber die Beherrschung der Etikette voraussetzen, so Sebastian Kühn.⁹⁶

Und als diese gehört sie zum Repertoire frühneuzeitlicher Gelehrtenkommunikation bzw. zum Arsenal von Handlungsmodellen zur Konflikttaustragung innerhalb der Gelehrtenrepublik.⁹⁷ Die Frage, warum Verjus nun jene Form der unhöflichen Kommunikation wählte, ist noch verhältnismäßig leicht zu beantworten.⁹⁸ In dem Brief thematisiert Verjus ja selbst, dass es heiße, Fabricius habe im Streit mit Sebastian Edzard keine Entgegnungsschrift erwidern wollen. Die in seinem Brief Fabricius entgegengebrachte Unhöflichkeit dient hier folglich als gezielte Provokation, die gerade mit ihrem Eskalationspotenzial darauf abzielt, eine festgefarene Kontroverse „voranzubringen“, indem Fabricius zu einer Reaktion provoziert werden sollte.⁹⁹

Wo sich hier allerdings neue Handlungsspielräume, um bei Kühn zu bleiben, ergaben, ist eine andere und ungleich schwierigere Frage. Einerseits rieten sowohl Herzog Anton Ulrich als auch Leibniz Fabricius 1704, eine druckschriftliche Erwiderung zu unterlassen, und überließen eine entsprechende Reaktion auf diesen Schmähbrief 1705 dem Berliner Hof und für die Welfen Celle, da Herzog Georg Wilhelm in diesem Jahr Inhaber des Helmstedter Rektorats war.¹⁰⁰ Andererseits zielte der Schmähbrief gegenüber Fabricius m. E. durch die bewusste Dissimulation der Autorschaft, die Verwendung deutscher Sprache sowie die eingesetzte Polemik nie darauf ab,

96 Kühn: Provokation, S. 426–429 und S. 437–439.

97 Ebd., S. 426–429.

98 Andererseits existierten innerhalb der *res publica literaria* auch etablierte und damit alternative Formen der höflichen Konflikttaustragung: „Konflikt bedeutet nicht gleich Unhöflichkeit – der gelehrt Disput etwa kann sehr höflich stattfinden –, sondern Formen der Höflichkeit und der Unhöflichkeit greifen ineinander.“ Ebd., S. 438.

99 Vgl. zur Eskalationlogik Kühn: Provokation, S. 426.

100 Vgl. hierzu Johann Fabricius: Nr. 53. Johann Fabricius an Leibniz. Helmstedt (8. November 1704). In: Gädeke (Bearb.): Wilhelm Leibniz, S. 101–102.

einen direkten akademisch-theologischen Diskurs zu ermöglichen oder auch nur wieder anzubahnen. Vielmehr dürfte es Verjus um die öffentliche Demonstration von Dissens mit Fabricius vor und durch eine performativ hergestellte Öffentlichkeit gegangen sein. Damit ist der Eskalation durch Unhöflichkeit ein Moment der Parteibildung inhärent.¹⁰¹

Nun war Johann Fabricius 1704/1705 nicht nur einfach ein Theologieprofessor an der Helmstedter Academia Julia, sondern er war u. a. zusammen mit Leibniz, Jablonski, Molanus oder auch von Baer Teil eines elitären Gelehrtennetzwerks, das versuchte, durch eine irenisch geprägte Theologie die politischen Ambitionen ihrer protestantischen Potentaten in Berlin, Hannover und Wolfenbüttel zu verstärken. So verhalf gerade Fabricius Herzog Anton Ulrich nach dem Scheitern einer an Frankreich ausgerichteten Machtpolitik ab 1702 über die innerprotestantischen Unionsgespräche zu einer Annäherung Wolfenbüttels an andere protestantische Mächte im Reich.¹⁰² Zwar verfolgten die protestantischen Mächte unterschiedliche Motive bei ihrer Teilnahme an den Unionsgesprächen, doch blieb der Kern dieses elitären Vorhabens auf eine irenische, d. h. auf Verständigung der protestantischen Konfessionsbekenntnisse abzielende Theologie ausgerichtet.¹⁰³ Als Vertreter dieser theologischen Ausrichtung

101 „Zugespitzt könnte man formulieren, dass die Pflicht zur Höflichkeit gegenüber Freunden eine Pflicht zur Unhöflichkeit gegenüber deren Gegnern einschließt, mit allen Konsequenzen der inhaltlichen Positionierung. Die Ausweitung des Konflikts und Parteibildung waren damit vorprogrammiert.“ Kühn: Provokation, S. 431.

102 Vgl. hierzu vertiefend Florian Dölle: Anton Ulrich, Frankreich und die französische Kunst. In: Jochen Luckhardt (Hg.): „... einer der größten Monarchen Europas“?! Neue Forschungen zu Herzog Anton Ulrich. Petersberg 2014, S. 94–115.

103 Nicht zuletzt durch die Konversion Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen geriet der corpus evangelicorum gegenüber einem politisch erstarkten Katholizismus unter Druck. Um ähnliche Mechanismen der Herrschaftslegitimierung und damit -verdichtung zu erlangen, beteiligten sich beispielsweise die reformierten Hohenzollern an den Unionsgesprächen. Sie standen einer weitestgehend lutherischen Bevölkerung gegenüber. Herzog Georg Ludwig von Hannover hatte im Rahmen der englischen Sukzession ebenfalls ein eigenes Interesse an einer innerprotestantischen Union. Vgl. hierzu Seitschek: Zeremoniell, S. 68–91; Alexander Faust: Handlungsräume lutherischer Hofprediger um 1700. Eberhard Finen und die Konversion Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel. In: Matthias Meinhart, Ulrike Gleixner, Martin Jung u.a. (Hgg.): Religion, Macht, Politik. Hofgeistlichkeit im Europa der Frühen Neuzeit 1500–1800 (= Wolfenbütteler

positionierte sich Fabricius mit seiner publizistischen Offensive 1704 medial innerhalb der protestantischen Gelehrtenwelt prominent. Insofern traf Fabricius die an ihn adressierte Polemik nicht nur als Professor für Kontroverstheologie in Helmstedt, sondern eben auch als medial prominenter Vertreter einer theologischen Schule, die sich für ein „heilsame[s] Unions-Werck“¹⁰⁴ einsetzte. Natürlich mussten solche Vorhaben Widerstand der lutherischen Orthodoxie – vor allem in Wittenberg und Jena – hervorrufen, die darin Synkretismus zu erkennen glaubte.¹⁰⁵ Der von Verjus verfasste Schmähbrief an Fabricius weist also direkt in innerprotestantische Lagerkämpfe, die mit dem Hofmannschen und dem Synkretistischen Streit eine historische Dimension aufweisen.¹⁰⁶ Die Demonstration von Dissens galt Verjus nicht der Parteibildung, sondern markiert vielmehr Zugehörigkeiten. So wie – analog zu Kühns Befunden – Höflichkeit unter Freunden bei der Anerkennung gelehrten Wissens half, so wurde in dem Schmähbrief persönlich platzierte und polemisch aufgeladene Unhöflichkeit als soziale Praktik der Disqualifizierung von Gelehrten und ihren Werken genutzt.¹⁰⁷

Dies führt uns unweigerlich in die viel schwierigere Frage nach der Autorschaft dieses Schmähbriefes hinein. Denn mit der Demonstration von Dissens ist auch die Frage nach den Motiven des Autors aufgeworfen. Die Dissimulation der Autorschaft fungiert in einer Kultur, in der Gelehrter und gelehrter Inhalt nicht getrennt werden konnten,

Forschungen. 137). Wiesbaden 2014, S. 341–357. Zu Hannover: Hans Otte: „Wie hältst Du's mit der Religion?“. Die Religionsfrage in der Personalunion. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 87 (2015), S. 109–140. Zu Berlin: Kurt-Victor Selge: Das Konfessionsproblem in Brandenburg im 17. Jahrhundert und Leibniz' Bedeutung für die Unionsverhandlungen in Berlin. In: Studia Leibnitiana – Sonderhefte 16 (1990), S. 170–185.

104 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 127 v.

105 Vgl. hierzu vertiefend Groethsch: *Adversus Haereticos*, S. 137–161.

106 Vgl. dazu Notker Hammerstein: Das Besondere an Helmstedt. In: Jens Bruning und Ulrike Gleixner (Hgg.): *Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810* (= Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek. 92). Wiesbaden 2010, S. 16–22.

107 Kühn: *Provokation*, S. 431–439; Ders.: Dissimulation als gelehrte Praxis? Politik sozialer Beziehungen in gelehrten Netzwerken. In: Wenchao Li und Simona Noreik (Hgg.): *G. W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage*. Köln, Weimar, Wien 2016, S. 35–47.

nicht nur als Schutzmechanismus vor herrschaftlichen Repressionen, sondern ebenfalls als Strategie der Aufmerksamkeitssteigerung.¹⁰⁸ Eine Strategie, die der Hamburger Logikprofessor Sebastian Edzard beherrschte.¹⁰⁹ Nicht nur, dass er bereits unter dem Pseudonym „Johannes Verejus“ publizierte und sich als streitbarer Autor aufgrund seiner beißenden und von vielen Zeitgenossen kritisierten Polemik mehrfach Publikationsverbote zuzog, auch folgte Sebastian Edzard, wie Ulrich Groetsch in Anlehnung an Anne Goldgar herausarbeiten konnte, einem gelehrten Karrieremodell, bei dem der junge wissenschaftliche Nachwuchs etablierte Professoren mit heftiger Kritik überzog, um eine Reaktion zu erzwingen, was ihnen innerhalb der *res publica literaria* einen Namen zu machen versprach. Auch hatte Sebastian Edzard durch sein Studium in Wittenberg ein Netzwerk protestantischer Orthodoxie aufbauen können, in dem er zusammen mit Verbündeten wie Georg Niehenck oder Christian Reineccius Polemiken gegen die Reformierten in Berlin, die Pietisten in Halle oder einzelne Personen wie Christian Thomasius verfasste und publizierte. Zwar spräche für die Autorschaft Sebastian Edzards ebenfalls sein durch den Vater Esdras Edzard am Alten Testament geschultes umfangreiches philologisches Wissen, was aber wichtiger erscheint ist die Tatsache, dass Fabricius Sebastian Edzard verdächtigt, Urheber dieses Schmähbriefs zu sein.¹¹⁰ Auch wenn eine abschließende Klärung der Urheberschaft im Bereich des Spekulativen verbleiben muss,

108 Füssel: Die Masken der Gelehrsamkeit, S. 20–27.

109 Fabricius im Übrigen auch. Alexander Schunka: [Art.] Johann Fabricius. In: Stefanie Arend, Bernhard Jahn und Jörg Robert u.a. (Hgg.): Frühe Neuzeit in Deutschland 1620–1720. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon, Bd. 2. Berlin, New York, Boston 2021, Sp. 785–794. Vgl. zu Edzard Herbert Jaumann: [Art.] Edzard, Sebastian. In: Herbert Jaumann (Hg.): Handbuch der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. Bio-bibliographisches Repertorium, Bd. 1. Berlin, New York, Boston 2004, S. 244–245; Groethsch: *Adversus Haereticos*, S. 137–161.

110 Der Vater, Esdras Edzard, hat freitags für die Hamburger Studenten des Johanneum und des Gymnasium illustre kostenlose Vorlesungen zur lateinischen und hebräischen Grammatik des Alten Testaments gehalten, an denen neben seinen Söhnen u.a. auch Hermann August Francke, Hermann von der Hardt oder Johann Christoph Wolf teilnahmen. Groethsch: *Adversus Haereticos*, S. 139–145. Anne Goldgar: *Impolite Learning. Conduct and Community in the Republic of Lettres, 1680–1750*, New Haven 1995, S. 115–173. Zitiert n. Groethsch: *Adversus Haereticos*, S. 151; Jaumann: [Art.] Edzard, S. 244–245.

wird der Zusammenhang zwischen Praktiken der Unhöflichkeit und agonalen Formen des gelehrten Konflikts deutlich.¹¹¹

Aber gerade in diesem gelehrten Agon ist die Polemik als Kommunikationsform und damit als Teil der Gelehrtenkultur – eigentlich – etabliert. Polemik habe sich, so Carlos Spoerhase und Kai Bremer, um 1700 als Interaktionsform von quasi kriegerischen Auseinandersetzungen innerhalb der Gelehrtenrepublik und damit als Motor von wissenschaftlicher und literarischer Kommunikation bewährt. Aufgrund ihrer Grundspannung zwischen epistemischer Dimension, also der Widerlegung von Wissensansprüchen und sozialer Dimension, dem Gewinn und Verlust sozialer Reputation, röhre sie unweigerlich an Fragen ihrer Grenzziehung: Wann wird Polemik als legitim und wann wird sie als illegitim wahrgenommen?¹¹² Im Falle des von Verlus verfassten Schmähbriefs lässt sich diese Frage mit *Unhöflichkeit* beantworten. Unhöflichkeit ist, wie bereits erwähnt, auf den Fluchtpunkt Ehre ausgerichtet, die wie wissenschaftliches Ansehen, Macht und Einfluss im 17. und 18. Jahrhundert maßgeblich über soziale Interaktion mit anderen ausgehandelt wurde.¹¹³ So lässt sich hier im konkreten Fall festhalten, dass in dem gegen Fabricius gerichteten Schmähbrief spannenderweise die Ehrbezeugung und Höflichkeitsformen eines scheinbaren Agentenbriefes in ihr Gegenteil verkehrt werden, um Fabricius auf der gelehrten Bühne vorzuführen und ihm dem akademischen „Stympferasmus“¹¹⁴ bzw. der akademischen Inkompetenz und damit der Lächerlichkeit preiszugeben.¹¹⁵ Seiner Ehre als Theologieprofessor und Abt beraubt sah sich nicht nur Fabricius, sondern auch „sein“ Lager im Sinne der dargestellten Eskalationslogik zur Reaktion gezwungen, was u. a. mit der durch Celle vorangetriebenen Untersuchung auf politischer Ebene passierte. Insofern ist Unhöflichkeit der Schlüssel zum Verständnis, warum

111 Vgl. dazu Kühn: Provokation, S. 426–429.

112 Spoerhase: Rhetorische Rücksichtslosigkeit, S. 117–121.

113 Kühn: Provokation, S. 437–439.

114 NLA WO 37 Alt Nr. 373, B. 231 v.

115 Vgl. dazu den von Sebastian Kühn dargestellten Konfliktverlauf zwischen Gottfried Wilhelm Leibniz und Denis Papin. Kühn: Provokation, S. 431–433.

etwas scheinbar so Belangloses¹¹⁶, wie die orthographische Kritik an der Leichenpredigt eines verstorbenen Helmstedter Bürgermeisters, zum Politikum und damit auch spannend werden konnte. Das heißt umgekehrt, dass Unhöflichkeit als Gradmesser herangezogen werden kann, um die Verhältnismäßigkeit der Polemik im gelehrt Diskurs zu bestimmen.

5. Ausblick

Wenn die zur Polemik konzentrierte Unhöflichkeit auch als sozialer Prüfstein wissenschaftlich neuer Theorien bzw. Wissensansprüchen fungiert hat, um ihre Anschlussfähigkeit innerhalb der Gelehrtenrepublik zu überprüfen, dann ist dieser Schmähbrief auch ein Abrechnungsversuch mit dem Werk und der Theologie Fabricius'. Da, wo neue Paradigmen auf alte stießen und es an geeigneten Formen rationalen Argumentierens fehlte oder diese sich ihnen entzogen und es keine offiziellen Instanzen der Konfliktbewältigung gab, reagierte man im Wettstreit der „öffentlichen Meinung“ mittels Polemik und damit mittels Unhöflichkeit; im Versuch, die eigene Konfliktversion in der Öffentlichkeit zu etablieren.¹¹⁷ Aber gerade hier scheint es aus strukturalistischer Perspektive einen Zusammenhang zwischen Polemik und Irenik gegeben zu haben.¹¹⁸ Versteht man wie Hans-Joachim Müller Irenik als Kommunikationsreform, die entgegen

116 „Erstaunlich ist die Anzahl der Polemiken über Details, die selbst innerhalb der gleichen wissenschaftlichen „Partei“ geführt wurden. Man stritt über die korrekte Formulierung von Problemstellungen, Fragen und Experimenten, über Gültigkeit, Deutung und Reichweite der experimentellen und mathematischen Ergebnisse, über Methoden und verwendete Techniken, [...] über die wissenschaftliche Kompetenz der Gegner usw. Alles scheint von Polemik betroffen gewesen zu sein, jeder meinte, alles kritisieren zu können.“ Dascal: Kontroversen und Polemiken, S. 148.

117 Ebd., S. 146–151; Spoerhase: Rhetorische Rücksichtslosigkeit, S. 114–121; Caspar Hirschi: Piraten der Gelehrtenrepublik. Die Norm des sachlichen Streits und ihre polemische Funktion. In: Zeitsprünge 15, H.2/3 (2011), S. 176–177.

118 Vgl. z. B. Georg Schwaiger (Hg.): Zwischen Polemik und Irenik. Untersuchungen zum Verhältnis der Konfessionen im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Forschungsunternehmen Neunzehntes Jahrhundert (= Studien zur Theologie und Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 31). Göttingen 1977.

den etablierten Verfahren wissenschaftlichen Disputierens, die in der konfessionskulturell und kontroverstheologisch geprägten Logik zum „Wahrheitsschutz“ verhaftet waren, auf konsensualen und rein hermeneutischen Formen der „Wahrheitsfindung“ ausgerichtet war, dann wird verständlich, wieso die lutherische Orthodoxie Fabricius nie hat höflich entgegen treten können. Irenik stellte die akademischen Formen theologischer „Wahrheitsfindung“ und damit auch den konfessionellen „Wahrheitsanspruch“ in Frage.¹¹⁹ So fordert Johann Fabricius in seiner *Consideratio Controversarium* ein, dass man die Beschäftigung mit anderen „Bekenntnissen“ – sowohl den christlichen, als auch den islamischen, jüdischen und atheistischen – nicht nur in Abgrenzung zur eigenen, lutherischen Theologie vollzieht, sondern aus den jeweiligen Eigenlogiken ihrer „scriptis publicis atque symbolicis“¹²⁰. Fabricius’ theologische Relativierung musste in dieser soziologischen Figuration Reaktionen innerprotestantischen Wahrheitsschutzes evozieren. Innerhalb dieses Kontextes dient Unhöflichkeit im Rahmen der polemischen Eskalationslogik der Demonstration von Zugehörigkeit zum „wahren“ lutherischen Glauben und der Abgrenzung vor Synkretismus, was wohl – für die gesamte innerprotestantische Irenik gesprochen – zu einer konfessionskulturellen Ausdifferenzierung beigetragen haben dürfte.

Mit diesen religionssoziologischen Mechanismen sollte Fabricius auch in den Jahren 1705 und 1706 konfrontiert werden. Gegen Ende 1704 ist Fabricius durch Herzog Anton Ulrich beauftragt worden, die Konversion seiner Enkelin Elisabeth Christine zum Katholizismus theologisch vorzubereiten, damit diese im Rahmen der Neuaustrichtung der herzoglichen Politik mit dem designierten spanischen König und späteren Kaiser Karl VI. verheiratet werden konnte. Die Veröffentlichung seines Gutachtens, in dem er die

119 Hans-Joachim Müller: Irenik als Kommunikationsreform. Das Colloquium Charitativum in Thorn 1645 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 208). Göttingen 2004, S. 515–523.

120 Fabricius: *Consideratio*, Scanseite 8.

katholische Konfession als ebenso heilsbringend einstuft, schlug innerhalb der protestantischen Gelehrtenwelt ab 1706 – auch aufgrund der politischen Verflechtungen – schockwellenartig ein und löste eine regelrechte gegen Fabricius und Helmstedt gerichtete Publikationswelle aus, die die irenischen Bemühungen um Jahrzehnte zurückwerfen sollte. Auch kostete dieses Gutachten Fabricius später den Lehrstuhl.¹²¹

Abschließend bietet sich zum Weiterdenken und Diskutieren folgender Ausblick an: Praktiken medialer Unhöflichkeit spielen in den institutionalisierten innerprotestantischen Streitigkeiten zwischen Irenik und ihrer Polemik als triangulierte Kommunikation von Sender, Empfänger und performativer (Text-)Öffentlichkeit eine Rolle bei der Versachlichung und Rationalisierung des Gelehrtendiskurses – durch Disqualifizierung von als unangebracht empfundener Polemik. Viel wichtiger aber erscheint der Punkt, dass Praktiken medialer Öffentlichkeit Hand in Hand mit der Herausbildung und Verfestigung von Öffentlichkeit gehen; noch vor der Aufklärung¹²². Unhöflichkeit und Öffentlichkeiten zeigen sich als aufeinander bezogen, da Formen der Unhöflichkeit zwingend auf ein Publikum angewiesen sind, das ohne die Konstituierung von (Teil-)Öffentlichkeit nicht auszukommen scheint. Ironischerweise sind es gerade die medial inszenierten Praktiken der Unhöflichkeit von Politikern wie Donald Trump oder wahlweise auch der sogenannten Cancel Culture, denen heute vorgeworfen wird, für das Ende eines bzw. des öffentlichen Diskurses zu sorgen. Insofern gelingt mit dem gegen Fabricius gerichteten Schmähbrief der Blick an den Anfang: Unhöflichkeit und Öffentlichkeit gehören zusammen.

121 Vgl. Alexander Schunka: Ein neuer Blick nach Westen. Deutsche Protestanten und Großbritannien 1688–1740 (= Jabloniana. 10). Wiesbaden 2019, S. 199.

122 Vgl. zur Herausbildung von Öffentlichkeit während der Aufklärung Lucian Hölscher: Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit (= Sprache und Geschichte. 4). Heidelberg 1979, S. 97.

Literatur

- Barth, Volker: Leibniz und das Inkognito. Identitätstechniken am Ende des 17. Jahrhunderts. In: Wenchao Li und Simona Noreik (Hgg.): G. W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität und Camouflage. Köln 2016, S. 127–144.
- Berrens, Dominik: Introduction. Forms of Polemics and Defamation in Early Modern Scholarship. In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit, H. 2 (2024), S. 125–140. URL: https://brill.com/view/journals/daph/52/2/article-p125_1.xml [28.07.2024].
- Budde, Gunilla: [Art.] Geschichtswissenschaft. In Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 61–80.
- Dascal, Marcelo: Kontroversen und Polemiken in der frühneuzeitlichen Wissenschaft. Übers. a. d. Frz. v. Klara Vanek. In: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 15, H. 2/3 (2011), S. 146–157.
- Dölle, Florian: Anton Ulrich, Frankreich und die französische Kunst. In: Jochen Luckhardt (Hg.): „.... einer der größten Monarchen Europas“?! Neue Forschungen zu Herzog Anton Ulrich. Petersberg 2014, S. 94–115.
- Faust, Alexander: Handlungsräume lutherischer Hofprediger um 1700. Eberhard Finen und die Konversion Herzog Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel. In: Matthias Meinhardt, Ulrike Gleixner, Martin Jung und u.a. (Hgg.): Religion, Macht, Politik. Hofgeistlichkeit im Europa der Frühen Neuzeit 1500–1800 (= Wolfenbütteler Forschungen. 137). Wiesbaden 2014, S. 341–357.
- Füssel, Marian: Die Masken der Gelehrsamkeit. Zum Habitus des Gelehrten um 1700. In: Wenchao Li und Simona Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage. Köln, Weimar, Wien 2016, S. 17–53.
- Gädeke, Nora und Monika Meier: Einleitung. In: Leibniz-Forschungsstelle Hannover der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen

(Hg.): Gottfried Wilhelm Leibniz. Allgemeiner, politischer und Historischer Briefwechsel (= Gottfried Wilhelm Leibniz. Sämtliche Werke und Briefe. Reihe 1, Bd. 24). Berlin 2015, S. XXIX–XCIV. URL: <https://www.gwlb.de/fileadmin/Leibniz/repositorium-des-leibniz-archivs/LAA-BdI24.pdf> [28.07.2024].

Groethsch, Ulrich: *Adversus Haereticos. Sebastian Edzard's Epic Battle for Souls*. In: Martin Mulsow, Johann Anselm Steiger und Axel E. Walter (Hgg.): Das Akademische Gymnasium zu Hamburg (gegr. 1613) im Kontext frühneuzeitlicher Wissenschafts- und Bildungsgeschichte (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext. 207). Berlin, Boston 2017, S. 137–161. URL: <https://www.degruyter.com/document/doi/10.1515/9783110528435-008/html>, [28.07.2024].

Hammerstein, Notker: Das Besondere an Helmstedt. In: Jens Brüning und Ulrike Gleixner (Hgg.): Das Athen der Welfen. Die Reformuniversität Helmstedt 1576–1810 (= Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek, 92). Wiesbaden 2010, S. 16–22.

Hirschi, Caspar: Piraten der Gelehrtenrepublik. Die Norm des sachlichen Streits und ihre polemische Funktion. In: *Zeitsprünge* 15, H.2/3 (2011), S. 176–213.

Höflich, Joachim: [Art.] Kommunikationswissenschaft. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 96–107.

Hölscher, Lucian: Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit (= Sprache und Geschichte. 4). Heidelberg 1979.

Jaumann, Herbert: [Art.] Edzard, Sebastian. In: Herbert Jaumann (Hg.): *Handbuch der Gelehrtenkultur der Frühen Neuzeit. Biobibliographisches Repertorium*, Bd. 1. Berlin, New York, Boston 2004, S. 244–245

Kühn, Sebastian: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela

- Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 424–439.
- Kühn, Sebastian: Wissen, Arbeit und Freundschaft. Ökonomien und soziale Beziehungen an den Akademien in London, Paris und Berlin um 1700 (= Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung. 10). Göttingen 2011.
- Kühn, Sebastian: Dissimulation als gelehrte Praxis? Politik sozialer Beziehungen in gelehrteten Netzwerken. In: Wenchao Li und Simona Noreik (Hgg.): G.W. Leibniz und der Gelehrtenhabitus. Anonymität, Pseudonymität, Camouflage. Köln, Weimar, Wien 2016, S. 35–47.
- Mager, Inge: „Daß zwischen der Augsburgischen Confession und Catholischen Religion kein sonderlicher Unterschied seye ...“. Der Beitrag des Helmstedter Professors Johann Fabricius zur Heiratspolitik Herzog Anton Ulrich über die Konfessionsgrenzen hinweg (= Beiträge zur Geschichte des Landkreises Helmstedt und der ehemaligen Universität Helmstedt. 22). Helmstedt 2009.
- Meierhofer, Christian und Björn Spiekermann: Briefpublizistik der Frühen Neuzeit. Historische und systematische Überlegungen. In: Daphnis. Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur und Kultur der Frühen Neuzeit, H. 2/3 (2022), S. 191–218.
- Müller, Hans-Joachim: Irenik als Kommunikationsreform. Das Colloquium Charitativum in Thorn 1645 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 208). Göttingen 2004.
- Mutzenbecher, Johann Friedrich: Sebastian Edzardi. Bearb. v. August Mutzenbecher und Otto Beneke. In: Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte, Neue Folge 2. H. (1866), S. 210–223. URL: https://digitalisate.sub.uni-hamburg.de/recherche/detail?tx_dlf%5Bdouble%5D=0&tx_dlf%5Bid%5D=37339&tx_dlf%5Bpage%5D=1&tx_dlf%5Bpagegrid%5D=0&tx_dlf_tableof-contents%5Baction%5D=main&tx_dlf_tableofcontents%5Bcontroller%5D=TableOfContents&cHash=d68d4af60645e-9c370e83f5670718bc7 [28.07.2024].

- Otte, Hans: „Wie hältst Du's mit der Religion?“. Die Religionsfrage in der Personalunion. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 87 (2015), S. 109–140.
- Rose, Dirk: [Art.] Offener Brief. In. Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 553–560.
- Schmid, Joachim: [Art.] Fabricius, Johann, Dr. theolog., Prof. In: Horst-Rüdiger Jarck (Hg.): Braunschweigisches Biographisches Lexikon. 8. bis 18. Jahrhundert. Braunschweig 2006, S. 212–213.
- Schunka, Alexander: Ein neuer Blick nach Westen. Deutsche Protestanten und Großbritannien 1688–1740 (= Jabloniana. 10). Wiesbaden 2019.
- Schunka, Alexander: [Art.] Johann Fabricius. In: Stefanie Arend, Bernhard Jahn und Jörg Robert u.a. (Hgg.): Frühe Neuzeit in Deutschland 1620–1720. Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon, Bd. 2. Berlin, New York, Boston 2021, Sp. 785–794.
- Schuster, Britt-Marie: [Art.] Linguistik. In. Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 19–39.
- Schwaiger, Georg (Hg.): Zwischen Polemik und Irenik. Untersuchungen zum Verhältnis der Konfessionen im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert. Forschungsunternehmen Neunzehntes Jahrhundert (= Studien zur Theologie und Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. 31). Göttingen 1977.
- Selge, Kurt-Victor: Das Konfessionsproblem in Brandenburg im 17. Jahrhundert und Leibniz' Bedeutung für die Unionsverhandlungen in Berlin. In: Studia Leibnitiana – Sonderhefte 16 (1990), S. 170–185.
- Seitschek, Stefan: Zeremoniell und Diplomatie – Braunschweig-Wolfenbüttel und der Kaiserhof in Wiener Quellen. In: Jochen Luckhardt (Hg.): „.... einer der größten Monarchen Europas“?! Neue Forschungen zu Herzog Anton Ulrich. Petersberg 2014, S. 68–91.

Spoerhase, Carlos und Kai Bremer: Rhetorische Rücksichtslosigkeit. Problemfelder der Erforschung gelehrter Polemik um 1700. In: Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit 15, H. 2/3 (2011), S. 111–122.

Wagenmann, Julius August: [Art.] Fabricius, Johann. In: Historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften (Hg.). Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 6. Leipzig 1877, S. 507–509 [Online-Version]. URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd100793037.html#adbcontent> [28.07.2024].

Wallnig, Thomas: [Art.] Gelehrtenbriefe. In: Marie Matthew-Schlinzig, Jörg Schuster und Gesa Steinbrink u.a. (Hgg.): Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. Berlin, Boston 2020, S. 471–483.

„**DER LÖWE KÜMMERT SICH NICHT
UM DAS GEBELL DES HÜNDCHENS.**“
**EINE UNHÖFLICHE FLUGSCHRIFT IM KONFLIKT UM
DIE REGENTSCHAFT OSTFRIESLANDS (1666/67)**

Einleitung

Anfang Oktober 1665 erhielten die ostfriesischen Stände eine Landtagsausschreibung der Fürstenwitwe Christine Charlotte, in der ihnen nebenbei mitgeteilt wurde, dass diese am 1. Oktober einen Sohn entbunden habe und daraufhin die Vormundschaftsregentschaft gemeinsam mit weiteren von ihr gewählten Mitvormündern angetreten habe.¹ Ihr Ehemann, Fürst Georg Christian von Ostfriesland, war bereits im Juni verstorben. Vom Tag der Geburt des Erbprinzen Christian Eberhard an verstand Christine Charlotte sich daher als rechtmäßige vormundschaftliche Regentin. Zu ihren Mitvormündern machte sie eigenmächtig neben ihrem ostfriesischen Schwager Edzard Ferdinand ihren Vater Herzog Eberhard III. von Württemberg sowie die Herzöge Ernst August und Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg. Für die Stände war das Verhalten der Fürstin eine Anmaßung. Sie bestanden auf weitreichende Mitbestimmungsrechte und weigerten sich, die Regentschaft ohne weiteres anzuerkennen. Sie zweifelten nicht generell an Christine Charlottes Recht, dieses Amt zu übernehmen, knüpften ihre Zustimmung aber

1 Sabine Heißler: Die „ostfriesische Singularität“. Die politische und soziale Stellung der ostfriesischen Landstände im beginnenden Absolutismus 1660 bis 1690. Marburg 1995, S. 269 f.

an diverse Bedingungen.² Das schon vorher konfliktvolle Verhältnis zwischen Fürsten und Ständen setzte sich so mit Christine Charlottes Regentschaftsübernahme fort.³ Es hatte seinen Ursprung im bestehenden Rechtspluralismus aus verschiedenen Landesverträgen und Reichsrechten, die von beiden Seiten unterschiedlich gewichtet und ausgelegt wurden. Der Konflikt kreiste im Kern um die Frage, ob Ostfriesland eine Fürsten- oder eine Ständeherrschaft sei.

Anfang 1667 zog ein „aufrichtiger Patriot“ diesen innenpolitischen Konflikt in die Öffentlichkeit. In Form einer gedruckten Flugschrift publizierte ein anonymer Urheber ein Schreiben Christine Charlottes an den Kaiser vom 18. Dezember 1666, in dem sie sich über die aus ihrer Sicht ungehorsamen Stände beklagte. Er fügte diesem Schreiben Annotationen bei, mit denen er die Ausführungen kommentierte⁴ und machte damit ein Schreiben publik, für den die Absenderin einen solchen Gebrauch nicht intendiert hatte – ein Akt der schon für sich genommen alles andere als höflich war. Darüber hinaus sind seine Anmerkungen inhaltlich gespickt mit verschiedenen Unhöflichkeiten gegen die Fürstin und ihre Räte, die der Flugschrift zusätzliche Brisanz verleihen. Dies macht das Dokument zu einer Quelle für Fragen nach der Funktion von öffentlich zur Schau gestellter Unhöflichkeit in politischen Konflikten. Als solche soll sie im Folgenden analysiert werden.

Unhöflichkeit als politische Konfliktstrategie stand bisher nicht explizit und systematisch im Zentrum geschichtswissenschaftlicher Forschung, auch wenn Unhöflichkeiten in Studien zur Politik- und politischen Kulturgeschichte immer wieder zur Sprache kommen.⁵

2 Ebd., S. 270–274.

3 Für eine ausführliche Darstellung der unmittelbaren Vorgeschichte vgl. Ebd., S. 120–267; einen Überblick über die Konflikte zwischen der Landesherrschaft und den Ständen liefert Heinrich Schmidt: Politische Geschichte Ostfrieslands (= Ostfriesland im Schutze des Deiches. 5). Leer 1975, S. 170–340.

4 O. A.: Abtruck Sichern An die Romisch[e] Keiserl[iche] Majest[ät] Von Ihr Furstl[ichen] Gn[aden] die Furstl[iche] Fraw Wittibe zu Oistfrießlandt sub dato 18 Decemb[ris] 1666 abgelassenen/ und den 28. January übergebenen Schreibens/ Sampt Beygefuegten Annotationen Eineß Auffrichtigen Patrioten. [o. O. o. J.]. Als Digitalisat abrufbar unter <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN613037987> [4.6.2024].

5 Für einen allgemeinen Literaturbericht zur Unhöflichkeitsforschung vgl. die Einleitung dieses Sammelbandes.

Sebastian Kühn hat jedoch am Beispiel von Gelehrtenkonflikten gezeigt, dass

„[m]it Unhöflichkeit als kommunikativem Handeln [...] ganz unterschiedliche Funktionen (oft zugleich) verbunden sein [können]: etwa um eine Entscheidung in einem anders nicht zu lösenden Konflikt herbeizuführen, um soziale Distinktion zu markieren, Zugehörigkeiten unter Beweis zu stellen, wissenschaftliche oder religiöse Überzeugungen zu propagieren, um Macht zu demonstrieren oder Einfluss zu gewinnen.“⁶

Auch in politischen Flugschriften der Frühen Neuzeit war Unhöflichkeit ein gängiges Stilmittel, wenn sie dazu dienten, einen Streit öffentlich zu führen. Flugschriften wurden bisher insbesondere als Mittel in zwischenstaatlichen Konflikten untersucht. War die Konfliktaustragung in Druckmedien im 16. Jahrhundert noch weitestgehend verpönt, entstand im Verlauf des 17. Jahrhunderts „ein von Druckerzeugnissen getragener Kommunikationsraum der europäischen Höfe und des europäischen Adels“, in den unter anderem Teile der diplomatischen Kommunikation verlagert wurden.⁷ Streitende Parteien publizierten Schriften, in denen sie sich selbst rechtfertigten, ihre Gegner widerlegten oder diffamierten und sich so um die Unterstützung anderer bemühten. Im Zuge dessen geheime Dokumente zu veröffentlichen, war keine Seltenheit.⁸

Das dieser Studie zugrundeliegende Druckwerk zeigt, dass Flugschriften auch in innenpolitischen Konflikten eingesetzt wurden. Welche Strategie dabei in diesem exemplarischen Fall zum Tragen

6 Sebastian Kühn: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 424–439, hier S. 428 f.

7 Rudolf Schlägl: Politik beobachten. Öffentlichkeit und Medien in der Frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Historische Forschung 35, H. 4 (2008), S. 581–616, hier S. 610–612, Zitat S. 611.

8 Wolfgang Burgdorf: Der intergouvernementale Diskurs. Agitation und Emanzipation, politische Gelegenheitsschriften und ihre Bedeutung für die Entstehung politischer Öffentlichkeit im Alten Reich. In: Johannes Arndt und Esther-Beate Körber (Hgg.): Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750) (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte. Beiheft 75). Göttingen 2010, S. 75–97, hier S. 86–88.

kam, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen. Sie orientieren sich an drei zentralen Fragen: Inwiefern ist die Flugschrift unhöflich (Kap. 2)? Welches Problem veranlasste den Urheber dazu, sich unhöflich zu verhalten (Kap. 3)? Welchen Zweck verfolgte er damit (Kap. 4)? Um diese Fragen beantworten zu können, erfolgt zunächst eine Eingrenzung des Adressaten- und Urheberkreises anhand verschiedener Merkmale (Kap. 1). Ausgehend vom Fallbeispiel entwickelt das abschließende Fazit allgemeinere Überlegungen über die Funktionen von Unhöflichkeit in politischen Konflikten.

1. Ein patriotisches Anliegen

Zwei überlieferte Exemplare der Flugschrift sind bekannt. Eines befindet sich im Niedersächsischen Landesarchiv, Abteilung Aurich (NLA AU)⁹ und wird dort in einem Miscellenband mit verschiedenen Akten aus der Regentschaftszeit Christine Charlottes verwahrt.¹⁰ Ein weiteres Exemplar befindet sich in der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (SUB), die auf ihrer Internetseite ein Digitalisat bereitstellt, auf dem diese Quellenanalyse basiert.¹¹ Die Flugschrift befindet sich dort zusammen mit anderen frühneuzeitlichen Drucken in einem gebundenen Konvolut unter dem Titel „Acta Ostfrisica I“.¹² Kleinere ungebundene Druckwerke werden in Archiven oder Bibliotheken häufig in derartigen Konvoluten verwahrt und oft nicht einzeln verzeichnet, was die Recherche danach erschwert. Daher ist es möglich, dass weitere Exemplare an anderen Orten erhalten sind. Zumindest werden die Macher weitere Exemplare angefertigt und eine größere Verbreitung angestrebt haben. Offensichtlich wollte man nicht nur den unmittelbar am Konflikt

9 NLA AU Dep. I Msc Nr. 20. Information nach Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 289.

10 <http://www.arcinsys.niedersachsen.de/arcinsys/detailAction?detailid=v1569749> [4.6.2024].

11 <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN613037987> [4.6.2024].

12 Eine Inhaltsübersicht findet sich unter: <https://discovery.sub.uni-goettingen.de/Acta%20Ostfrisica%20I/g=g2&fy=1000164217272024&ft=2&fb=10002024&fd=local&fp=0&fs=0&ff=0> [4.6.2024].

beteiligten Vermittlern und Parteien die eigene Sicht der Dinge darlegen, sondern eine größere (Teil-)Öffentlichkeit erreichen. Ansonsten hätte man das Schreiben der Fürstin nicht kopieren müssen und es wäre nicht notwendig gewesen, die Ausführungen zu drucken.

Das Druckbild der schlicht gehaltenen Flugschrift verfügt nur über wenige sehr einfache Initialen. Die Druckqualität ist eher mäßig. Einige Zeichen verwischen, während andere nur lückenhaft auf das Papier gekommen sind. Offenbar handelt es sich um einen eher kostengünstigen Druck. Er verfügt über eine Titelseite, die über den Inhalt und Urheber informiert und ein vermutlich standardisiertes Schmuckornament aufweist. Es folgt das Schreiben Christine Charlottes an Kaiser Leopold I., das in der Druckversion 14 Seiten umfasst. Die anschließenden Annotationen erstrecken sich über 40 Seiten und sind damit fast dreimal so lang wie der Text, den sie kommentieren. Schon dieses Verhältnis vermittelt dem Rezipienten, dass der Urheber der Annotationen mehr zu sagen hat als die Fürstin, dass ihre Ausführungen Unzulänglichkeiten aufweisen, die einer detaillierten Kommentierung bedürfen. Die einzelnen Annotationen funktionieren wie Endnoten, indem sie sich auf konkrete, durch Buchstaben (-kombinationen) markierte Textstellen beziehen und dem Schreiben in alphanumerischer Sortierung angehängt sind.¹³

Bei einer ersten äußerlichen Betrachtung der Quelle bleiben grundlegende Fragen offen: Wer ist verantwortlich dafür und hat die Annotationen verfasst? Das Titelblatt bezeichnet den anonymen Urheber als „auffrichtigen Patrioten“, ansonsten erhält der Rezipient keine Informationen über ihn. Auch ein Drucker wird nicht genannt, ebenso wenig ein Erscheinungsort oder -jahr. Der Titel bewirkt darüber hinaus, dass sich der Leser weitere Fragen stellt: Wie kam der Urheber an das Schreiben Christine Charlottes? Schließlich handelt es sich offenbar um die Veröffentlichung eines geheimen Dokuments.

13 Die Seiten des Drucks sind nicht nummeriert. Wenn im Folgenden aus der Druckversion Christine Charlottes Schreibens zitiert wird, wird die eigene Seitennummerierung der Verfasserin dieses Aufsatzes verwendet. Wenn aus den Annotationen zitiert wird, werden deren jeweilige Nummern angegeben.

Worin besteht die inhaltliche Brisanz, die es demnach zu enthalten scheint? Wie wird der Autor der Annotationen sich dazu verhalten? Das Titelblatt ist also trotz seiner optischen Einfachheit dazu geeignet, beim Rezipienten Neugier hervorzurufen und ihn zum Lesen der folgenden Seiten anzuregen.

Dieser Wirkung ist auch die Anonymität des Urhebers zuträglich, die suggeriert, dass eine namentliche Nennung ihn in Schwierigkeiten bringen könnte. Mit der Bezeichnung als Patriot wird impliziert, dass er nicht seinen persönlichen Vorteil, sondern mit dem Wohl des Vaterlandes ein höheres gemeinschaftliches Interesse im Sinn hat.¹⁴ Mit diesem Anspruch legitimiert er seine Publikation und legt nahe, dass die Personen, gegen die er argumentieren wird, keine Patrioten sein können. Damit bedient er sich einer gängigen Strategie. Das Wohl des Vaterlandes wurde schon im 16. Jahrhundert vermehrt aufgerufen, um Zurückweisungen von Herrschaftsansprüchen anderer oder die eigene Herrschaftsteilhabe zu begründen.¹⁵ Im Sprachgebrauch der ostfriesischen Stände waren „Patrioten“ die Verteidiger der ständischen Privilegien gegen die Grafen beziehungsweise Fürsten.¹⁶ Der Autor macht durch die Begriffswahl also bereits auf dem Titelblatt deutlich, dass es in seinem Werk um Herrschaftsfragen gehen wird, auch wenn er nicht explizit auf den Streit zwischen Christine Charlotte und den ostfriesischen Ständen eingeht. So wird nicht erwähnt, dass es sich bei dem Schreiben der Fürstin um eine Klage über den Ungehorsam der Stände handelt und dass der „Patriot“ für letztere Stellung beziehen wird. Trotzdem dürfte einem zeitgenössischen, politisch informierten Rezipienten direkt klar gewesen sein, dass es um den Konflikt um die ostfriesische Regentschaft gehen wird, in den zum Zeitpunkt der Veröffentlichung bereits der Kaiser und weitere auswärtige Mächte involviert waren.¹⁷

14 Hans Peter Herrmann: [Art.] Patriotismus. In: Friedrich Jaeger u.a. (Hgg.): Enzyklopädie der Neuzeit Online. Erste Online-Publikation 2019. URL: http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_325203 [4.6.2024].

15 Ebd.

16 Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 289.

17 Für eine ausführliche Darstellung des Konflikts vgl. ebd., S. 269–326.

Der Autor gibt sich mit der Kombination aus dem fürstlichen Schreiben und seinen Annotationen transparent und scheint sich seiner Sache sicher zu sein. Schließlich lässt er die Ausführungen Christine Charlottes in Gänze abdrucken, statt lediglich die Abschnitte, die er kommentiert, ausschnittsweise zu zitieren. Damit vermittelt er, dass jeder das Schreiben der Fürstin wortwörtlich lesen könne, da seine eigenen Argumente dieses eindeutig widerlegen würden.

Im Kontrast zum optischen Erscheinungsbild stehen ein anspruchsvoller und unterhaltsamer Sprachstil, die Verwendung zahlreicher fach- und fremdsprachlicher Begriffe und Sätze sowie inhaltliche Verweise und Anspielungen, die juristische, historische und theologische Kenntnisse voraussetzen. Damit richtet sich das Dokument an ein gebildetes Publikum und lenkt den Fokus auf die inhaltliche Beschäftigung mit dem Text. Die beschriebenen Merkmale machen den Druck zu einem typischen Beispiel politischer Flugschriften des 17. Jahrhunderts, deren Schreiber und Leser vornehmlich Politiker, Diplomaten und Gelehrte waren.¹⁸ Er zieht einen politischen Konflikt vor eine begrenzte, aber politisch einflussreiche Teilöffentlichkeit und kann damit potenziell die Meinung von beteiligten Akteuren sowie außenstehenden Beobachtern beeinflussen. Insbesondere sind hier die von Seiten der Reichsinstanzen eingesetzten Vermittler und Entscheider zu nennen. Für die Fragestellung dieser Analyse sind aber in gleichem Maße die Personen als Adressaten interessant, die darin angegriffen werden, also die Fürstin Christine Charlotte und ihre Räte.

18 Die Autoren politischer Flugschriften blieben überwiegend anonym und bedienten sich eines anspruchsvollen Stils. Bei ihren potenziellen Lesern mussten Interesse am Inhalt sowie die nötigen monetären Mittel zum Kauf vorliegen, auch wenn sich die Preise der eher kostengünstig produzierten Drucke in Grenzen hielten. Nicht zuletzt musste man Zeit in die Lektüre investieren können und wollen, denn diese war in der Regel nicht leicht, auch wenn sie den intellektuell geschulten Leser durchaus unterhalten konnte. Die Leser wie die Schreiber politischer Flugschriften kamen dementsprechend aus einer schriftgebildeten Elite. Esther-Beate Körber: Schreiber und Leser politischer Flugschriften des frühen 17. Jahrhunderts. In: Johannes Arndt und Esther-Beate Körber (Hgg.): Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750) (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte. Beiheft 75). Göttingen 2010, S. 195–205.

Der Verfasser scheint an das fürstliche Schreiben an den Kaiser über die ostfriesischen Stände gelangt zu sein. Diese hätten eine Kopie von einer kaiserlichen Kommission erhalten.¹⁹ Eine solche Kommission war im Februar 1667 beauftragt worden, eine Lösung des Konflikts in Ostfriesland herbeizuführen, nachdem die Regentin sich bereits mehrfach bei Kaiser Leopold I. über den ausbleibenden Gehorsam der Stände beschwert und sich bemüht hatte, die Anerkennung ihrer Regentschaft in einem Prozess am Reichshofrat abzusichern.²⁰ Vermutlich leitete die Kommission die Vorwürfe Christine Charlottes mit einer Aufforderung zur Stellungnahme an die Stände weiter. Da die undatierte Flugschrift in einem laufenden politischen Konflikt Stellung bezieht, ist anzunehmen, dass sie zeitnah erstellt wurde, nachdem die Stände die Kopie des fürstlichen Schreibens erhielten, also im Februar 1667. Eine Publikation war schließlich nur solange sinnvoll, wie ihr Inhalt noch nicht durch den unabsehbaren weiteren Verlauf des Geschehens überholt war.

Der Verfasser der Annotationen argumentiert gegen die Regentin und ihre Räte sowie für die Stände und insbesondere die ostfriesische, faktisch weitgehend von der Landeshoheit unabhängige Stadt Emden. Er positioniert sich als deren Anwalt.²¹ Sein Text bewegt sich dabei auf einem kenntnisreichen und hohen intellektuellen Niveau. All dies deutet darauf hin, dass er aus dem Umfeld der gebildeten Emder Stadtelite stammen könnte. Auf Christine Charlottes höfisches Schreiben an den Kaiser reagiert er mit einem intellektuell-akademischen Text, der niemanden, insbesondere keine Obrigkeit, direkt adressiert. Dadurch vermeidet er, sich in das höfisch-zeremonielle Korsett aus Floskeln fügen und Untertänigkeitsbekundungen formulieren zu müssen. Erst diese größere stilistische Freiheit ermöglicht es ihm, unhöflich zu schreiben.

19 O. A.: Abtruck, Annotation (A).

20 Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 276 f., 288–290.

21 Seit der Emder Revolution im Jahr 1595 gehörte die Stadt formell zwar noch zu Ostfriesland, verwaltete sich jedoch ohne Einfluss der Fürsten selbst, auch wenn diese weiterhin an ihrem Herrschaftsanspruch festhielten. Bernd Kappelhoff: Geschichte der Stadt Emden. Bd. 2: Emden als quasiautonome Stadtrepublik 1611 bis 1749 (= Ostfriesland im Schutze des Deiches. 11). Leer 1994, S. 160–165.

2. Naive junge Dame, böswillige Herren Räte und wahrheitsliebende Stände

Die erste Unhöflichkeit begegnet bereits auf dem Titelblatt, auf dem Christine Charlotte nicht als „Fürstliche Durchlaucht“, sondern als „Furstl[iche] Gn[aden]“ bezeichnet wird. Zwar wurde den ostfriesischen Fürsten das Prädikat „Durchlaucht“ nicht offiziell vom Kaiser verliehen, allerdings war es in den 1660er Jahren längst Usus, dass auch viele andere Häuser, denen offiziell nur das Prädikat „Fürstliche Gnaden“ zustand, sich dieses Prädikat aneigneten und es ihnen selbstverständlich zugestanden wurde.²² Christine Charlotte wurde ebenfalls so betitelt und „Der Deutsche Secretarius“ verzeichnet bereits für ihren Vorgänger Enno Ludwig, den ersten in den Fürstenstand erhobenen ostfriesischen Grafen, die Titulatur „Dem Durchleuchtigen Hochgeborenen Fürsten [...].“²³ Der Autor der Annotationen umgeht somit eine höfliche Gepflogenheit, die im fröhnezeitlichen Zeremoniell einen hohen Stellenwert hatte. Die Titulatur war ein wichtiger Teil der symbolischen Kommunikation, die die Rangordnung dar- und immer wieder aufs Neue herstellte.²⁴ Mit der Bezeichnung „Fürstliche Gnaden“ begeht der Autor also eine Unhöflichkeit, mit der er Christine Charlottes Rang in dieser Ordnung in Frage stellt. Ähnliches gilt für die Bezeichnungen „Furstl[iche] Frau Wittibe“²⁵ oder „Fürstliche junge Dame“²⁶, die anstelle des Begriffs „Fürstin“ verwendet werden. Christine Charlotte wird damit zu einem bloßen Mitglied einer fürstlichen Familie ohne eigenes Amt degradiert. Der Autor bekräftigt damit seinen Standpunkt, sie (noch) nicht als amtierende Regentin anzuerkennen.

22 Johann Jacob Moser: Teutsches Staats-Recht. Fünf und dreyßigster Theil. Leipzig, Ebersdorff im Vogtland 1748, S. 412 f.

23 Georg Philipp Harsdörffer: Der Deutsche Secretarius. Das ist: Allen Cantzleyen, Studir- und Schreibstuben nutzliches, fast nothwendiges und zum drittenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch. Nürnberg 1656, S. 49.

24 Barbara Stollberg-Rilinger: Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektiven. In: Zeitschrift für Historische Forschung 31, H. 4 (2004), S. 489–527, hier S. 508.

25 O. A.: Abtruck, Titelblatt und diverse Annotationen.

26 Ebd., erstmals in Annotation (E).

Neben solchen Formfragen werden aber auch auf persönlicher Ebene die Grenzen der Höflichkeit überschritten, indem Christine Charlotte als Marionette ihrer „ausländischen Räte“ dargestellt wird. Sie seien es, die die naive Witwe aus böswilligen Beweggründen zu unrechtmäßigen Handlungen lenken. Einerseits wird dadurch vermieden, die Fürstin direkt und explizit als böswillige Akteurin anzugreifen. Andererseits stellt dieses Nichternstnehmen und Verkleinern erst recht eine Demütigung dar und suggeriert umso mehr, dass sie für das Amt einer vormundschaftlichen Regentin ungeeignet sei. Ein Beispiel dafür ist Annotation (E): den „Außländischen Herrn Räthen“ wird vorgeworfen, dass entgegen ihrer Behauptung die Mitvormünder des jungen Fürsten noch nicht vom Kaiser bestätigt worden seien, sondern dass die Räte diese Passage im Schreiben an Leopold hinzugedichtet hätten. Sie würden damit der „wahrheit selbst gleichsamb Gewaldt“ antun und hätten „eine hohe Furstliche junge Dame zu unterschrifft dieses schreibens“ verleitet.²⁷ Der Autor gibt sich besorgt um die den Räten anscheinend ausgelieferte junge Dame. Sie erscheint nicht als eigenständige, erstzunehmende Regentin, sondern als gefährliches Werkzeug in den Händen ihrer Räte.

Die zitierte Stelle verdeutlicht zudem beispielhaft einen Hauptkritikpunkt der Stände an der fürstlichen Regierung und Verwaltung: Hier seien Ausländer²⁸ federführend, die mit den Landesverträgen und lokalen Gepflogenheiten nicht vertraut und deshalb der Ursprung aller Streitigkeiten seien. Unter Berufung auf kaiserliche Privilegien und die „Friesische Freiheit“ forderten die Stände die Entlassung der Räte und lehnten auch die ausländischen Mitvormünder ab. Christine Charlottes grundsätzliches Recht auf die Regentschaft stellten sie trotz ihrer württembergischen Herkunft nicht in Frage. Allerdings könne sie diese nur mit der Bewilligung der Stände nach Ausräumung einiger Gravamina und Verpflichtung auf die ostfriesischen Akkorde antreten.²⁹ Als das Schreiben an den Kaiser mit den

27 Ebd., Annotation (E).

28 Der Begriff „Ausländer“ umfasst dabei alle Nicht-Ostfriesen.

29 Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 270, 279–281. Auch in der hier betrachteten Quelle wird diese Position bekräftigt. O. A.: Abtruck, Annotation (I).

Annotationen publiziert wurde, war dies noch nicht geschehen und war die Regentschaftsfrage in den Augen der Stände noch in keiner Weise geklärt.

Mit der klaren Abgrenzung der beeinflussbaren „jungen Dame“ von den böswilligen „Herren Räten“ sowie mit der ständigen Betonung ihres weiblichen Geschlechts und jungen Alters bedient der Autor der Annotationen sich verbreiteter Vorannahmen über die Regierungsfähigkeiten von Frauen und führt ihre fehlende Tauglichkeit implizit auf natürliche, somit unveränderliche Gegebenheiten zurück.³⁰ Ein Teil der gebildeten Leser mag sich dadurch in seinen eigenen Ansichten zum Thema weibliche Herrschaft bestätigt gesehen haben. Für diese Wirkung musste der Autor ihre skizzierten Unzulänglichkeiten gar nicht explizit auf ihr Geschlecht beziehen.

Die Annotation (E) verweist mit dem Begriff „Wahrheit“ außerdem auf ein zentrales Thema des gesamten Werkes. Bereits auf dem Titelblatt charakterisiert der Verfasser sich selbst als „auffrichtig“ und mit der ersten Annotation stellt er das fürstliche Schreiben an den Kaiser als zu großen Teilen unwahr dar.³¹ Unter anderem wird Christine Charlottes Hauptvorwurf, die Stände seien ihr ungehorsam, durch den Gegenvorwurf der Lüge sowie die Beanspruchung der Wahrheit für sich selbst zurückgewiesen:

„Das die Stende einigen disrespect, oder ungehorsamb der Frau Wittiben erzeiget, kan in ewigkeit nicht bewiesen werden; es sein auch dieselbe viell zu genereus eine Furstliche hohe Dame den gebuhrenden respect und gehorsamb zu entziehen; das aber solcher respect die gentzliche auffhebung der teuererworbenen, und mit handt und Siegell so oftmahs bekrefstigten, ja beäidigten Accorden und Privilegien sich solte extendiren mussen, wird verhoffentlich kein halbwitziger soustiniiren.“³²

30 In staatstheoretischen Diskursen waren Gegner weiblicher Herrschaft durchaus einflussreich. An der Praxis der meisten Dynastien im Alten Reich, Frauen als vormundschaftliche Regentinnen an Herrschaft zu beteiligen, änderte dies bis zum Ende des 18. Jahrhunderts jedoch kaum etwas. Claudia Opitz-Belakhal: Streit um die Frauen und andere Studien zur frühneuzeitlichen „Querelle des femmes“. Roßdorf bei Darmstadt 2020, S. 95 f.

31 O. A.: Abtruck, Annotation (A).

32 Ebd., Annotation (H).

Was Christine Charlotte als Ungehorsam anprangert, sei also lediglich die Einhaltung und Beanspruchung geltenden Rechts.

Die zitierte Annotation (H) ist ferner ein Beispiel für den spöttischen, herablassenden Ton, der sich durch das komplette Dokument zieht und mit dem die fürstlichen Räte, denen die Urheberschaft des Schreibens an den Kaiser unterstellt wird, an dieser Stelle indirekt als „halbwitzig“³³ beleidigt werden. Ähnlich spöttisch klingen die rhetorischen Fragen, mit denen der Autor zu Beginn seiner Ausführungen sofort klar macht, dass er Christine Charlottes Ansprüche als lächerlich ansieht. Auf ihre Formulierung „meiner Stadt Embden“³⁴ fragt er:

„Man mochte gerne wissen, wie doch die Furstl[iche] Fr[au] Wittib an dem Eigenthumb der Stadt Embden gekommen? und stunde zu bedencken, wan Vormundere ihrer Pupillen guter fur ihre eigene halten und außruffen; Ob dieselbe solchen titul behalten können?“³⁵

Er macht sich also nicht nur über Christine Charlottes Herrschaftsanspruch auf die ostfriesische Stadt Emden lustig, sondern suggeriert außerdem, dass man ihr aufgrund dieser Anmaßung die Vormundschaft entziehen könne. Damit stellt er nicht nur ihre politische Regentschaft, sondern auch die Legitimität ihrer rechtlichen Fürsorge für ihren Sohn in Frage.

Zu einem kurzen Irritationsmoment kommt es am Ende von Annotation (Bbb). Es entsteht der Eindruck, als würde Christine Charlotte an dieser Stelle selbst angesprochen. In diesem Zuge wird sie doch ein einziges Mal als Fürstin betitelt:

33 Den heute geläufigen Sinn erhielt der Begriff „Witz“ erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Zuvor bedeutete er soviel wie „Verstand“, „Wissen“, „Klugheit“, „Weisheit“, „Halbwitzig“ ist daher als Beleidigung zu verstehen und bedeutet sinngemäß „beschränkt“ oder „zurückgeblieben“. Vgl. O. A.: [Art.] witzig. In: Wolfgang Pfeifer u.a.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte u. von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. URL: <https://www.dwds.de/web/etymwb/witzig> [6.4.2024].

34 O. A.: Abtruck, [S. 1].

35 Ebd., Annotation (B).

„[U]nd haben dieselbe [=die Stände] billiche ursache Ihr Furstl[iche] Gn[aden,] Ihr Gnädige Furstinn und Frauw zu beklagen, das dero hohe Furstl[iche] Hand und Siegel zu unterschriftt und besiegelung solcher groben unwahrheiten mißbrauchet worden.“³⁶

Einerseits wird damit erneut vermieden, ihr eine direkte Schuld anzulasten. Andererseits wird ihr noch nachdrücklicher als zuvor die Regierungsfähigkeit abgesprochen, da sie sich nicht nur verleiten, sondern gar missbrauchen lasse, was ihr selbst offenbar gar nicht bewusst sei, weshalb man sie darauf hinweisen müsse. Diese Darstellung wird allerdings im folgenden Satz etwas abgemildert:

„Doch wan mit diesem schreiben noch viertzehnen Tagen oder drey Wochen eingehalten, und Ihr Furstl. Gnad. gesehen hetten, die Ruhe, so auff die Deslogierung der eingefuerten Volcker effective erfolget, wurden dieselbe denen hitzigen consiliis nicht beygepflichtet haben.“³⁷

Es geht an dieser Stelle um Soldaten der welfischen Mitvormünder, die Christine Charlotte angesichts des Zweiten Englisch-Niederländischen Seekriegs ohne Zustimmung der Stände zur Landesverteidigung nach Ostfriesland geholt und dort zur Eintreibung von Steuergeldern eingesetzt hatte. Kurz nach dem Abfassen des Schreibens an den Kaiser waren diese wieder abgezogen worden.³⁸ Der Autor behauptet also, mit mehr Besonnenheit und Vertrauen in die Stände hätte Christine Charlotte klüger gehandelt, sich nicht von den Räten missbrauchen lassen und den politischen Fehler nicht begangen, das Beschwerdeschreiben an den Kaiser zu verfassen. Außerdem betont der Verfasser der Annotationen hier die Redlichkeit der ostfriesischen Stände, die kaum, dass ein von der Fürstin begangenes Unrecht ausgeräumt wurde, Ruhe hätten einkehren lassen. Die Ursachen des innerostfriesischen Konflikts werden demnach auf der fürstlichen Seite verortet, während das Handeln der Stände stets als Reaktion auf erfahrenes Unrecht gedeutet wird.

36 Ebd., Annotation (Bbb).

37 Ebd.

38 Für die genaueren Umstände vgl. Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 274–276, 287 f.; Schmidt: Politische Geschichte, S. 289.

Eine weitere leichte Veränderung der Argumentationsweise erfolgt in Annotation (Sss), in der der Autor auf Vorwürfe der Fürstin eingehet, die Stände hätten sie angefeindet und mithilfe fremder Mächte angegriffen. Der Verfasser legt nahe, dass damit die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande gemeint seien, also die traditionelle Schutzmacht der ostfriesischen Stände:

„Ey lieber! woe sein die begangene anfeindunge und wan geschehen? woe sein die Waffen? woe ist die überziehung? woe ist der hülfß Frembder Potentaten? nemblich Ihr Hochm[ögenden] [=Generalstaaten]?“³⁹

Der sarkastische Ausruf und die rhetorischen Fragen stellen die Vorwürfe als völlig lächerlich dar. Weiter heißt es:

„O Ungelucksälige Hohe Furstl[iche] Dame! die der massen unter der Tyranneij etlicher wenigen begriffen das auch offenbare lasterlichen Unwarheiten durch dero nahmenß unterschrift ein schein gegeben werden dorffen; das widerspiel ist ja Ihr[er] Furstl[ichen] Gn[aden] selbst mehr als bekannt.“⁴⁰

Christine Charlotte wird hier weniger naiv dargestellt als in den vorherigen Passagen. Die Wahrheit sei ihr bekannt, allerdings stehe sie nicht nur unter schädlichem Einfluss, sondern leide auch unter der Tyrannei ihrer Räte. Trotz besseren Wissens könne sie also nicht richtig handeln. Einerseits nimmt der Autor sie damit erneut aus der direkten Schusslinie und spricht ihr keine Hauptschuld zu. Andererseits wird ihr jegliche Regierungsgewalt abgesprochen. Gleichzeitig bleibt jedoch durch die zweimalige Andeutung, Christine Charlotte wäre mit anderen Beratern durchaus zu besseren Entscheidungen fähig, eine Hintertür offen. Wenn Christine Charlotte durch den Kaiser von der Tyrannei der Räte befreit wird⁴¹ und die Privilegien der Stände akzeptiert, würden diese im Gegenzug ihre Vormundschaft neben der des Grafen Edzard Ferdinand anerkennen. Dies versichert der

39 O. A.: Abtruck, Annotation (Sss).

40 Ebd.

41 Ebd., Annotation (Xxx).

Autor der Annotationen mehrfach explizit.⁴² Eine vormundschaftliche Regentschaft unter den Bedingungen der ostfriesischen Stände, sprich unter Einhaltung ihrer Auslegung der Landesverträge, würde mutmaßlich auch die Rückkehr zu einer höflichen Kommunikation mit der Fürstin und den Verzicht auf öffentliche Bloßstellungen bedeuten. Zum Veröffentlichungszeitpunkt der Flugschrift waren solche allerdings noch das Mittel der Wahl, um die eigenen Standpunkte deutlich zu machen.

Besonders zeigt sich dies am Ende der Annotation (Sss), dem unhöflichen Höhepunkt der Flugschrift. Zum fürstlichen Vorwurf an die Generalstaaten heißt es dort: „[D]och Ihr Hochm[ögenden] werden sich davon besser Exculpieren. Sed Leo non curat Caniculi Latratus.“⁴³ Zu Deutsch: „Aber der Löwe kümmert sich nicht um das Gebell des Hündchens.“ Damit werden die Parlamentsmitglieder einer Republik deutlich gegenüber der aus herzoglichem Hause stammenden Fürstin von Ostfriesland erhöht. Ihre Anschuldigungen könnten den Generalstaaten nichts anhaben, würden diese nicht einmal kümmern. Sie werden in der Metapher zu dem freien, starken und potenziell auch gefährlichen Wildtier, das bereits im 16. Jahrhundert zum Symbol für die Unabhängigkeit der Vereinigten Niederlande avancierte.⁴⁴ Dabei schwingt ein bedrohlicher Unterton mit, dessen Botschaft lautet, dass die Stände Unhöflichkeit einer gewaltvollen Eskalation vorziehen, im Zweifel aber den Löwen zur Unterstützung holen könnten. Die Fürstin wird zum domestizierten, abhängigen Hündchen herabgewürdigt und damit endgültig erniedrigt. Der letzte Satz des Werkes ist deshalb purer Hohn:

„Zum beschlüß, wirt Protestieret, das diese auß Liebe der Warheit hergeflossene anzeichnungen zu Laedierung Ihr[er] Furstl[ichen] Gn[aden,] hohen Furstl[i-chen] oder des Hauses Oistfrießlandt Respects[,] Nahmens und Ehr gar nicht gemeinet, ja dieselbe hie durch im geringsten nicht angezepfet sein solle.“⁴⁵

42 Ebd., insbes. Annotation (I) u. (Yyy).

43 Ebd., Annotation (Sss).

44 Alessandro Ricci: Maps, Power and National Identity. The Leo Belgicus as a Symbol of the Independence of the United Provinces. In: *Bollettino della Associazione Italiana di Cartografia* 154 (2015), S. 102–120.

45 O. A.: Abdruck, Annotation (Eeee).

3. Wo Höflichkeit nicht durchdringt, wird Unhöflichkeit zum Mittel der Wahl

Geht man davon aus, dass die Unhöflichkeit des Flugblatts kein Selbstzweck, sondern sinnhaft war, stellt sich die Frage nach dem Problem, dem damit begegnet wurde. Im hier betrachteten Konflikt scheint dieses in der stark bedrängten Lage der ostfriesischen Stände zu bestehen, in der sie mit Höflichkeiten nicht durchdringen konnten. Von Seiten der Fürstin hatten sie bereits Gewalt erfahren. Mit der erwähnten Landtagsausschreibung begann Christine Charlottes Vormundschaft aus Sicht der Stände mit einer Unhöflichkeit, die ihnen von Anfang an das Herrschaftsverständnis der Fürstin verdeutlichte, in dem die von den Ständen beanspruchten Privilegien keine Rolle spielten.⁴⁶ Dass sie ihre Herrschaftsansprüche auch durchzusetzen gedachte, demonstrierte Christine Charlotte nur wenig später mit Hilfe ihrer Mitvormünder, der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg. Angesichts der bedrohten Lage im zweiten Englisch-Niederländischen Seekrieg entsandten diese im Herbst 1665 eine 800 Mann starke Schutztruppe nach Ostfriesland. Als die Stände sich weigerten, Steuern für deren Unterhalt zu bewilligen, schrieb die Fürstin diese eigenmächtig aus und nutzte die Soldaten als Steuereintreiber.⁴⁷ Im Februar 1666 war sie zudem mit Beschwerden über die ostfriesischen Stände bei Kaiser Leopold I. erfolgreich und erreichte erstmals dessen Eingreifen in den inneren Konflikt zu ihren Gunsten. Er befahl den Ständen in einem Reskript, die Vormundschaft der Fürstin anzuerkennen und ihr Gehorsam zu erweisen. Die ständischen Einwände dagegen blieben in Wien ungehört.⁴⁸ Im Mai 1666 erreichte Christine Charlotte noch eine Aufstockung der welfischen Truppen auf 2.000 Mann. Diese wurden weiterhin für die Eintreibung von Steuergeldern eingesetzt, die ohne jeden Einfluss der Stände festgelegt wurden.⁴⁹ Erst nachdem sich die Situation der Generalstaaten

46 Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 269–273.

47 Ebd., S. 289.

48 Ebd., S. 278 ff.

49 Ebd., S. 287 f.

im Krieg verbessert hatte, nahmen sie ihre Funktion als Beschützer der ostfriesischen Stände wieder wahr und drohten mit einer Aufstockung ihrer in Emden stationierten Soldaten. Dies bewog Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg Anfang 1667 schließlich zum Abzug seiner Soldaten.⁵⁰ Die größte Bedrängnis der ostfriesischen Stände war zu dem Zeitpunkt, zu dem das Flugblatt erstellt worden sein muss, also gerade überwunden. Die erfahrene Gewalt war aber noch präsent. Christine Charlotte hatte gezeigt, wie kompromisslos sie ihre Ziele verfolgte. Kompromisslos bestanden aber auch die Stände trotz allem auf ihre Rechte und Privilegien. In dieser Situation war mit Höflichkeit kein Durchkommen und wurde Unhöflichkeit zu einer Handlungsoption, um wieder Initiative zu ergreifen.

Auch gegenüber dem Reichsoberhaupt und dem Reichshofrat drangen die Stände auf den vorgesehenen Kommunikationswegen nicht durch. Nach dem Abzug der welfischen Soldaten schien sich der Streit auf der juristischen Ebene weiterhin zu Christine Charlottes Gunsten zu entwickeln.⁵¹ Mit der anonymen, öffentlichen, unhöflichen Entgegnung auf die Vorwürfe der Fürstin konnte man potenziell auch die am Reichshofrat und in der kaiserlichen Kommission zuständigen Akteure auf einem zusätzlichen Weg erreichen und mit anderen Mitteln beeinflussen, um die ständischen Privilegien zu erhalten und die „ausländischen“ Regierungsbeteiligten loszuwerden. Sie waren laut der Flugschrift die Hauptursache des Herrschaftskonfliktes, weil sie die naive Fürstin böswillig zu schlechtem Handeln verleiteten. Diese Sichtweise kann man allerdings auch umdrehen: Wie bereits ihr Ehemann engagierte Christine Charlotte bewusst auswärtige Berater als Unterstützer ihrer Bestrebungen, die souveräne Landeshoheit über Ostfriesland zu gewinnen. Viele Einheimische hätten daran aus ihrem ständischen Selbstverständnis heraus kein Interesse gehabt. Dass die Fürstin viele Rats- und Drostestellen mit Nicht-Ostfriesen besetzte, bedeutete, dass die

50 Schmidt: Politische Geschichte, S. 289.

51 Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 290 f.

einheimische Elite kaum Einfluss auf ihre Politik nehmen konnte. Das war insbesondere für den ostfriesischen Adel ein Problem, dem damit Posten vorenthalten blieben.⁵²

4. Erzwungene Aufmerksamkeit eröffnet neue Verhandlungsoptionen

Angesichts der vielfältigen Adressaten der Flugschrift erfüllt deren öffentlich zur Schau gestellte Unhöflichkeit mehrere Funktionen. Christine Charlotte und ihre Räte, die die Stände auf den zeremoniell vorgesehenen Kommunikationswegen nicht erhörten, wurden durch den Akt der Veröffentlichung gezwungen, die Annotationen wahrzunehmen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Unhöflichkeiten gegen Christine Charlotte und solchen gegen ihre Räte. Während die Fürstin vor Publikum verkleinert, als naiv und fremdgesteuert dargestellt und damit in keiner Weise ernst genommen wird, werden ihre Räte als bewusst böswillige Akteure angegriffen und teilweise offen beleidigt, wenn beispielsweise „verbitterte Räte“ „ehrliebenden Menschen“ gegenübergestellt werden.⁵³

Wenn Höflichkeit der Überbrückung konfliktträchtiger, „unbeseitigbarer Differenz, Ungleichartigkeit, Fremdheit“ dient und kommunikatives Handeln ist, das „dem Gegenüber Achtung und Interesse an einem gelingenden Miteinander signalisiert“⁵⁴, diente die Unhöflichkeit gegenüber den Räten dem genauen Gegenteil. Weil man mit diesen als Ausländern empfundenen, die Machtansprüche der Stände untergrabenden Personen gar nicht umgehen wollte, verhielt man sich ihnen gegenüber auf angriffslustige Art unhöflich. Die Flugschrift ist somit kommunikatives Handeln, das ein gelingendes Miteinander unter den Bedingungen dieser Differenz und Fremdheit

52 Schmidt: Politische Geschichte, S. 287 f.

53 O. A.: Abtruck, Annotation (M).

54 Brita Rang und Johannes Süßmann: Einleitung. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 159–172, hier S. 163.

bewusst verunmöglicht, gleichzeitig aber keinen generellen Kommunikationsbruch mit der fürstlichen Seite darstellt. Es wird offen gehalten, im Falle einer Veränderung der bestehenden Differenz zur Höflichkeit und zu einer produktiven Zusammenarbeit überzugehen. Schließlich verweigern die Stände sich den Annotationen zufolge nicht grundsätzlich jeglicher Verhandlung über die Regentschaft. Im Gegenteil seien sie an einer rechtmäßigen Einigung interessiert. Als nicht verhandelbares Tabu präsentieren sie allerdings die Regierungsbeteiligung von Nicht-Ostfriesen. Diesen Standpunkt untermauern die Unhöflichkeiten gegen die Räte in den Annotationen.

Die Unhöflichkeit gegenüber Christine Charlotte erscheint durch das Ausbleiben von expliziten verbalen Angriffen auf den ersten Blick etwas subtiler und entfaltet trotzdem eine noch größere Wucht. Die Ferne zwischen der Fürstin und den Ständen wird nicht durch Höflichkeit „zur Distanz geadelt“.⁵⁵ Vielmehr tritt der Urheber der Flugschrift Christine Charlotte durch Unhöflichkeit auf demütigende Art und Weise zu nahe. Wenn er in herablassend-spöttischem, paternalistischen Ton suggeriert, der missbrauchten jungen Dame aus Sorge eigentlich nur helfen zu wollen, stellt er eine Nähe her, die auf einer Umkehrung der herrschenden Hierarchie beruht. Die Fürstin erscheint hier nicht als fürsorgliche Landesmutter, sondern als verirrtes junges Mädchen; die Stände nicht als Landeskinder, sondern als intellektuell Überlegene, die sich einer geläuterten Fürstin wieder annehmen würden. Christine Charlotte mag formell gesehen einem höheren Stand angehören, intellektuell scheint sie dem Verfasser der Annotationen und den ostfriesischen Ständen jedoch völlig unterlegen zu sein und auch juristisch wird sie ins Unrecht gerückt. Den Unhöflichkeiten und der inhaltlichen Argumentation des Drucks zufolge ist also ganz klar, dass Christine Charlotte unter den aktuellen Umständen nicht die Hauptregierungsgewalt in Ostfriesland innehaben sollte. Das behauptete grundsätzliche Einverständnis mit Christine Charlottes Vor-

⁵⁵ Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Bonn 1924, S. 73. Unter anderem an Plessner knüpfen Rang u. Süßmann mit ihrer Konzeptualisierung von „Höflichkeit“ an. Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 162 f.

mundschaft wird damit an Bedingungen geknüpft: Nur wenn sie unter der Obhut von ostfriesischen, dem Wohl des Landes dienenden Räten und Beratern, sprich unter der Kontrolle der ostfriesischen Stände, steht, erscheint eine Regentschaft durch sie ratsam.

Ihr und ihren Räten vermittelt das unhöfliche Werk sehr deutlich, dass die ostfriesischen Stände sich nicht einschüchtern lassen, sondern ihre Forderungen und beanspruchten Privilegien selbstbewusst und siegesgewiss verteidigen. Diese Botschaft richtet die Flugschrift aber auch an die Instanzen, die in dem Konflikt vermittelten beziehungsweise im Fall einer ausbleibenden Einigung auch hätten urteilen können. Vergleiche wurden im Alten Reich jedoch in der Regel Urteilen vorgezogen.⁵⁶ Dem Reichsoberhaupt, dem Reichshofrat und der kaiserlichen Kommission wird mit der Flugschrift klar gemacht, dass man den Ständen entgegenkommen muss, wenn ein Vergleich möglich sein soll. In einer Situation, in der die Stände mit Höflichkeit nicht zum Ziel kommen konnten, hatte öffentlich vorgeführte Unhöflichkeit das Potenzial, Aufmerksamkeit zu generieren und dadurch neue Verhandlungsoptionen zu eröffnen. Das Fallbeispiel bestätigt damit die These, Unhöflichkeit sei nicht das Gegenteil von Höflichkeit, sondern deren kommunikative Erweiterung.⁵⁷

Laut Sebastian Kühn bedürfen unhöfliche Gesten eines Gegenübers, an das sie gerichtet sind sowie der „dritten Instanz eines (wie auch immer gearteten) Publikums, schlichtend, richtend, Partei ergreifend oder urteilend.“⁵⁸ Der Urheber der hier analysierten Flugschrift war sich seines Publikums bewusst und wollte dieses nicht nur über seine Ansichten informieren, sondern es auch amüsieren. Der sehr kluge, freche, oft ironische und auch witzige Text hat einen

56 Ulrich Rasche: Urteil versus Vergleich? Entscheidungspraxis und Konfliktregulierung des Reichshofrats im 17. Jahrhundert im Spiegel neuerer Aktenerschließung. In: Albrecht Cordes (Hg.): Mit Freundschaft oder mit Recht? Inner- und außergerichtliche Alternativen zur kontroversen Streitentscheidung im 15.–19. Jahrhundert (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich. 65). Köln u. a. 2015, S. 199–232.

57 Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 165.

58 Kühn: Provokation, S. 428.

großen Unterhaltungswert für die intellektuell gebildeten und politisch informierten Adressaten politischer Flugschriften. Dieser mit Unhöflichkeiten gespickte Stil konnte somit auch zweckdienlich sein, um in diesen einflussreichen Kreisen Aufmerksamkeit, über einen gemeinsamen Humor Sympathien und darüber wiederum Zustimmung zu gewinnen.

Insgesamt eröffnet die unhöfliche Flugschrift einen Kommunikationsraum, in dem die ständische Seite abseits des höfischen Zeremoniells und ständischer Hierarchien auf Augenhöhe, ja sogar aus einer Selbstinszenierung der Überlegenheit heraus im Streit mit der fürstlichen Seite Stellung beziehen konnte. Es verwundert daher nicht, dass die Fürstin und ihre Räte sich nicht auf diese Provokation einließen und über das gleiche Medium antworteten. Dies wäre aus ihrer Sicht ein Herablassen auf die Stufe der Untertanen gewesen. Andererseits bedeutete dies, die Vorwürfe und Unhöflichkeiten des „Patrioten“ in der Öffentlichkeit stehenlassen zu müssen. Eine gewisse Wirkung erzielte die Flugschrift damit in jedem Fall. Die politische Lage konnte sie allerdings nicht unmittelbar verändern. Zunächst hatte Christine Charlotte auch mit weiteren Klagen beim Kaiser Erfolg. Im April 1667 beispielsweise verbat sich dieser ein Eingreifen der Niederlande auf Reichsterritorium.⁵⁹ Trotzdem ließen die Stände sich nicht zum Gehorsam in Christine Charlottes Sinne zwingen. Erst im Dezember 1667 kam es schließlich durch Vermittlung und Druck der Niederlande zu einer vorläufigen Einigung, der zufolge alle (Mit-)Vormünder im Amt bleiben sollten, wenn Christine Charlotte im Gegenzug für die Einstellung des Prozesses in Wien sorgt. Im Januar 1668 erhielt die Regentin die Huldigung der ostfriesischen Stände.⁶⁰ Nach einer kurzen Ruhepause setzten sich die Machtkämpfe in Ostfriesland allerdings bis zum Ende ihrer 25 Jahre andauernden Regentschaft fort. Auf beiden Seiten blieb Unhöflichkeit dabei ein Kommunikationsmittel.

59 Heißler: Ostfriesische Singularität, S. 291.

60 Ebd., S. 297–299.

Fazit: Öffentliche Unhöflichkeit sprengt Ständegrenzen

Die Flugschrift aus Ostfriesland ist ein Beispiel für öffentlich zur Schau gestellte Unhöflichkeit als Kommunikationsmittel in innenpolitischen Konflikten, mit dem die ständisch untergeordnete Seite Aufmerksamkeit gewinnen konnte. Angemessen war in einem Verhältnis zwischen Fürstin und Ständen, dass letztere gemäß dem höfischen Zeremoniell über Schriftstücke der Unterordnung⁶¹ oder in Audienzen an erstere herantraten. Diese Kommunikationssituationen waren immer einem Reglement unterworfen und hierarchisch strukturiert. Sie erschwerten es den Untergeordneten, mit kritischen Anliegen durchzudringen. Einen ständeübergreifenden Konflikt in die Öffentlichkeit zu tragen und sich dort im Schutz der Anonymität unhöflich zu verhalten, ermöglichte ein Aufbrechen dieser Hierarchie. In politischen Flugschriften galt nicht das höfische Zeremoniell, sondern der intellektuell-rhetorische Wettkampf. Hier konnten ständisch unterlegene Konfliktparteien offen und auf Augenhöhe kommunizieren, sich als intellektuell überlegen inszenieren und den Streit zum Unterhaltungsmedium machen. Dieser Weg garantierte ihnen nicht nur die Aufmerksamkeit der am Konflikt Beteiligten, sondern auch der politisch interessierten Öffentlichkeit. Wenn die höflichen Mittel ausgeschöpft waren, stellte öffentliche Unhöflichkeit eine Eskalationsstufe dar, die die eigene Beharrlichkeit unterstrich und neue Verhandlungsoptionen eröffnen konnte.

Der Urheber der Flugschrift aus Ostfriesland, wo die Stände die politische Überordnung der Fürstin nicht akzeptierten, veränderte also die Kommunikationssituation und konnte damit die ständische Überordnung Christine Charlottes umgehen. Die Standpunkte und Forderungen der Landstände konnten der Gegnerin, den Vermittlern und allen anderen Interessierten so ohne Umschweife und Untertänigkeitsbekundungen klar und deutlich vermittelt werden. Der

61 Michael Hochedlinger: Aktenkunde. Urkunden- und Aktenlehre der Neuzeit (= Historische Hilfswissenschaften. 3). Wien, München 2009, S. 211–214.

unhöfliche Ton war eine Provokation des politischen Gegners und demonstrierte Entschlossenheit, einen Streit auch aus einer scheinbar unterlegenen Position weiterzuführen. Die humoristische Ebene der Unhöflichkeit hatte zudem das Potenzial, in gelehrten Kreisen Sympathie hervorzurufen und damit die öffentliche Meinung zum Herrschaftskonflikt in Ostfriesland zu prägen, die dann wiederum die vermittelnden Instanzen beeinflussen konnte.

Quellen

O. A.: Abtruck Sichern An die Romisch[e] Keiserl[iche] Majest[ät] Von Ihr Furstl[ichen] Gn[aden] die Furstl[iche] Fraw Wittibe zu Oistfrißlandt sub dato 18 Decemb[ris] 1666 abgelassenen/ und den 28. January übergebenen Schreibens/ Sampt Beygefuegten Annotationen Eineß Auffrichtigen Patrioten. [o. O. o. J.]. Als Digitalisat abrufbar unter <https://gdz.sub.uni-goettingen.de/id/PPN613037987> [4.6.2024].

Harsdörffer, Georg Philipp: Der Teutsche Secretarius. Das ist: Allen Cantzleyen, Studir- und Schreibstuben nutzliches, fast nohtwendiges und zum drittenmal vermehrtes Titular- und Formularbuch. Nürnberg 1656.

Moser, Johann Jacob: Teutsches Staats-Recht. Fünf und dreyßigster Theil. Leipzig, Ebersdorff im Vogtland 1748.

Literatur

Burgdorf, Wolfgang: Der intergouvernementale Diskurs. Agitation und Emanzipation, politische Gelegenheitsschriften und ihre Bedeutung für die Entstehung politischer Öffentlichkeit im Alten Reich. In: Johannes Arndt und Esther-Beate Körber (Hgg.): Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750) (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte

- Mainz. Abteilung für Universalgeschichte. Beiheft 75). Göttingen 2010, S. 75–97.
- Heißler, Sabine: Die „ostfriesische Singularität“. Die politische und soziale Stellung der ostfriesischen Landstände im beginnenden Absolutismus 1660 bis 1690. Marburg 1995.
- Herrmann, Hans Peter: [Art.] Patriotismus. In: Friedrich Jaeger u.a. (Hgg.): Enzyklopädie der Neuzeit Online. Erste Online-Publikation 2019. URL: http://dx.doi.org/10.1163/2352-0248_edn_COM_325203 [4.6.2024].
- Hochedlinger, Michael: Aktenkunde. Urkunden- und Aktenlehre der Neuzeit (= Historische Hilfswissenschaften. 3). Wien, München 2009.
- Kappelhoff, Bernd: Geschichte der Stadt Emden. Bd. 2: Emden als quasiautonome Stadtrepublik 1611 bis 1749 (= Ostfriesland im Schutze des Deiches. 11). Leer 1994.
- Körber, Esther-Beate: Schreiber und Leser politischer Flugschriften des frühen 17. Jahrhunderts. In: Johannes Arndt und Esther-Beate Körber (Hgg.): Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750) (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte. Beiheft 75). Göttingen 2010, S. 195–205.
- Kühn, Sebastian: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 424–439.
- O. A.: [Art.] witzig. In: Wolfgang Pfeifer u.a.: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen (1993), digitalisierte u. von Wolfgang Pfeifer überarbeitete Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache. URL: <https://www.dwds.de/wb/etymwb/witzig> [4.6.2024].
- Opitz-Belakhal, Claudia: Streit um die Frauen und andere Studien zur frühneuzeitlichen „Querelle des femmes“. Roßdorf bei Darmstadt 2020.
- Plessner, Helmuth: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Bonn 1924.

- Rang, Brita und Johannes Süßmann: Einleitung. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt am Main 2009, S. 159–172.
- Rasche, Ulrich: Urteil versus Vergleich? Entscheidungspraxis und Konfliktregulierung des Reichshofrats im 17. Jahrhundert im Spiegel neuerer Aktenerschließung. In: Albrecht Cordes (Hg.): Mit Freundschaft oder mit Recht? Inner- und außergerichtliche Alternativen zur kontroversen Streitentscheidung im 15.–19. Jahrhundert (= Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich. 65). Köln u. a. 2015, S. 199–232.
- Ricci, Alessandro: Maps, Power and National Identity. The Leo Belgicus as a Symbol of the Independence of the United Provinces. In: Bollettino della Associazione Italiana di Cartografia 154 (2015), S. 102–120.
- Schlögl, Rudolf: Politik beobachten. Öffentlichkeit und Medien in der Frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Historische Forschung 35, H. 4 (2008), S. 581–616.
- Schmidt, Heinrich: Politische Geschichte Ostfrieslands (= Ostfriesland im Schutze des Deiches. 5). Leer 1975.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Thesen – Forschungsperspektiven. In: Zeitschrift für Historische Forschung 31, H. 4 (2004), S. 489–527.

„**DER WAGEN, SO MAN MIR VON HOF GESCHICKT,
WAR GAR ALT UND ABGESCHLISSEN.**“
WIE EINE ‚UNHÖFLICHE‘ KUTSCHE IM JAHR 1733
DIPLOMATISCHE VERSTIMMUNGEN ZWISCHEN
DER FÜRSTABTEI CORVEY UND DEM HERZOGTUM
BRAUNSCHWEIG-WOLFENBÜTTEL AUSGELÖST HAT.

Als Papst Franziskus bei seinem Staatsbesuch in den USA 2015 mit einem Fiat 500 vor das Weiße Haus vorfuhr, war das Presseecho groß.¹ Denn eigentlich kommen die Staatsgäste des Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht mit einem italienischen Kleinwagen vorgefahren, sondern mit schweren gepanzerten Limousinen. Die Wahl des Automobils war kein Zufall, sondern Teil einer öffentlichen und medienwirksamen Inszenierung des Pontifex. Der Fiat 500 war für Papst Franziskus ein geeignetes Mittel, seine Botschaft von einer einfachen und demütigen katholischen Kirche der breiten Öffentlichkeit ohne Worte zu vermitteln. Das Auto wurde so zu einem Symbol seines Kirchenverständnisses.

1 Stephanie Kirchgaessner: A Fiat is worth a thousand words as Pope Francis opts for humble ride. In: The Guardian, 22.09.2015. URL: <https://www.theguardian.com/world/2015/sep/22 fiat-pope-francis-car-washington> [01.06.2024]; Fisher, Ian: A papal car that screams humility. In: The New York Times, 23.09.2015. URL: <https://archive.nytimes.com/www.nytimes.com/live/pope-visit-2015/a-papal-car-that-screams-humility> [01.06.2024]; Stéphane Bussard: La Fiat du pape François fait sensation à Washington. In: Les Américains | Le blog de Valérie de Graffenreid. URL: <https://blogs.letemps.ch/etats-unis/2015/09/23/la-fiat-du-pape-francois-fait-sensation-a-washington> [01.06.2024]; N. N.: Papst beeindruckt zu Auftakt von USA-Besuch mit Kleinwagen-Fahrt. In: Der Standard, 23.09.2015. URL: <https://www.derstandard.at/story/2000022670607/papst-beeindruckt-zu-auftakt-von-usa-besuch-mit-kleinwagen-fahrt> [01.06.2024]; Ansgar Graw: Im Fiat 500 zum Präsidenten ins Weiße Haus. In: Die Welt, 23.09.2015. URL: <https://www.welt.de/politik/ausland/article146780717/Im-Fiat-500-zum-Praesidenten-ins-Weisse-Haus.html> [01.06.2024].

Nicht nur die Staats- und Kirchenoberhäupter im 21. Jahrhundert wissen um die Bedeutung einer geeigneten Karosse für die Selbstrepräsentation bzw. den eigenen Machtanspruch, auch die Menschen der Frühen Neuzeit waren sich dessen bewusst. Kutschen symbolisierten Macht und Reichtum, aber auch den gesellschaftlichen Stand des Nutzers und waren somit Teil politischer Kommunikation. Deshalb war in der zahlreichen Zeremonialliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts genau festgelegt, wer mit welcher Form von Kutsche reisen durfte und wer nicht. An der Kutsche sollte sofort öffentlich sichtbar werden, welchem Stand der Insasse angehörte, ob Kaiser, König, Kurfürst, Fürst oder ein sonstiger Adeliger. Dass es zwischen den Herrschern bezüglich der Frage nach der erlaubten Kutsche des Öfteren zum Streit kam, liegt bei der Bedeutung dieses Mittels von Herrschaftsinszenierung auf der Hand.

So reiste z. B. Abt Anselm II. Schwab in seinem Klosterterritorium Salem Mitte des 18. Jahrhunderts selbstbewusst als Reichsabt mit einer sechsspännigen Kutsche. Dieses Privileg stand allerdings nur den Fürsten des Reiches zu. Als er in das benachbarte Hochstift Konstanz mit seiner Karosse einreisen wollte, befahl der Fürstbischof, zwei Pferde auszuspannen, um die fehlende Fürstenwürde des Reichsabtes in seinem Sprengel zum Ausdruck zu bringen.²

Die Frage nach Kutsche und Gespann betraf nicht nur die mächtigen und mindermächtigen Herrscher im Reich, sondern auch ihre Gesandten. Immer wieder kam es hier ebenso zu Streitigkeiten und diplomatischen Eklats.³ Ein herausragendes Beispiel ist hier-

2 Erika Dillmann: Anselm II. – Glanz und Ende einer Epoche. Eine Studie über den letzten großen Abt der Reichsabtei Salem. Salem 1987, S. 29.

3 Julius Bernhard von Rohr berichtet darüber in seiner „Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft Der großen Herren“, im Kapitel „Von den Gesandten“ wie folgt: „§ 31. Bey dem Ceremoniel-Wesen ist auch das Fahren mit 2. 4. 6. oder 8. Pferden wohl in Betrachtung zu ziehen, sitemahl es die Natur des Ceremoniels dergestalt angenommen, daß daruber ie und zuweilen Streit entstanden.“ Julius Bernhard von Rohr: Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft Der großen Herren, Die in vier besondern Theilen die meisten Ceremoniel-Handlungen, so die Europäischen Puissances überhaupt, und die Deutschen Landes-Fürsten insonderheit, so wohl in ihren Häusern, in Ansehung ihrer selbst, ihrer Familie und Bedieneten, als auch gegen ihre Mit-Regenten, und gegen ihre Unterthanan bey Krieges- und Friedens-Zeiten zu beobachten pflegen [...]. Berlin 1733, S. 393 f. Zum Verhältnis von Diplomatie und Zeremoniell in der

für sicher der Friedenskongress in Münster und Osnabrück in den 1640er Jahren, der als Gesandtenkongress eine Fülle solcher Beispiele bot.⁴

Welchen Wert man dieser Form der Repräsentation und dem Zeremoniell im Allgemeinen⁵ auch im Weserraum beimaß, soll ein Beispiel aus der Fürstabtei Corvey zeigen, die als Kleinstterritorium über solche Formen der Inszenierung die eigene Stellung im Reich hervorheben wollte bzw. musste. Ihre Macht war wie bei vielen geistlichen Herrschaften in der Frühen Neuzeit eher symbolischer als politischer, wirtschaftlicher oder militärischer Natur.⁶ Somit konnte sie ihre fürstliche Stellung gerade anhand solcher Kommunikationsmedien wie Kutschen wirksam zum Ausdruck bringen.

Vor diesem Hintergrund wird die in dieser Studie thematisierte „Unhöflichkeit“⁷ ersichtlich, die aus Corveyer Sicht darin bestand,

Frühen Neuzeit vgl. exemplarisch den Grundlagenaufsatz von William James Roosen: Early Modern Diplomatic Ceremonial: A Systems Approach. In: *Journal of Modern History* 52 (1980), S. 452–476; die Ausführungen von André Krischer: Zur Funktion des diplomatischen Zeremoniells in der Frühen Neuzeit. In: Ralf Kauz; Giorgio Rota und Jan Paul Niederkorn (Hgg.): *Diplomatische Praxis und Zeremoniell in Europa und dem Mittleren Osten in der Frühen Neuzeit* (= Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte. 796). Wien 2009, S. 1–32 sowie Niels F. May: *Zeremoniell*. In: Irene Dingel; Michael Rohrschneider; Inken Schmidt-Voges; Siegrid Westphal und Joachim Whaley (Hgg.): *Handbuch Frieden im Europa der Frühen Neuzeit / Handbook of Peace in Early Modern Europe*. Berlin, Boston 2021, S. 609–625.

- 4 Anja Stiglic: Zeremoniell und Rangordnung auf der europäischen diplomatischen Bühne am Beispiel der Gesandteneinzüge in die Kongress-Stadt Münster. In: Klaus Bußmann und Heinz Schilling (Hgg.): *1648. Krieg und Frieden in Europa*, Bd. 1: Politik, Religion, Recht und Gesellschaft. Münster 1998, S. 391–396. Vgl. dazu auch Barbara Stollberg-Rilinger: Völkerrechtlicher Status und zeremonielle Praxis auf dem Westfälischen Friedenskongress. In: Michael Jucker; Martin Kintzinger Rainer Christoph Schwinges (Hgg.): *Rechtsformen internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert* (= Zeitschrift für Historische Forschung. Beihefte. 45). Berlin 2011, S. 147–164 sowie Niels F. May: Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik. Das Kongresszeremoniell bei den westfälischen Friedensverhandlungen (= Beihefte der Francia. 82). Ostfildern 2016.
- 5 Zur begrifflichen Definition von Zeremoniell vgl. Marian Füssel: *Fest – Symbol – Zeremoniell. Grundbegriffe zur Analyse höfischer Kultur in der Frühen Neuzeit*. In: Kirsten Dickhaut; Jörn Steigerwald und Birgit Wagner (Hgg.): *Soziale und ästhetische Praxis der höfischen Fest-Kultur im 16. und 17. Jahrhundert*. Wiesbaden 2009, S. 31–53.
- 6 Zur Bedeutung des symbolischen ‚Capitals‘ in der Frühen Neuzeit vgl. exemplarisch Marian Füssel und Thomas Weller: Einleitung. In: Ebd. (Hgg.): *Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft*. Münster 2005, S. 9–22, hier S. 13 f.
- 7 Der Autor folgt der Unhöflichkeits-Definition von Brita Rang und Johannes Süßmann, für die dieses zwischenmenschliche Phänomen auf „durchkreuzten Verhaltenserwartungen“

dass der Kanzler des Klosterstiftes, Johann Caspar von Godesberg, 1733 vom herzoglichen Hof Braunschweig-Wolfenbüttels ‚nur‘ mit einer zweispännigen Kutsche zur Audienz abgeholt wurde, und nicht, wie erwartet, mit einer sechsspännigen Karosse.

Über diese erfahrene Unhöflichkeit beschwerte sich Godesberg schriftlich beim Braunschweiger Minister Hieronymus von Münchhausen. Eine Kopie dieser Beschwerde fertigte er für die eigenen Akten in Corvey an. Durch diese Form der Überlieferung eröffnen sich zwei Dimensionen von Unhöflichkeit. Die Welfen erweiterten durch das in der Quelle beschriebene unhöfliche Vorgehen ihren Handlungsspielraum. Für den Corveyer Kanzler, der sich durch seinen Bericht über diese Unhöflichkeit als Identifizierer Corveyer Standes- und damit tendenzieller Existenzgefährdungen zeigte, ergab sich die Möglichkeit, im Umgang mit dieser Unhöflichkeit seine eigene Bedeutung als Diplomat zu erhöhen.

1. Die Quellenüberlieferung und die Bedeutung Paul Wigands für das Corveyer Archiv

Die Schilderung dieses Ereignisses ist nicht in der Primärüberlieferung erhalten, sondern nur als edierte Form in Paul Wigands „Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer“ aus dem Jahr 1858.⁸ Eine Beschäftigung mit der Corveyer Geschichte der Frühen Neuzeit kommt ohne Paul Wigand nicht aus. Dieser prägte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts wie kein zweiter den

beruht und die Unhöflichkeit nicht als „Gegenteil der Höflichkeit“ ansehen, sondern als „deren kommunikative Erweiterung durch bestimmte Negation“. Brita Rang und Johannes Süßmann: Einleitung. Konjunkturen der Höflichkeit. In: Gisela Engel; Brita Rang; Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit.13. H. 3/ 4), S. 159–172, hier S. 165.

⁸ Paul Wigand (Bearb.): Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer aus westphälischen Quellen gesammelt und als ein Nachtrag zu seinen früheren Werken für Geschichte Westphalens. Leipzig 1858. Die hier vorgenommene Analyse nutzt das Digitalisat der Universitätsbibliothek Paderborn.URL: <https://digital.ub.uni-paderborn.de/ihd/content/titleinfo/1341299> [01.06.2024].

Bestand des ehemaligen Klosterarchivs. Neben seiner Tätigkeit als Richter am Gericht in Höxter war er zeitlebens auch ein geschichtsinteressierter Mensch, weshalb der gebürtige Hesse ab 1812 ehrenamtlich und neben seinen juristischen Verpflichtungen begann, die noch existenten Archivalien Corveys zu inventarisieren, die im Kontext der Säkularisation verlorengegangenen Akten und Urkunden zurückzuerwerben, allerdings auch die Zerstörung von ungefähr 1000 Archivalien zu veranlassen, die in seinen Augen für die Zeitgenossen, aber auch für die Nachwelt keine Relevanz mehr besaßen. Somit kann eine Beschäftigung mit der Corveyer Geschichte heute immer nur durch die ‚Brille‘ Wigands erfolgen.⁹ Und obwohl er die Herrschaft der Fürstäbe entschieden ablehnte und verurteilte – so schreibt er in einem Brief an Jakob Grimm aus dem Jahr 1810 von einer „grenzenlose[n] Schlechtigkeit, [...], die in diesem von dumpfern Mönchsgeist regierten und beseelten Ländchen eingerissen war und seit Jahrhunderten Wurzel geschlagen hatte“¹⁰ –, blieb er doch bis an sein Lebensende ein von der Corveyer Geschichte ‚besessener‘ Mann, der noch im hohen Alter über sie forschte und seine Ergebnisse veröffentlichte.

Überlieferungskritisch betrachtet wird die hier genutzte edierte und daher ‚kontaminierte‘ Quelle zur Primärüberlieferung, weil das Original wahrscheinlich vernichtet wurde. Damit bleibt allerdings zunächst unklar, welche Medialität das ursprüngliche Dokument hinter der Überlieferung eigentlich hatte. Allein Wigand bietet als Möglichkeiten „Brief“, „Reisebericht“, „Tagebuch“ und „Schreiben“¹¹ an. Für ihn war diese ‚äußere‘ Quellenkritik anscheinend unbedeutend, weil es ihm hier um eine ‚Anekdote‘ aus dem Alten Reich geht. Durch das

9 Zu seinem Leben vgl. Jürgen Ehrhardt: Paul Wigand (1786–1866) als Jurist und Rechtshistoriker (= Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde. 8). Melsungen 1968. Zu seiner Tätigkeit als Corveyer Archivar und Bibliothekar vgl. Hans Joachim Brüning: Paul Wigands Tätigkeit in Bibliothek und Archiv zu Corvey. In: Westfälische Zeitschrift 124/125 (1974/75), S. 9–28.

10 Edmund Stengel (Bearb.): Briefe der Brüder Grimm an Paul Wigand. In: Private and amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, Bd. 3. Marburg 1910, S. 347.

11 Wigand: Denkwürdige Beiträge, S. 283.

Fehlen der entsprechenden Informationen bei Wigand verschwindet die eigentliche Quelle geradezu. Die Überlieferungsgeschichte soll an dieser Stelle daher soweit möglich rekonstruiert werden.

So bleibt zu fragen, was die eigentliche kommunikative Aufgabe des Originals einmal war? Wie lag sie vor? Eine mögliche thesenhafte Antwort könnte lauten, dass Wigand Auszüge des Briefes als Abschrift innerhalb eines diplomatischen Gesandtenberichts des Corveyer Kanzlers an seinen Herrn, den Corveyer Fürstabt Karl von Blittersdorf¹², vorlagen. Statt einer Außenkommunikation, welche der eigentliche Brief – in einer im Wolfenbütteler Archiv vielleicht vorliegenden Überlieferung erster Ordnung – einmal gehabt hatte, ist die Abschrift im „Tagebuch“ eine Innenkommunikation und eine Überlieferung der zweiten Ordnung.

Damit hätte Paul Wigand nicht einfach eine Quelle mit dokumentarischem Charakter vorgelegen, sondern eine Überlieferung mit rechtfertigender Pragmatik: Hier will sich der Corveyer Kanzler gegenüber seinem Dienstherrn (nachträglich?) rechtfertigen und als Repräsentant des Fürstabtes selbstbestimmen.

Die Pragmatik des „Tagebuchs“ könnte auch darin bestehen, einen unklaren und umstrittenen Stand des Kanzlers zu stabilisieren. Der Vorsteher der klösterlichen Kanzlei will und muss sich die Position eines Repräsentanten der Abtei mit diesem Bericht an seinen Landesherrn ‚erschreiben‘. Somit liegt im ‚Erklären der Unhöflichkeit‘ durch den Braunschweiger Hof gegenüber dem Fürstabt auch ein neuer Handlungsspielraum des Kanzlers, der sich allein durch die Art des Berichts und durch den mit ‚verstärkter‘ Höflichkeit formulierten Brief als diplomatischer Profi zeigt und empfiehlt.

Das Werk „Denkwürdige Beiträge“ ist Wigands letzte große Publikation und ein Resümee seiner historiographischen Arbeit. Es ist des-

12 Zum Lebenslauf Karls von Blittersdorf vgl. Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, W 002, Msc. II. („Kindlingersche Sammlung“), Nr. 186, S. 24 f. Eine neuere Kurzvita findet sich bei Andreas Kurte: Die Äbte, Fürstäbte und Fürstbischöfe von Corvey. (= Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz. 27). Paderborn 2017, S. 237–239.

halb ebenso der Versuch, sich am Lebensende selbst ein literarisches ‚Denkmal‘ für die Nachwelt zu setzen. Auch wenn es im Untertitel explizit auf den Raum Westfalen Bezug nimmt („aus westphälischen Quellen gesammelt“), bleibt es doch v. a. ein Kompendium Höxteraner und Corveyer Archivalien sowie eine Nachlese der Wigandschen Arbeit im Weserbergland.

Obwohl diese Edition heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genügt, hat sie doch weiterhin eine Bedeutung für die westfälische Landesgeschichte, was durch ihre vorgenommene professionelle Digitalisierung durch die Universitätsbibliothek Paderborn deutlich wird. Dieses Bemühen um das Werk zeigt sich bereits in dem digitalisierten Exemplar aus den Beständen der Bibliothek. So wurde es mit einem Stempel, einem Scancode, einem Signaturaufkleber auf dem Buchrücken und mehreren Signaturen im Inneren versehen, um dem Nutzer zum einen den Besitzanspruch der Institution offenkundig zu visualisieren.¹³ Die zahlreichen Eingriffe sind zum anderen aber auch Belege für die Wanderungsbewegungen dieses Exemplars innerhalb der Bibliothek. Trotz des immer wieder neuen Standortes ist es der Institution wichtig gewesen, das Buch zu erhalten und in neue Bestandskontakte einzubinden.

Die Sorge um den Erhalt zeigt sich nicht nur im heutigen digitalen Zeitalter. Bereits im analogen war man seitens der Bibliothek gewillt, den Band, der anscheinend zuvor am 31. Juni 1955 in den Besitz eines gewissen Franz Herstell aus Herstelle im Kreis Höxter geraten war, für nachfolgende Generationen zu erhalten, wovon der bis heute trotz einiger Gebrauchsspuren wie Bleistiftmarkierungen weitgehend gute Erhaltungszustand zeugt. So wurde das Referenzexemplar z. B. mit einem neuen und für den erwarteten häufigen universitären Gebrauch geeigneten robusten Buchdeckel versehen, wobei man den ursprünglichen Buchrücken mit seiner Frakturschrift in Gold beibehielt, sicher auch deshalb, um den ursprünglichen Charakter der Arbeit soweit es

¹³ Diese Intention wird auch in dem professionellen Scan deutlich, da das Logo der Universitätsbibliothek auf jeder digitalisierten Seite zu finden ist, sicher zusätzlich auch als Werbung für die eigene Institution.

geht zu erhalten. Der gewellte Zustand, v. a. der ersten Buchseiten, sowie die Stockflecken, besonders auf den Seiten des Inhaltsverzeichnisses, verweisen auf eine zumindest zeitweise nicht optimale Lagerung in der Vergangenheit. Diesen Beobachtungen zufolge hat das hier verwendete Exemplar eine mindestens vierfache Neukontextualisierung erfahren, die sich zum größten Teil in dem Raum abgespielt hat, den die Edition zum Inhalt hat: Westfalen. Es ist nach mindestens zwei Privatbesitzern in das Eigentum einer öffentlichen Institution übergegangen, die bemüht war und ist, die „Denkwürdige[n] Beiträge“ möglichst vielen nachfolgenden Generationen zu sichern und seinen Inhalt für die Zukunft konservatorisch zu erhalten.

2. Paul Wigands Umgang mit den publizierten Quellen

Wigand ordnet die hier vorgestellte und von ihm titulierte Quelle „Eine fürstliche Gesandtschaft im Jahr 1733“ in seiner Edition in das letzte Kapitel „Kleine Hofgeschichten aus der fürstlichen Residenz der Abtei Corvey“¹⁴ ein. Hier fasst er Texte zusammen, die für ihn eher einen anekdotischen Charakter aufweisen. So versieht er die gemachten Archivfunde mit Überschriften wie „Adliche Sitten am Hofe zu Corvey“¹⁵ oder „Noble Rache“¹⁶. Der Herausgeber entkontextualisiert die Quellen somit in zweifacher Weise. Zum einen durch sein Arrangement in der Edition, durch das er sie in ein bestimmtes thematisch-inhaltliches neues Korsett zwingt und ihnen durch die Platzierung am Ende des Werkes auch ihre historiographische Wichtigkeit abspricht (zum Beispiel gegenüber den sehr ausführlichen Schilderungen über den Dreißigjährigen Krieg oder den aufgenommenen mittelalterlichen Urkunden).

Zum anderen ‚entwurzelt‘ er die Texte aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang durch die von ihm eigenmächtig vorgenomme-

14 Wigand: Denkwürdige Beiträge, S. 279–286.

15 Ebd., S. 282.

16 Ebd., S. 284.

nen Titulierungen, mit denen Wigand den Leser bereits vor der Lektüre lenken bzw. manipulieren möchte. Diese Lenkung zieht sich wie ein roter Faden ebenso durch die weitere Aufarbeitung des Archivgutes. So kürzt er die Texte auf die für ihn und sein Anliegen wichtigen Inhalte. Was für ihn unbedeutend erscheint, soll auch den Leser nicht weiter interessieren. Am Beispiel der hier thematisierten Quelle zeigt sich das Mittel der Kürzung auch an der Anonymität der Corveyer Akteure. Man erfährt als Leser in der von Paul Wigand geschriebenen Einleitung nicht die Namen der Beteiligten, sondern nur ihren Stand. Diese ‚Gesichtslosigkeit‘ weist neben der vermeintlichen Unwichtigkeit von Namen auch auf Wigands Ansinnen hin, die hier geschilderten Fälle als Exempel für das Verhalten bestimmter Akteure in der Frühen Neuzeit generell zu skizzieren. So wie es im Klosterstift Corvey im Kleinen war, so war es aus seiner Sicht überall in den vergangenen Jahrhunderten im Reich.

Was aus heutiger wissenschaftlicher Perspektive zu kritisieren ist und Wigand als Historiker disqualifiziert, war dem pädagogischen Ansinnen des Juristen aus Kassel geschuldet. Ihm ging es mit dieser Edition zum einen darum, eine polemische Kritik an dem Verhalten der Entscheidungsträger des Alten Reiches zu üben, die es nicht geschafft hätten, einen deutschen Nationalstaat zu schaffen. Zum anderen wollte er seine zeitgenössischen Leser ermahnen und ihnen einen literarischen Spiegel vorhalten, damit sie im 19. Jahrhundert nicht die Fehler der Vergangenheit wiederholen. Es dürfe nicht, wie in der Frühen Neuzeit, um die Eitelkeiten von Einzelpersonen gehen, sondern in der deutschen Politik müsse alles, ganz im Sinne der national-patriotischen Gesinnung Wigands, zum Wohl der vaterländischen Geschichte geschehen.

Er selbst inszeniert sich in dem Vorwort der Edition als ein Paradebeispiel des altruistischen Patrioten. So sei es ihm immer nur um die Wissenschaft und damit um das Wohl und die Weiterentwicklung des ‚Vaterlandes‘ gegangen, nicht um seine persönliche Karriere. Dass dieses Bild bereits in denselben Zeilen Risse bekommt, kann man an

der leicht zu erkennenden Kritik ablesen, die er den Verantwortlichen in Politik und Wissenschaftsbetrieb in seiner Zeit macht. Trotz seiner zahlreichen Publikationen, die er im Vorwort aufführt, sei ihm eine wissenschaftliche Karriere als Historiker verwehrt geblieben. Die Einleitung ist daher auch eine Anklage: Wieviel mehr über die ‚vaterländische‘ Geschichte wäre bereits erschlossen, wenn man ihm, Wigand, eine Chance gegeben hätte. Deshalb präsentiert er sich auf diesen ersten Seiten seines Werkes auch trotzig als unübertrefflicher Kenner der Corveyer und, dem Titel nach, ebenso der westfälischen Geschichte.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass er die Quellen nicht nur inhaltlich einleitet, sondern am Ende auch kommentiert. Bei der hier präsentierten Quelle urteilt er wie folgt:

„Solche Lumpereien und Nichtsnutzigkeiten wurden damals nicht nur zu Wien und Regensburg, sondern auch am kleinsten Hofe deutscher Duodezfürsten mit ungemeiner Wichtigkeit angesehen und behandelt, und gaben beständig zu Reibungen, Prätensionen und Verwahrungen willkommenen Anlaß. Um die großen und wichtigen Angelegenheiten des deutschen Reichs bekümmerte man sich dagegen sehr wenig.“¹⁷

Wigand zeigt in der vorgefallenen Angelegenheit kein Verständnis für das Verhalten Corveys gegenüber dem Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel, sondern beurteilt das Agieren sogar als reichsschädlich. Die Edition ist damit selbst eine Quelle für die Wandelbarkeit und Historizität von Unhöflichkeit. Was im 18. Jahrhundert als Affront verstanden wurde, bewertete man im 19. Jahrhundert als Lächerlichkeit.

Hätten somit die Corveyer, vor allem der Corveyer Kanzler und der Fürstabt, über die ihnen widerfahrene Unhöflichkeit hinwegsehen sollen? War die Empörung, die in der Quelle zum Ausdruck kommt, tatsächlich nur der verletzten persönlichen Eitelkeit und damit der als gegen die eigene Person empfundenen Unhöflichkeit geschuldet? Um diese Fragen kreist die folgende Analyse.

¹⁷ Wigand: Denkwürdige Beiträge, S. 284.

3. Die Beziehung zwischen Braunschweig und Corvey – ein ambivalentes Verhältnis und die Voraussetzung für die entstandene Unhöflichkeit

In der von Wigand rahmenden Einleitung der hier präsentierten Quelle erfährt der Leser, dass der Corveyer Kanzler Johann Caspar von Godesberg, von Fürstabt Karl von Blittersdorf nach Braunschweig geschickt wurde, „um über nachbarliche Streitpunkte persönlich zu unterhandeln“¹⁸. Damit ist der räumliche Rahmen der Quelle gesetzt. Es geht um das Verhältnis zwischen dem Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel und der Fürstabtei Corvey. Die Beziehung des Klosterstiftes zu den Welfen intensivierte sich bereits im Spätmittelalter, als der östliche Nachbar ab 1265 die Vogteirechte in Höxter zugesprochen bekam und später zur weltlichen Schutzmacht Corveys ernannt wurde, was durch abgeschlossene und immer wieder erneuerte Schutzverträge ab 1434 urkundlich zum Ausdruck kam.¹⁹ Somit waren die rechtlichen Grundlagen gelegt, die bis zum Ende der Klosterherrschaft fortdauerten. Braunschweig wurde damit neben Hessen die zweite benachbarte Macht, welche auf der einen Seite die Abtei und ihren Sprengel beschützen sollte, auf der anderen Seite aber Corvey auch als legitime Einflusssphäre der eigenen Außenpolitik ansah. Immer wieder kam es in den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten v. a. zu Streitigkeiten um Grenzfragen, Weide-, Jagd-, Hude- und Holzrechte.²⁰

Einen Höhepunkt in dem häufig konfliktreichen Verhältnis bildete der Dreißigjährige Krieg, in dem die Welfen nicht nur aktiv die Absetzung des legitim gewählten Fürstabtes Heinrich von Aschenbroich betrieben, sondern sogar bestrebt waren, das kleine Stift in ihren Herrschaftsbereich einzugliedern und somit zu säkularisieren.²¹

18 Wigand, Denkwürdige Beiträge, S. 282 f.

19 LAV NRW W. Corvey. Urkunden. Nr. 374 und 375.

20 Exemplarisch LAV NRW W. Corvey. Akten. Nr. 309.

21 So bat 1633 der in schwedischen Diensten stehende Georg von Braunschweig um Corvey als Donation für seine militärischen Verdienste. Diesem Wunsch wurde allerdings nicht stattgegeben, da das Klosterstift zu diesem Zeitpunkt bereits den Hessen als Schenkung versprochen worden war.

Auch wenn ab der Mitte des 17. Jahrhunderts die Auseinandersetzungen an Radikalität verloren, so blieb die Beziehung doch phasenweise latent angespannt. Im Jahr 1733, dem Jahr des hier geschilderten Vorfalls, scheinen beide Herrschaften ein eher distanziertes Verhältnis gehabt zu haben, das durch unterschiedliche Streitigkeiten belastet war.²² Dennoch muss es auf beiden Seiten einen Willen zur Besserung der Situation gegeben haben, was an der Mission des Corveyer Kanzlers nach Wolfenbüttel abzulesen ist. Die beiden Nachbarn begegneten sich in der hier geschilderten Situation allerdings nicht auf höchster Ebene zwischen Herzog Ludwig Rudolf und Fürstabt Karl von Blittersdorff, sondern auf einer niederen zwischen dem Kanzler Godesberg und dem ersten Minister Braunschweig-Wolfenbüttels, Hieronymus Freiherr von Münchhausen.²³ Die hier thematisierte Quelle ist somit auch ein Zeugnis des Verhältnisses zwischen den beiden Nachbarn an der Weser zu dieser Zeit. Sie ist Bestandteil des Versuchs einer Neuaustralierung der bilateralen Beziehungen zwischen der Schutzmacht und dem Schutzbefohlenen, die durch die vorangegangenen Streitigkeiten, durch die als unhöflich empfundene nach Corvey abgeschickte Kutsche für den Kanzler, aber auch durch den Brief an sich zum Ausdruck kommt.

4. Die Unhöflichkeit

Die Quelle, ein Brief des Corveyer Kanzlers vom 24. August 1733, ist auf den ersten Blick eine höfliche Beschwerde über eine erlittene Unhöflichkeit. Diese besteht darin, dass „man zu Corvey der

22 In dieser Zeit gab es insbesondere Auseinandersetzungen um die sogenannten Weserbrüche bzw. Schlachten, mit denen Uferbefestigungen am Fluss Weser gemeint waren. Aber auch über die Vogteiprivilegien der Welfen in Höxter sowie über unterschiedliche Auffassungen bezüglich der kaiserlichen Garnison in der Stadt schien es divergierende Meinungen zu geben. Vgl. dazu exemplarisch Niedersächsisches Landesarchiv Wolfenbüttel, 2 Alt. Nr. 1752.

23 Zur Person vgl. Paul Zimmermann: [Art.] Münchhausen, Hieronymus Freiherr von. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 22 (1885), S. 728 f.

Meinung sey“, ein Gesandter des Fürstabtes hätte „in größerem Comitat und Aufzug [...], zur Audienz gebracht“²⁴ werden müssen. Man war an der Weser davon ausgegangen, dass dem Gesandten „Wachten gestellt“ und er „mit mehreren Laquaien und gar sechs Pferden“ abgeholt werden würde. Stattdessen sei, wie man der Einleitung des Schreibens entnehmen kann, „nur eine zweispännige Hofkutsche mit einem Laquai“ vom Welfenhof geschickt worden. Die Unhöflichkeit besteht daher aus den nicht erfüllten Erwartungen des Gastes Corvey durch den Braunschweiger Gastgeber. Diese Unhöflichkeit hat allerdings in erster Linie nicht der Gesandte des Klosterterritoriums persönlich erlitten, sondern stellvertretend durch seine Person v. a. sein Souverän. So betont es der Kanzler auch in seinem Schreiben: „[...], nam haec non me sed Principem Corbeiensem concernunt.“ Es handelt sich also um eine stellvertretend erfahrene Unhöflichkeit, die vor diesem Hintergrund allerdings wesentlich schwerer wiegt.

4.1 Die Reaktionen auf die Unhöflichkeit

Der Kanzler Corveys reagierte auf die ihm widerfahrene Unhöflichkeit mit einem Schreiben, das er bei seiner Abreise am Hof hinterließ und das an den Braunschweiger Minister adressiert war. Der Charakter des Textes widerspricht dem Charakter einer Abreise. Ist eine solche häufig von Hektik, Eile und Stress geprägt, so erscheint der Brief als sehr durchdachtes Schreiben, das von einem Verfasser zeugt, der sich lange überlegt hat, was er schreiben will und der viel Arbeit in die Abfassung investiert hat. Obwohl der Kanzler betont, hier nur „wenige Gedanken“ niederzuschreiben, liest man zwischen den Zeilen die vielen Gedanken mit, die er sich vor und während des Schreibprozesses gemacht hat. In wenigen Sätzen transportiert

24 Wigand, Denkwürdige Beiträge, S. 283. Die nachfolgenden Briefzitate beziehen sich auf diese Angabe.

der Autor eine Fülle an Inhalt, was die Effizienz der Zeilen unterstreicht. Es geht hier um harte Realpolitik, die mit weicher und auf den ersten Blick schmeichelnder Wortwahl dem Gastgeber gegenüber eingekleidet wird. Man möchte als Gast auf den ersten Blick so höflich wie möglich aufzeigen, dass man etwas Unhöfliches erlebt hat.

Schon die Wahl des Mediums Brief ist ein durchdachter Schachzug, um mit der erlittenen Unhöflichkeit wirkmächtig umzugehen. Anstatt das (informelle) Gespräch mit dem Braunschweiger Minister von Münchhausen oder einem anderen adäquaten Repräsentanten während seines Aufenthalts zu suchen, wählte Johann Caspar von Godesberg eine Form der Kommunikation, die es nicht erlaubt, direkt und unmittelbar darauf einzugehen. Er entzog sich somit einer möglichen Diskussion mit dem Empfänger, da der Brief erst kurz vor der Abreise dem Adressaten übergeben wurde. Der Brief erweckt mit seiner Wortwahl zwar den Eindruck, die vorgefallene Angelegenheit kleinhalten zu wollen, allerdings bekommt sie durch ihre Verschriftlichung einen offiziellen Charakter. Sie wird dadurch erst zu einem Gegenstand der Diplomatie, was den Vorfall erst recht erhöht. Die Unhöflichkeit soll aus Corveyer Sicht mit dem aufgesetzten Schreiben auf offiziellem Wege kommuniziert werden und dabei soll auch eine Erwartungshaltung für zukünftige Besuche aus der Fürstabtei zum Ausdruck gebracht werden – keine weiteren Unhöflichkeiten mehr!

Um die zukünftigen Beziehungen der beiden Nachbarn, auch vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Konfliktpunkte, nicht noch weiter zu belasten, muss der Brief nicht nur vom Vokabular, sondern auch vom Inhalt her deeskalierenden Charakter aufweisen. Der Verfasser will sich als Entschärfer der Situation präsentieren, indem er durchgängig betont, dass man durch die Gegenseite sicher nicht absichtlich unhöflich behandelt worden sei und dass er sich vielleicht sogar irre.

Diese Strategie des Unbewussten, des Unsicheren setzt der Kanzler gleich zu Beginn seines Briefes durch den sehr zurückhaltend formulierten Anfang ein. Nicht nur die Verwendung des Konjunktivs,

z. B. „daß man zu Corvey der Meinung sey“, auch der Hinweis darauf, dass man in Corvey gehört habe, dass „die Bremer verlauten“ ließen, wie sie zuvor am herzoglichen Hof empfangen worden waren²⁵, soll den Eindruck von einer Unkenntnis der aktuellen zeremoniellen Gepflogenheiten in Braunschweig-Wolfenbüttel erwecken. Der Diplomat des Klosterstiftes bezieht sich in seiner Argumentation vordergründig auf das Hörensagen, Gerüchte, also die Fama, und nicht auf Fakten, um die Gegenseite nicht zu brüskieren und um dieser die Möglichkeit einer adäquaten Antwort zu ermöglichen.

Nicht nur der Beginn, auch das Ende des Schreibens zeichnet einen deeskalierenden Tonfall aus. Godesberg unterstreicht, dass es ihm nach Ankunft in Wolfenbüttel zu keinem Zeitpunkt darum gegangen sei, „statim querulosus aulam ingredi“. Er habe somit die große Bühne bewusst gemieden, um seinen Protest vorzubringen. Auch spielt er hier wieder den Unwissenden, „weil mir die Gewohnheit, wie Corveyscher Gesandter dahier courtesirt wird, nicht beiwohnt“. Was er allerdings wisst, ist, wie freundlich und treffend er am Hof Ludwig Rudolfs empfangen wurde. So röhmt er „die gnädige Empfangung und Ehrenbezeugungen“ auf das höchste und hebt hier noch einmal die Gunstbezeugungen des Ministers von Münchhausen hervor, die ihm „werkthätig zugeflossen“ seien. Kanzler Godesberg möchte den Minister damit anscheinend aus seiner Anklage herausnehmen, die er im Mittelteil des Schreibens formuliert.

Hier entfaltet der Briefverfasser seine ambivalente Strategie. Will er den Minister am Anfang und Schluss anscheinend entschuldigen, so kann man zwischen diesen beiden Teilen auch eine Anklageschrift erkennen, die mehrere Ebenen enthält.

Der erste Anklagepunkt ist der Hinweis auf die Vorgängerregierung in Braunschweig-Wolfenbüttel, die Corveyer Gesandte mit einem wesentlich größeren Aufzug abgeholt habe. Es handelt sich hier um eine Anklage, die sich auf einen Präzedenzfall aus der gemeinsamen Vergangenheit der beiden Reichsmitglieder stützt

25 Den Bremer Abgesandten sei „die honneur der Wachtensetzung zugelegt“ worden.

und suggerieren soll, dass damals die Verhältnisse bei den Welfen anscheinend besser geordnet waren, da man um die angemessene Behandlung von fürstlichen Delegationen und explizit denen aus dem Klostersprengel wusste. Der braunschweigische erste Minister muss sich somit offiziell sagen bzw. schreiben lassen, dass er anscheinend seinen eigenen Verwaltungsapparat nicht unter Kontrolle hat bzw. dessen Charakter qualitativ in der Zwischenzeit sehr gelitten haben muss.

Die zweite Anklage verstärkt diesen Vorwurf der Unwissenheit, den man auf Corveyer Seite mit einem aktuellen Beispiel unterstreichen möchte. So seien die Bremer Gesandten wesentlich ehrenvoller empfangen worden als der Delegierte Godesberg. Wenn man also schon von der eigenen und gemeinsamen Vergangenheit ahnungslos ist, dann scheint man auch von der aktuellen Rangordnung im Reich unwissend zu sein, da eine Bürgerschaft wie die der Stadt Bremen auf keine Weise gleichzusetzen ist mit einem Reichsfürsten. Dieses Ungleichgewicht drückt der Corveyer Kanzler auch in seinem Brief doppelt aus. Während Bremen nur kurz und knapp als „Reichsfreie Stadt“ erwähnt wird, entfaltet der Administrative im Anschluss daran die ganze titularische und symbolische Macht seines Herrschers. So sei der Corveyer Abt nicht nur „Reichsfürst“, sondern habe auch „einen ganz hohen, vornehmen Sitz auf der niederrheinisch=westfälischen Kreidiät“ und „nicht minder zu Regensburg im Fürsten=Collegio ein wirkliches Votum“. Damit verstärkt der Kanzler nicht nur die Ungleichheit zwischen Bremen und Corvey, sondern lässt die erfahrene Unhöflichkeit noch größer erscheinen, um die hier postulierte Inkompetenz der Braunschweiger Seite weiter hervorzuheben, weil er hier, im Gegensatz zum Anfang seines Briefes, die Fakten präsentiert, die er „teste et practico“ bestätigen kann. Jedem einfachen Sekretär oder Schreiber wäre dieser offenkundige Fehler sicher sofort aufgefallen, allerdings nicht den Verantwortlichen in Wolfenbüttel!

Mit den Beispielen aus der Vergangenheit und Gegenwart zielt der Gesandte auf seine eigentliche Absicht hin. Corveys Ziel ist es,

dass sich ein solcher Vorfall nicht noch einmal wiederholt. Diese Erwartungshaltung wird in dem Schreiben dem Minister unmissverständlich übermittelt, da hier nicht um etwas gebeten, sondern etwas eingefordert wird. „Meine wenigen Gedanken zielen dahin, daß [...], man ins künftig juxta illud es zu achten belieben wolle.“ Es ist eine subtile Drohung an den Adressaten, sich von Seiten der Fürstabtei im wiederholten Falle direkt an den Herzog zu wenden. Damit wird der Brief von Corvey auch als zweite Chance gesehen, mit dem gewählten Empfänger („Bei I. Herzogl. Durchl. habe ich dieserwegen mit Fleiß nichts angebracht.“) die Beziehung zwischen den beiden Herrschaften unbürokratisch zu harmonisieren und den Konflikt nicht noch weiter eskalieren zu lassen.

4.2 Die Unhöflichkeit als Ausdruck eines unterschiedlichen Standesverständnisses?

Einer der Gründe für die in dem Brief zum Ausdruck kommende enttäuschte Erwartungshaltung mag auch in der offensichtlich unklaren Standesdefinition des Gesandten begründet sein. In welcher Funktion reiste der Kanzler nach Wolfenbüttel? Für Corvey eindeutig als Stellvertreter des Abtes. So tritt von Godesberg mit und in diesem Schreiben auch als ein Bevollmächtigter der Klosterherrschaft auf, der nur direkt dem Fürstabt Rechenschaft und Bericht abzulegen hat. Deshalb musste der Amtmann seiner Ansicht nach und anscheinend auch der des Corveyer Herrschers mit fürstlichen Standessymbolen wie einer sechsspännigen Kutsche und einer entsprechenden Eskorte abgeholt werden. Er war als Repräsentant des Fürstabtes wie dieser *in persona* zu behandeln.

Auf der Braunschweiger Seite gab es aber möglicherweise eine andere Auffassung bzw. Unsicherheit. So wurde der Kanzler während seines Besuches in der herzoglichen Residenz zwar wie ein Botschafter eines anderen souveränen Fürsten behandelt, allerdings wollte man ihm nicht die ganze Fülle an Ehrerbietungen zukommen lassen, vielleicht da der

Gesandte nicht alle Kriterien erfüllte, die für das Verständnis der Braunschweiger zu einem vollwertigen Botschafter dazugehörten. Weil der Corveyer Kanzler bürgerlicher Herkunft war, mag diese gesellschaftliche Stellung ein ausschlaggebendes Moment gewesen sein.²⁶

4.3 Die Unhöflichkeit als Ausdruck einer neuen Machtkonstellation?

Die Entsendung der von Corveyer Seite kritisierten Kutsche war für die welfische Seite auch eine Möglichkeit, das Verhältnis zwischen der eigenen Herrschaft zu dem kleinen Klosterstift an der Weser mit relativ einfachen Mitteln öffentlich neu auszutarieren. Es wurde in Wolfenbüttel nicht mehr von einer Egalität der beiden Reichsmitglieder ausgegangen, sondern der Stand Corveys wurde durch diese Aktion offenkundig in Frage gestellt. Man war offenbar nicht mehr gewillt, auf Augenhöhe miteinander zu verhandeln, sondern drückte mit der abgeschickten Kutsche aus, einen Bittsteller aus der Abtei zu empfangen, der seine Anliegen bzw. die seines Herrn vortragen darf. Dieser neue Stand wurde dem Corveyer Kanzler während der gesamten mehrstündigen Fahrt in der für ihn anstößigen Karosse stetig vor Augen geführt. Er war in dieser Kutsche nicht der Gesandte eines mächtigen Reichsfürsten, wie er es später in seinem Schreiben ausführte, sondern Deputierter eines mindermächtigen Kleinstterritoriums, das in der aktuellen Reichspolitik keine Rolle

26 Zur Komplexität und Entwicklung der Gesandtenränge in der Frühen Neuzeit vgl. den grundlegenden Aufsatz von André Krischer: Das Gesandtschaftswesen und das vormoderne Völkerrecht. In: Michael Jucker; Martin Kintzinger und Rainer Christoph Schwinges (Hgg.): Rechtsformen internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert (= Zeitschrift für Historische Forschung. Beihefte. 45). Berlin 2011, S. 197–239. Zur Bedeutung der Herkunft frühneuzeitlicher Diplomaten vgl. auch Hillard von Thiesen: Gestaltungsspielräume und Handlungspraktiken frühneuzeitlicher Diplomaten. In: Arndt Brendecke (Hg.): Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte (= Frühneuzeit-Impulse. 3), Weimar, Wien 2015, S. 199–209. Auf die Bedeutung der neben den ständigen Gesandtschaften an den großen Höfen im 18. Jahrhundert auch noch stattfindenden temporären Diplomatenmissionen und der Heterogenität des diplomatischen Personals macht Stefanie Freyer aufmerksam. Ebd.: Einleitung. In: Ebd.; Siegrid Westphal (Hgg.): Wissen und Strategien frühneuzeitlicher Diplomatie (= bibliothek altes Reich. 27), Berlin, Boston 2020, S. VII–XVIII, hier S. IX–XII.

mehr spielte und sogar von allen Akteuren im Weserraum nicht mehr uneingeschränkt anerkannt wurde.

Daher kann die Kutsche auch als ein psychologisches Instrument angesehen werden, da sie beim Gast sicher ebenso Verwunderung als auch Verunsicherung ausgelöst hat. Die Corveyer Seite hat mit einem solchen Gefährt nicht gerechnet und wurde somit überrumpelt. Mit dieser neuen Situation musste der klösterliche Gesandte umgehen, der auf der einen Seite diesen Zustand nicht akzeptieren konnte und durfte, weil er ansonsten einen Präzedenzfall für die zukünftigen Begegnungen zwischen den beiden Herrschaften geschaffen hätte, der auf der anderen Seite aber auch noch nicht wusste, wie seine Mission in Wolfenbüttel weitergeht. Die Kutsche schwächte daher die Corveyer Verhandlungsseite von Beginn an und stärkte die Machtposition des Herzogtums schon vor dem eigentlichen Zusammentreffen.

Vor diesem Hintergrund steht die Kutsche für eine neue, von Corvey als negativ empfundene Dynamik in der Beziehung bzw. Kommunikation der beiden Nachbarn, die deshalb von der Fürstabtei abgelehnt werden muss. Während der Gastgeber das Verhältnis damit zu seinen Gunsten im Hinblick auf die Zukunft verändern will, beharrt Corvey auf den Status quo, auf das Traditionelle und Althergebrachte, was in dem Brief z. B. auch durch die lateinische Wortwahl zum Ausdruck kommt. Jede Neuerung bedeutet für eine solche Herrschaft wie Corvey im 18. Jahrhundert anscheinend zunächst einmal Gefahr, was die Reaktion des Gesandten von Godesberg erklärbar macht.

5. Die Frage nach dem Recht einer sechsspännigen Kutsche in der Zeremonialliteratur der Frühen Neuzeit

Wie wichtig die Frage nach der angemessenen Kutsche für die Zeitgenossen des 17. und 18. Jahrhunderts war, zeigt die intensive Thematisierung in der einschlägigen Fachliteratur. Alle wichtigen Zeremonialwissenschaftler dieser Zeit behandeln diesen immer wieder auftretenden Konfliktpunkt auf der politischen Bühne zum Teil

sehr ausführlich. So widmet Johann Jacob Moser sogar noch 1772 im ersten Band seiner „Abhandlung verschiedener Rechts-Materien“ dieser Frage ein eigenes Kapitel: „Von dem Recht und der Gewohnheit, mit sechs Pferden zu fahren.“²⁷ Hier betont er gleich im zweiten Paragraphen, dass man es in seiner Zeit „[a]llen formlichen Gesandten vom ersten und zweyten Rang“ gestattet, „bey allen Gelegenheiten mit sechs Pferden zu fahren“²⁸. Folgt man den Ausführungen Mosers, war man mittlerweile sehr generös mit der Bewilligung dieses Privilegs, weshalb zu dieser Zeit auch deutliche Kritik an dieser Praxis aufkam. Diesen Befund kann man fünfzig Jahre zuvor noch nicht ausmachen.

So betont Gottfried Stieve in seinem 1715 erschienenen Werk „Europäisches Hoff-Ceremoniel“²⁹, dass ein Botschafter zur Audienz „mit drey Carossen à sechs Pferden“ mit entsprechenden „Pagen und Laquays“³⁰ abzuholen sei. Dieses Prozedere werde „fast allerwegen unter gleichen Personen, [...], mit der Gesandten Audientz gehalten“³¹. Folgt man den Ausführungen Stieves, musste der Corveyer Kanzler eigentlich mit einer sechsspännigen Kutsche abgeholt werden, da sowohl der Abt als auch der Herzog die Reichsfürstenwürde innehatten. Vor diesem Hintergrund war die Kritik, die Godesberg in seinem Schreiben ausdrückt, vollkommen berechtigt. Julius von Rohr schildert allerdings in seiner „Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft“³² von 1733, dass bezüglich der Frage des Fahrens „mit 2. 4. 6. oder 8. Pferden“³³ es häufig zu Konflikten zwischen den Herr-

27 Johann Jacob Moser: Abhandlung verschiedener besonderer Rechts-Materien, Bd. 1. Frankfurt, Leipzig 1772, S. 126–138.

28 Ebd., S. 126.

29 Gottfried Stieve: Europäisches Hoff-Ceremoniel, Worinnen Nachricht gegeben wird, Was für eine Beschaffenheit es habe mit der Prerogativ, und dem daraus fliessenden Ceremoniel, Welches Zwischen Käyser und Königl. Majestäten, Churfürsten, Cardinälen und freyen Republiken, dero Gesandten und Abgesandten beobachtet wird [...]. Leipzig 1715, S. 223–225.

30 Ebd., S. 223

31 Ebd., S. 225.

32 Julius Bernhard von Rohr: Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft Der großen Herren, [...]. Berlin 1733.

33 Ebd., S. 393.

schaftsträgern käme³⁴, was die Bedeutung und Wichtigkeit dieses bilateralen Kommunikationsmediums für Beziehungs dynamiken in dieser Zeit widerspiegelt, da anscheinend gerade über die Anzahl der Kutschpferde neue Machtverhältnisse ausgedrückt bzw. zurückgedrängt werden sollten.

Die Frage, ob die Entsendung der zweispännigen Kutsche ein Versehen, das Ergebnis einer Unsicherheit oder eine bewusste Provokation Corveys war, findet in Lünigs „Theatrum Ceremoniale“³⁵ eventuell eine Antwort.

Der Rechtswissenschaftler gibt in seiner voluminösen Schrift u. a. auch Beispiele von Gesandtenempfängen an deutschen Höfen wieder. Für den Corveyer Fall ist die „Nachricht, mit was vor Ceremonien der Sachsen=Meinungische Envoyé, Herr Hof= und Cammer=Rath Fischer, am Braunschweig=Wolfenbüttelischen Hofe zur Audienz geführet worden, de Anno 1715“³⁶ von Bedeutung. So sei der Gesandte „zur Audienz mit 2. Wagen, einer mit 6. und der andere mit 2. Pferden bespannet, [...], im Schloß vor der grossen Treppen abgestiegen, [...]“³⁷. Dieser Hinweis ist deshalb interessant, weil die Ausgangssituation mit dem hier analysierten Beispiel vergleichbar ist. So handelte es sich in beiden Fällen um Gesandte eines Reichsfürsten. Diese waren Herrscher eines Klein- bzw. Kleinstterritoriums im Reichsverband. Die Deputierten waren beide bürgerlicher Herkunft. Und dennoch wurde der eine mit einer sechsspännigen Kutsche abgeholt, während der andere mit einer zweispännigen vorgefahren wurde. Somit kann man davon ausgehen, dass der Vorfall 1733 kein Versehen oder einer unklaren Situation geschuldet war, sondern eine bewusste Entscheidung des Welfen-Hofes, um die angestrebte Veränderung im Verhältnis zur Fürstabtei öffentlichkeitswirksam zu forcieren.

34 Ebd., S. 394.

35 Christian Lünig: Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum, Oder Historisch- und Politischer Schau-Platz Aller Ceremonien, Welche bey Päbst- und Käyser-, auch Königlichen Wahlen und Crönungen [...] Ingleichen bey Grosser Herren und dero Gesandten Einholungen [...] beobachtet werden, Bd 1. Leipzig 1719.

36 Ebd., S. 706.

37 Ebd.

Dass Beispiel aus Wolfenbüttel und Corvey zeigt also, dass in der diplomatischen Praxis von den vermeintlichen Regeln aus der Zeremonialliteratur des 17. und 18. Jahrhunderts abgewichen wurde. Die dort gemachten Versuche, Fragen der Angemessenheit in Regeln zu verwandeln, waren somit hinfällig, sobald man in zeremoniellen Abweichungen mit ihren kommunikativen Funktionen die Möglichkeit sah, Machtansprüche auszudrücken (vgl. die Kutsche des Reichsabtes aus Salem) oder neue Machtansprüche durch die Herabwürdigung des Gegenübers (vgl. die Position Corveys aus Sicht der Welfen) zu demonstrieren.

6. Corveys eigener Umgang mit der Frage nach einer sechsspännigen Kutsche für den Kanzler

Während die Fürstabtei für ihren Kanzler vom Nachbarn Braunschweig-Wolfenbüttel ganz selbstverständlich 1733 eine sechsspännige Kutsche einforderte, ist ein Blick in die eigene Praxis interessant. Aufschluss darüber geben beispielsweise die Aufzeichnungen der Abtei über die Huldigungsfeierlichkeiten für die neu gewählten Fürstäbe. Aus den Jahren 1698, 1738 und 1759 liegen Berichte darüber vor, wie und an welcher Stelle der Corveyer Kanzler dem Einzug des neuen Herrschers in seine ‚Landeshauptstadt‘ Höxter beiwohnen durfte. Während Ende des 17. Jahrhunderts und 1759 der jeweilige Kanzler sich mit einer Kutsche begnügen musste, die an zehnter Stelle im Umzug nach Höxter mitfuhr und „mit 4 pferden bespannt“³⁸ war und die er sich zudem mit einem weiteren Mitglied der Stiftskanzlei teilen musste, nahm der bekannte Caspar Johann von Godesberg 1738 an sechster Stelle und mit „eine[r] gutsche mit 6. Pferden“ an der Huldigung Höxters teil, wobei er bei diesem Regierungswechsel sogar alleine fahren durfte.³⁹

38 Für das Jahr 1698 vgl. LAV NRW W. Corvey. Akten. Nr. 678, Bl. 19 r. und für 1759 vgl. LAV NRW W. Corvey. Akten. Nr. 1389, Bl. 19 r.

39 Ebd., Nr. 1389, Bl. 3 r.

Dieser Befund ist aufschlussreich in zweifacher Hinsicht: Zum einen kann man ihn als eine Reaktion auf das offensichtlich angezweifelte Privileg des Corveyer Kanzlers deuten, eine sechsspännige Kutsche benutzen zu dürfen (auch vor dem Hintergrund, dass bei diesen Feierlichkeiten immer auch Vertreter Braunschweig-Wolfenbüttels anwesend waren!). Zum anderen kann man aus diesem kurzen Vergleich den Rückschluss ziehen, dass in den 1730er Jahren hart um diese Frage der Repräsentation gerungen wurde und sie eine enorme Wichtigkeit für Corvey besaß, da man sich bewusst an dieser Stelle von der Vorlage des Jahres 1698 absetzte, allerdings 1759 auf selbige wieder zurückgriff und nicht auf die Vorgaben von 1738.

Fazit: Wigands Fehldeutung des Schreibens des Corveyer Kanzlers

Für Paul Wigand war der vorliegende Fall kein Beispiel aus dem Bereich der Politik, sondern ein überflüssiges Geplänkel zwischen zwei mindermächtigen Reichsmitgliedern, das von den „großen und wichtigen Angelegenheiten des deutschen Reichs“⁴⁰ ablenkte. Der Fall sollte Unterhaltungscharakter haben, über den man nur den Kopf schütteln kann.

Durch diese Perspektive verkannte Wigand allerdings den eigentlichen Sinn der Quelle. Für den Corveyer Archivar aus dem 19. Jahrhundert war sie ein Beispiel für die gekränkte Eitelkeit eines Mannes in einer für das Reich unbedeutenden Stellung. „Er [der Kanzler; C. H.] konnte es aber nicht verschmerzen, daß man ihm nur eine zweispännige Hofkutsche mit einem Laquai geschickt hatte.“⁴¹ Es ging dem Kanzler aber in Wirklichkeit nicht um seine persönlichen Animositäten, sondern in erster Linie um seine Corveyer Stellvertreter-Funktion am Wolfenbütteler Hof. Wigand macht hier keine

40 Wigand: Denkwürdige Beiträge, S. 284.

41 Ebd., S. 283.

Unterscheidung zwischen der Privat- und der Amtsperson. Für ihn diente das Verhalten der Corveyer Seite als Beispiel, warum das Alte Reich, „die alte rostig und faul gewordene Vergangenheit“⁴², wie es Wigand einmal ausgedrückt haben soll, nicht funktionieren konnte und an seinen eigenen Fehlern unterging. Dazu zählten für den Editor auch die hier erläuterten unnützen Reibungen zwischen den einzelnen Höfen des Reiches, die entwicklungshemmend statt fördernd gewirkt hätten.

Allerdings wollte man durch solche verbalen Höflichkeiten wie in diesem Brief Reibungen verhindern bzw. abbauen.⁴³ Indem Godesberg höflich auf eine erfahrene Unhöflichkeit reagierte, wirkte er deeskalierend und konnte trotzdem gleichzeitig seinen Standpunkt deutlich vertreten. Die höflich-höfische Kommunikation mit ihren zeremoniellen Regeln war darauf aus, politische Konflikte gerade zu entschärfen und nicht persönliche Animositäten zu zelebrieren!

Quellen

Landesarchiv NRW, Abteilung Westfalen, W 002, Msc. II. („Kindlin-
gersche Sammlung“), Nr. 186.

LAV NRW W. Corvey. Akten. Nr. 309, 678, 1389.

LAV NRW W. Corvey. Urkunden. Nr. 374 und 375.

Niedersächsisches Landesarchiv Wolfenbüttel, 2 Alt. Nr. 1752.

Stengel, Edmund (Bearb.): Briefe der Brüder Grimm an Paul Wigand.
In: Private and amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen, Bd. 3. Marburg 1910.

42 Erhardt Jürgen: Paul Wigand, S. 54.

43 „Das zeremonielle *tractament* der Gesandten war eben nicht, wie in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, einfach eine Frage der privaten Höflichkeit. Es war vielmehr von höchster politischer Relevanz, war ein Teil der Sache selbst, um die es ging: nämlich des jeweiligen Status im europäischen Mächtesystem. Die zeremoniellen Rangfragen präjudizierten immer schon die Verhandlungen.“ Barbara Stollberg-Rilinger: Parteiische Vermittler? Die Westfälischen Friedensverhandlungen 1643–48. In: Gerd Althoff (Hg.): Frieden stiften, Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute. Darmstadt 2011, S. 124–146, hier S. 130.

Wigand, Paul (Bearb.): Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer aus westphälischen Quellen gesammelt und als ein Nachtrag zu seinen früheren Werken für Geschichte Westphalens. Leipzig 1858. URL: <https://digital.ub.uni-paderborn.de/ihd/content/titleinfo/1341299> [01.06.2024].

Literatur

- Brüning, Hans Joachim: Paul Wigands Tätigkeit in Bibliothek und Archiv zu Corvey. In: Westfälische Zeitschrift 124/125 (1974/75), S. 9–28.
- Bussard, Stéphane: La Fiat du pape François fait sensation à Washington. In: Les Américains | Le blog de Valérie de Graffenried. URL: <https://blogs.letemps.ch/etats-unis/2015/09/23/la-fiat-du-pape-francois-fait-sensation-a-washington> [01.06.2024].
- Dillmann, Erika: Anselm II. – Glanz und Ende einer Epoche. Eine Studie über den letzten großen Abt der Reichsabtei Salem. Salem 1987.
- Ehrhardt, Jürgen: Paul Wigand (1786–1866) als Jurist und Rechtshistoriker (= Hessische Forschungen zur geschichtlichen Landes- und Volkskunde. 8). Melsungen 1968.
- Fisher, Ian: A papal car that screams humility. In: The New York Times, 23.09.2015. URL: <https://archive.nytimes.com/www.nytimes.com/live/pope-visit-2015/a-papal-car-that-screams-humility> [01.06.2024]
- Füssel, Marian: Fest – Symbol – Zeremoniell. Grundbegriffe zur Analyse höfischer Kultur in der Frühen Neuzeit. In: Dickhaut, Kirsten; Steigerwald, Jörn und Wagner, Birgit (Hgg.): Soziale und ästhetische Praxis der höfischen Fest-Kultur im 16. und 17. Jahrhundert. Wiesbaden 2009, S. 31–53.
- Füssel, Marian und Thomas Weller: Einleitung. In: Dies. (Hgg.): Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft. Münster 2005, S. 9–22.
- Graw, Ansgar: Im Fiat 500 zum Präsidenten ins Weiße Haus. In: Die Welt, 23.09.2015. URL: <https://www.welt.de/politik/ausland/>

article146780717/Im-Fiat-500-zum-Praesidenten-ins-Weisse-Haus.html [01.06.2024].

Kirchgaessner, Stephanie: A Fiat is worth a thousand words as Pope Francis opts for humble ride. In: The Guardian, 22.09.2015. URL: <https://www.theguardian.com/world/2015/sep/22/fiat-pope-francis-car-washington> [01.06.2024]

Krischer, André: Das Gesandtschaftswesen und das vormoderne Völkerrecht. In: Michael Jucker; Martin Kintzinger und Rainer Christoph Schwinges (Hgg.): Rechtsformen internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert (= Zeitschrift für Historische Forschung. Beihefte. 45). Berlin 2011, S. 197–239.

Krischer, André: Zur Funktion des diplomatischen Zeremoniells in der Frühen Neuzeit. In: Ralf Kauz; Giorgio Rota und Jan Paul Niederkorn (Hgg.): Diplomatische Praxis und Zeremoniell in Europa und dem Mittleren Osten in der Frühen Neuzeit (= Österreichische Akademie der Wissenschaften philosophisch-historische Klasse Sitzungsberichte. 796). Wien 2009, S. 1–32.

Kurte, Andreas: Die Äbte, Fürstäbte und Fürstbischöfe von Corvey. (= Veröffentlichungen zur Geschichte der Mitteldeutschen Kirchenprovinz. 27). Paderborn 2017.

Lünig, Christian: Theatrum Ceremoniale Historico-Politicum, Oder Historisch- und Politischer Schau-Platz Aller Ceremonien, Welche bey Päbst- und Käyser-, auch Königlichen Wahlen und Crönungen [...] Ingleichen bey Grosser Herren und dero Gesandten Einholungen [...] beobachtet werden, Bd 1. Leipzig 1719.

May, Niels F.: Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik. Das Kongresszeremoniell bei den westfälischen Friedensverhandlungen (= Beihefte der Francia. 82), Ostfildern 2016.

May, Niels F.: Zeremoniell. In: Irene Dingel; Michael Rohrscheider; Inken Schmidt-Voges; Siegrid Westphal und Joachim Whalley (Hgg.): Handbuch Frieden im Europa der Frühen Neuzeit / Handbook of Peace in Early Modern Europe. Berlin, Boston 2021, S. 609–625.

- Moser, Johann Jacob: Abhandlung verschiedener besonderer Rechts=Materien, Bd. 1. Frankfurt. Leipzig 1772.
- N. N.: Papst beeindruckt zu Auftakt von USA-Besuch mit Kleinwagen-Fahrt. In: Der Standard, 23.09.2015. URL: <https://www.derstandard.at/story/2000022670607/papst-beeindruckte-zu-auf-takt-von-usa-besuch-mit-kleinwagen-fahrt> [01.06.2024]
- Rang, Brita und Johannes Süßmann: Einleitung. Konjunkturen der Höflichkeit. In: Gisela Engel; Brita Rang; Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit.13. H. 3/ 4), S. 159–172.
- Rohr, Julius Bernhard von: Einleitung zur Ceremonial-Wissenschaft Der großen Herren, Die in vier besondern Theilen die meisten Ceremoniel-Handlungen, so die Europäischen Puissancen überhaupt, und die Teutschen Landes-Fürsten insonderheit, so wohl in ihren Häusern, in Ansehung ihrer selbst, ihrer Familie und Bedieneten, als auch gegen ihre Mit-Regenten, und gegen ihre Unterthanen bey Krieges- und Friedens-Zeiten zu beobachten pflegen [...]. Berlin 1733.
- Roosen, William James: Early Modern Diplomatic Ceremonial: A Systems Approach. In: Journal of Modern History 52 (1980), S. 452–476.
- Stieve, Gottfried: Europäisches Hoff-Ceremoniel, Worinnen Nachricht gegeben wird, Was für eine Beschaffenheit es habe mit der Prærogativ, und dem daraus fliessenden Ceremoniel, Welches Zwischen Käyser und Königl. Majestäten, Churfürsten, Cardinälen und freyen Republiken, dero Gesandten und Abgesandten beobachtet wird [...]. Leipzig 1715.
- Stiglic, Anja: Zeremoniell und Rangordnung auf der europäischen diplomatischen Bühne am Beispiel der Gesandteneinzüge in die Kongress-Stadt Münster. In: Klaus Bußmann und Heinz Schilling (Hgg.): 1648. Krieg und Frieden in Europa, Bd. 1: Politik, Religion, Recht und Gesellschaft. Münster 1998, S. 391–396.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: Völkerrechtlicher Status und zeremonielle Praxis auf dem Westfälischen Friedenskongreß. In: Michael

- Jucker; Martin Kintzinger und Rainer Christoph Schwinges (Hgg.): Rechtsformen internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert (= Zeitschrift für Historische Forschung. Beihefte. 45). Berlin 2011, S. 147–164.
- Stollberg-Rilinger, Barbara: Parteiische Vermittler? Die Westfälischen Friedensverhandlungen 1643–48. In: Gerd Althoff (Hg.): Frieden stiften. Vermittlung und Konfliktlösung vom Mittelalter bis heute. Darmstadt 2011, S. 124–146.
- Thiessen, Hillard von: Gestaltungsspielräume und Handlungspraktiken frühneuzeitlicher Diplomaten. In: Arndt Brendecke (Hg.): Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure – Handlungen – Artefakte (= Frühneuzeit-Impulse. 3). Weimar, Wien 2015, S. 199–209.
- Zimmermann, Paul: [Art.] Münchhausen, Hieronymus Freiherr von. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 22 (1885), S. 728 f.

„.... DIE FEINERE VENEZIANISCHE ART“ – EINE MISZELLE ZUR DEUTSCHEN VENEDIGFORSCHUNG ÜBER EINEN BISHER UNBEKANNTEN BRIEFWECHSEL ZWISCHEN REINHARD LEBE UND GERHARD RÖSCH

Manchmal fallen einem die Quellen wortwörtlich in den Schoß. So erging es mir beim Aufschlagen zweier antiquarisch erworbener Monographien: „Der venezianische Adel bis zur Schließung des Großen Rates. Zur Genese einer Führungsschicht“ und „Venedig und das Reich. Handels- und verkehrspolitische Beziehungen in der deutschen Kaiserzeit“, beide von Gerhard Rösch, beides klassisch gewordene Beiträge der deutschen Mediävistik zur Erforschung des mittelalterlichen Venedigs.¹ Aus einem der beiden Bände fielen lose zusammengeklammerte Blätter heraus, die der Vorbesitzer offenbar hineingelegt und in dem Band verstaut hatte: Ein herausgerissener Zeitungsartikel, ein kopierter Fachaufsatz und – darum soll es im Folgenden gehen – ein Briefwechsel zwischen dem Vorbesitzer des Buches Reinhard Lebe und dem Autor des Buches Gerhard Rösch. Rösch wird darin vom aufmerksamen Leser, der selbst mit einem Buch zur venezianischen Geschichte hervorgetreten ist, ein Plagiat vorgeworfen. Was nun anfangen mit einem solchen Fund, außer ihn als Kuriosum mit Finderfreude interessierten Kolleginnen und Kollegen zu zeigen?²

1 Gerhard Rösch: Venedig und das Reich. Handels- und verkehrspolitische Beziehungen in der deutschen Kaiserzeit (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom, 53). Tübingen 1982. Ders.: Der venezianische Adel. Zur Genese einer Führungsschicht (= Kieler Historische Studien, 33). Sigmaringen 1989. Bei der zuletzt genannten Studie handelt es sich um Röschs 1986 in Kiel vorgelegte Habilitationsschrift.

2 Die hier behandelten Texte befinden sich wie beschrieben im Privatbesitz des Autors und können auf Anfrage gern eingesehen werden.

Die Anfrage, einen Beitrag zum Jubiläumsband für Johannes Süßmann beizusteuern, bot die Gelegenheit, ihn, den Zufallsfund, wieder hervor- und genauer in den Blick zu nehmen. Denn das Verfahren, mit dem der Geehrte in der Lehre das geduldige, genaue Hinsehen vermittelt hat und das auch diesem Band zugrunde liegen soll, basiert eben darauf, einen einzigen Gegenstand und nur diesen einen Gegenstand zum Objekt der genauen Untersuchung zu machen.³

Auch in den thematischen Rahmen von Höflichkeit und Unhöflichkeit passt der Fund, denn einen Autor anzuschreiben, um ihm ein Plagiat, mithin persönliches Fehlverhalten, vorzuwerfen, lässt sich *per se* schon als unhöfliches Handeln betrachten. Höflichkeit braucht es da, wo Verschiedenheit und Gegensätze eigentlich zur Konfrontation tendieren.⁴ Es liegt also nahe, danach zu fragen, wie die beiden Briefautoren im vorliegenden Fall konkret mit diesem Spannungsfeld aus Höflichkeit und Unhöflichkeit umgingen. Welche Formen sie fanden, um potentiell unhöfliche und peinliche Inhalte sprachlich und formal zu verhandeln, das wird es im Folgenden zu zeigen gelten. Wenn diese beiden Briefe die gewählte Lösung waren, worin bestand dann jeweils das Problem der beiden Autoren?⁵

Bei dem, was nun im ersten Schritt möglichst ebenso genau wie unvoreingenommen zu betrachten ist, handelt es sich um ein Konvolut, das aus drei mit einer Büroklammer zusammengeklammerten Briefen (vier DIN-A4-Seiten) sowie zwei Aufsätzen besteht. Da ist zunächst eine Kopie des 1986 in der Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“ erschienenen Aufsatzes „Die Festlandpolitik Venedigs im 13. und 14. Jahrhundert“ von Gerhard Rösch.⁶ Die Kopie weist zahlreiche Gebrauchsspuren auf. Sie ist gelocht und

3 Vgl. Johannes Süßmann: Geschichtswissenschaften und Objektive Hermeneutik, in: Roland Becker-Lenz; Andreas Franzmann; Axel Jansen und Matthias Jung (Hgg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme. Wiesbaden 2016, S. 115–140.

4 Vgl. Brita Rang und Johannes Süßmann: Einleitung, in: Gisela Engel; Brita Rang; Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt 2009, S. 159–172, hier S. 160.

5 Vgl. ebd., S. 163.

6 Gerhard Rösch: Die Festlandpolitik Venedigs im 13. und 14. Jahrhundert. In: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 40 (1989), S. 321–332.

am Rand eingerissen, sie enthält über den gesamten Text hinweg bis in die Literaturangaben Unterstreichungen und Markierungen. Unter dem Titel ist handschriftlich das Erscheinungsjahr des Textes ergänzt. Der zweite beiliegende Text ist ein sauber ausgeschnittener und sorgfältig gefalteter Artikel aus der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ vom 21. Dezember 2002 über den venezianischen Adel.⁷ Im Gegensatz zum wissenschaftlichen Aufsatz Röschs enthält dieser in einer Tageszeitung erschienene Text keine Unterstreichungen oder Markierungen. Beide Texte sind zwar Teil des beschriebenen Konvolutes, sie stehen aber nicht in einem direkten zeitlichen oder inhaltlichen Zusammenhang mit dem von 1992 stammenden Briefwechsel. Sie sind Arbeitszeugnisse, die zeigen, dass ihr ehemaliger Besitzer sich über lange Zeit hinweg (die Erscheinungsdaten liegen sechszehn Jahre auseinander) mit der venezianischen Geschichte des Spätmittelalters befasst hat. Offenbar, um nicht verloren zu gehen, wurden die losen Blätter in einem Exemplar einer zentralen Monographie zu diesem Themenbereich aufbewahrt.

Das ist der Hintergrund, vor dem die Briefe stehen. Der erste Brief ist adressiert an „Herrn / Dr. Gerhard Rösch / c/o Verlag A. G. Ploetz / Freiburg“ und datiert auf „den 22.3.92“. Er umfasst eine Seite, ist mit der Schreibmaschine geschrieben und mit dem Namenskürzel „R L“ handschriftlich unterzeichnet. Der Brief enthält an einer Stelle eine Korrektur über der Zeile, zwei im Text genannte Buchtitel sind unterstrichen, beides ebenfalls mit der Schreibmaschine. Der Brief steht auf der Rückseite eines Ausdruckes, es handelt sich also offenbar nicht um die verschickte Version, sondern um eine Kopie, die der Verfasser für sich selbst angefertigt hat.

Die Ortsangabe in der Datumszeile fehlt, sie war möglicherweise in der Reinschrift handschriftlich eingetragen. Die Unterschrift nur mit Initialen wäre bei einer Abschrift für den eigenen Gebrauch nicht nötig, lässt aber auch keine Rückschlüsse zu, ob die verschickte Ver-

⁷ Otto Krabs: Heilig ist nur der Staat. So fischt man Menschen: Der Adel war das Rückgrat Venedigs. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. Dezember 2002, Nr. 297, S. 38.

sion des Schreibens nur ein Namenskürzel oder die höfliche Variante mit vollem Namenszug enthalten hat. Dieses Detail wie auch Tippfehler, Korrekturen etc. lassen sich nicht als Hinweis auf Unhöflichkeit oder Respektlosigkeit deuten, da es sich bei dem vorliegenden Schreiben um eine Abschrift oder ein Konzept handelt. Lebe war diese Kommunikation also offenbar so wichtig, dass er seinen eigenen Brief kopierte und die gesamte Korrespondenz aufbewahrte.

Der Brief ist nicht an Rösch persönlich adressiert, sondern an dessen Verlag. Anrede und Schlussfloskel sind förmlich. Der Verfasser stand Rösch nicht persönlich nahe, sondern kommunizierte mit ihm in beruflichem Kontext unter Wahrung der in diesem Feld üblichen höflichen Umgangsformen. Berücksichtigt man den Inhalt seines Schreibens, auf den gleich zu sprechen zu kommen sein wird, lässt sich aber auch nicht ausschließen, dass das Adressieren an den Verlag seinen Grund nicht nur in fehlender Kenntnis der Adresse Röschs hatte, sondern auch dazu gedient haben könnte, den Brief dem Verlag bekannt zu machen.

Der zweite Brief ist die Antwort des Verlages Ploetz an Reinhard Lebe, der damit als mit dem Kürzel „R L“ zeichnender Verfasser des ersten Briefes sicher zu identifizieren ist. Auf Briefpapier des Verlages und mit dem Datum des 8. April 1992, also etwa zwei Wochen nach dem Datum von Lebes Schreiben, antwortet eine Lektorin des Verlages im Namen des Unternehmens und teilt unter anderem mit, dass sie den Brief an Rösch weitergeleitet habe.

Im dritten und längsten Brief wendet sich dann Gerhard Rösch selbst an Reinhard Lebe. Sein Brief ist wie der des Verlages an „Herrn Dr. Reinhard Lebe“ unter dessen Stuttgarter Privatadresse adressiert und datiert mit „Kiel, den 15.4.1992“. Rösch muss den Brief Lebes also mehr oder weniger unmittelbar nach dessen Erhalt beantwortet haben. Sein Brief umfasst eineinhalb Seiten mit fünf durch Leerzeilen voneinander abgesetzten Absätzen, ist mit der Schreibmaschine geschrieben und handschriftlich mit vollem Namen unterzeichnet. Rösch nutzt für sein Schreiben Briefpapier des Historischen Seminars der Universität Kiel mit Namen, Adresse und Kontaktdata der Institution, das durch den in

gleicher Form wie Anschrift, Datum und Brieftext maschinenschriftlich ergänzten Zusatz „Priv.-Doz. Dr. Gerhard Rösch“ für den Anlass personalisiert ist. Auch er markiert sein Schreiben also als Kommunikation im beruflichen Kontext. Die Anrede ist ebenso förmlich wie im Schreiben Lebes: Hieß es dort „Sehr geehrter Herr Dr. Rösch“ unter Verzicht auf die Bezeichnung „Privatdozent“, so schreibt Rösch den Titel seines Briefpartners unüblicherweise sogar aus: „Sehr geehrter Herr Doktor Lebe!“. Hieß es im ersten Brief am Schluss schlicht „Mit freundlichen Grüßen“ so erweitert und personalisiert Rösch diese Formel, indem er schreibt: „Und so verbleibe ich mit freundlichen Grüßen / Ihr! / Gerhard Rösch“. In der äußeren Form des Briefes verbinden sich also Bemühen um berufliche Professionalität und ausgesuchte Höflichkeit.

Warum Rösch eine solche betont höfliche und seinem Gegenüber zugewandte Form wählt, wird bei einem Blick in den Inhalt des Briefes deutlich, den er zu beantworten hatte. In diesem wird ihm nämlich nicht weniger als ein Plagiat vorgeworfen. Lebe beginnt seinen Brief mit einer klassischen *captatio benevolentiae*, indem er Rösch erklärt, „so wie Ihre früheren Arbeiten zur venezianischen Geschichte“ habe ihm auch „Ihr neues, gemeinsam mit Ihrer Gattin verfaßtes Buch „Venedig im Spätmittelalter“ Eindruck gemacht. Ich beglückwünsche Sie und Ihre Gattin dazu“.⁸ Lebe nutzt diesen Einstieg in den Brief aber auch schon dazu, seine eigene Kompetenz herauszustellen und sich in eine (berufliche) Beziehung zu seinem Adressaten zu setzen, wenn er in Klammern einschiebt, dass er von Röschs früheren Arbeiten „eine sogar mal, in der „Stuttgarter Zeitung“, rezensiert habe“.

Nachdem er so mit einem Lob für das neue Buch Röschs begonnen hat, verbindet er auch das erste Anliegen seines Textes mit einem Lob und schwächt es durch das Adjektiv sogar noch ab: „Eine ganz kleine Irritation angesichts der allgemeinen Akribie Ihrer Arbeit bereitet mir der Umstand, daß Sie mein Venedig-Buch „Als Markus nach

8 Orthographie, Verwendung von Anführungsstrichen und Unterstreichungen folgen dem Originaltext. Es handelt sich bei dem angesprochenen Buch um: Gerhard Rösch und Eva Sybille Rösch: *Venedig im Spätmittelalter 1200–1500* (= Ploetz Bildgeschichte. 2), Freiburg 1991.

Venedig kam“ in Ihrer Bibliographie ziemlich versteckt mit falschen Daten nennen“.⁹ Die Kritik wird im Modus äußerster Höflichkeit und Respektsbezeugung vorgebracht. Lebes Vorwurf besteht offenbar darin, dass Rösch im Literaturverzeichnis nicht die 1978 erschienene Erstauflage des Titels angegeben hat, sondern die 1980 erschienene Taschenbuchausgabe. Es folgt eine etwas kleinlich wirkende Aufzählung der verschiedenen Auflagen seines Buches, die zum zweiten und entscheidenderen Vorwurf hinführt:

„Dabei ist ziemlich unverkennbar, daß Sie das Buch besser kennen, als die schiefe bibliographische Erwähnung vermuten läßt: Wie sonst wäre es möglich, daß Sie die sanfte Schlusspointe meines Buches (S. 266) z.T. fast wörtlich in den Abschluß Ihres Buches umgedidmet haben?“

Lebe beginnt mit dem kleinen Vorwurf, um dann zum größeren hinzuleiten. Der Text verlässt hier langsam den Modus der Höflichkeit, formuliert den Vorwurf aber noch als rhetorische Frage an den Adressaten. Erst ganz zum Schluss wendet er sich in den als Ich-Aussage formulierten offenen Vorwurf, verbunden mit einer Sicherung der eigenen Sprecherposition: „Es ehrt mich, daß Sie mein kleines Finale übernommen haben – aber ich hätte es doch für die feinere venezianische Art gehalten, wenn Sie mich dabei zitiert hätten. Vielleicht höre ich gelegentlich mal ein Wort von Ihnen dazu?“ Auch hier changiert der Text aber noch, wenn mit der Imagination einer „feinere[n] venezianischen Art“ die gemeinsame Basis von Verfasser und Adressat betont wird, die ja in der Beschäftigung mit Venedig und seiner Geschichte besteht. Es geht bis zum Schluss darum, eigentlich Unhöfliches in höflicher Form zu sagen.

Gerhard Rösch beginnt seine Antwort mit der Hoffnung, „daß ich die Irritationen von Ihrer Seite ausräumen kann“. Er möchte also erklären, wie es zu den von Lebe bemerkten Monita gekommen sei. Die ersten beiden Absätze sind der nach Lebes Ansicht fehlerhaften

9 Gemeint ist Reinhard Lebe: *Als Markus nach Venedig kam. Aufstieg und Staatskult der Republik von San Marco*. Frankfurt 1978.

Literaturangabe seines Buches gewidmet. Rösch weist Lebes an sich ziemlich kleinlichen Vorwurf nicht zurück, sondern verwendet eine halbe Seite darauf, sich in dieser Angelegenheit zu erklären: Er besitze Lebes Buch in der Ausgabe von 1980 und sei „der Meinung, dies sei die letzte Ausgabe gewesen, nach der dann allgemein zu zitieren sei“. Die jüngeren Ausgaben habe er

„schlicht nicht zur Kenntnis genommen, was unter anderem daran liegen mag, daß Bibliotheken heute bei knappem Etat Neuauflagen etc. gar nicht mehr nachkaufen. So kann dann so etwas entstehen. Korrekt hätte es also heißen sollen: Frankfurt 1980. Wie das „München“ dazugekommen ist, entzieht sich meiner Kenntnis“.

Rösch nimmt Lebe und seinen Vorwurf also ausgesprochen ernst, schlägt einen höflichen Ton an, räumt die Fehlerhaftigkeit der Literaturangabe ein, versucht die persönliche Verantwortung aber von sich abzulenken.

Das wird im folgenden Abschnitt noch deutlicher: „Daß hier nicht alles so akribisch verlaufen ist, liegt wohl an einem seltsamen Umstand: Auf dem Weg von meinem Schreibtisch in die Druckerei verschwand die Angabe Ihres Werkes, das Wie ist nicht mehr rekonstruierbar“. Rösch macht sich selbst zum Opfer eines von ihm nicht verschuldeten Umstandes und solidarisiert sich so mit dem Adressaten seines Briefes. Er habe das Fehlen des Titels erst während des Satzes bemerkt und sei sehr dankbar, „daß ich überhaupt noch flicken durfte, denn anders wäre es erst richtig peinlich geworden“. Zur Strategie der Höflichkeit in diesem Text gehört es, dem Adressaten möglichst nicht konfrontativ zu begegnen.¹⁰ Wenn Rösch einen Vorwurf an einer einzigen Stelle dann doch zurückweisen will, tut er das nur in Parenthese und in direkter Verbindung mit einem Lob: „Daß Ihr Buch dort erwähnt ist, wo es jetzt steht (nicht versteckt), hat einen ganz einfachen Grund: Ich halte das Buch für die lesenswerteste deutsche Einführung in die Probleme um den Kult des Heiligen in

10 Vgl. Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 160.

der venezianischen Geschichte“. Der Titel sei daher in dem Kapitel seines Buches angegeben, in dem es um den Markuskult geht. Man darf bezweifeln, dass Lebe diese Erklärung inhaltlich genügt haben dürfte. Eine Entschuldigung bekam er nicht, dafür aber sehr viel Höflichkeit, Lob und Anerkennung als Fachhistoriker.

Viel schwerwiegender wog aber ja der zweite Vorwurf, der des Plagiates. Rösch greift den Aufbau von Lebes Brief auf, nutzt den belangloseren Vorwurf als Anlauf zur Reaktion auf den gravierenderen – und er hat auch hier wieder eine Erklärung bei der Hand, die die Verantwortung von ihm selbst auf eine nicht konkret zu greifende Instanz ableitet: „Die Sache mit der Schlußpointe hat mich nachdenklich gemacht, da Sie [sic] mir zeigt, wo die Gefahren der Arbeit mit dem Computer liegen“. Wenn er seine inhaltliche Kompetenz herausstellt, tut er das wieder mit einer vereinnahmenden Geste gegenüber dem Adressaten: „Wie Sie wissen, arbeite ich schon recht lange an venezianischen Themen“. In dieser Zeit habe er eine „ganz beachtliche Bibliothek zu diesem Thema und auch eine Menge Notizen zusammengetragen. Nun sollte man bei Notizen immer die Fundstelle angeben, in diesem Fall ist dies unterblieben“ – vom wem es unterblieben ist, sagt er hier wiederum nicht. Er habe während der Arbeit Teile von Lebes Buch wieder gelesen, nicht aber das Ende. „Und wo ich die Pointe herhatte, fiel mir nicht mehr ein. Vor allem war mir nicht bewußt, daß es das Ende Ihres Buches ist, denn sonst hätte ich einen anderem (sic) Abgang gewählt“ – nur dann? möchte man fragen, denn merkwürdig wirkt, dass Rösch nicht die Übernahme eines fremden Gedankens an sich problematisiert. Er gibt ja zu, einen Gedanken aus seinen Notizen verwendet zu haben, von dem er wusste, dass es nicht sein eigener war. Als Problem formuliert er nun nur, dass dieser Gedanke von seinem Gegenüber stammt: „Als Ihr Protest mich erreichte, war erst mein Staunen dann meine Betroffenheit groß“. Es fällt auf, dass gerade an dieser Kernstelle des Briefes, wo der Autor sein persönliches Fehlverhalten zugeben muss, kleine Rechtschreibfehler („anderem Abgang“, ein fehlendes Komma) in den ansonsten sehr sauber geschriebenen Text hineinrutschen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, dass die als Mitautorin des kritisierten Buches fungierende Ehefrau Gerhard Röschs in Lebes Brief in dieser Funktion zwar erwähnt wird, dann aber weder als Adressatin des Vorwurfs noch beim Versuch der Entkräftigung des Vorwurfs in irgendeiner Art vorkommt: Gelehrtenkommunikation ist hier reine Männerkommunikation.

Was hat es aber nun mit der „Arbeit am Computer“ auf sich, die Rösch als Entschuldigung vorgebracht hatte? Er berichtet, er habe sich erst eine Woche zuvor

„mit einem Kollegen von der Universität Hamburg unterhalten, der mir anvertraute, daß seine größte Sorge im Umgang mit Texten und Computer sei, daß bei den Mengen an Vorlesungen, Vorträgen, Manuskripten, die in unserem Beruf anfallen, auf dem Wege des Textkopierens und der Verwendung von Textbausteinen fremde Federn als die eigenen aufscheinen, ohne daß wir das selbst bemerken.“

Offenbar hat Rösch mit den Notizen, von denen er zuvor geschrieben hat, also doch nicht nur Lesefrüchte gemeint, sondern möchte die Möglichkeit formulieren, er könnte den Gedanken, dessen Herkunft ihm nicht mehr eingefallen war, für einen eigenen gehalten haben. „Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das selbst passieren könnte, jetzt bin ich eines Besseren belehrt. Ich kann nur sagen: *mea culpa*“.

Erst ganz am Schluss seines Textes bekennt Rösch also bildungssprachlich seine eigene Schuld und übernimmt damit Verantwortung. Bis dahin hatte er die Fehlleistungen, die Lebe ihm vorwarf, immer anerkannt, die Verantwortung dafür aber von sich weggeschoben. Verantwortlich gemacht hatte er abstrakte Institutionen oder Geräte (Bibliotheken, den Computer) oder Umstände, die er sich selbst nicht erklären kann („auf dem Weg von meinem Schreibtisch in die Druckerei verschwand [...]“). Der Computer eignete sich schon in der Zeit, in der er gerade als neues Gerät Einzug in die Arbeitszimmer hielt, als Schuldiger. Und der Verweis auf die Sorgen des Hamburger Kollegen macht deutlich: Anderen passiert das auch. Diese Art des Umgangs mit den Vorwürfen lässt sich einordnen, wenn man

Kontextinformationen über die beiden beteiligten Personen und ihre jeweilige berufliche Stellung einbezieht.

Reinhard Lebe war der deutlich ältere von beiden. Er war 1935 in Berlin geboren worden, hatte dort Geschichte, Germanistik und Theaterwissenschaften studiert und war 1961 an der FU Berlin mit einer Arbeit über das Kasseler Hoftheater in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts promoviert worden.¹¹ Mit dem Studium und dieser theatergeschichtlichen Dissertation, die sich auch historischen Themen wie der sozialen und rechtlichen Stellung von Bühnenkünstlern widmete, war Lebe als Fachhistoriker qualifiziert. Er verfolgte dann aber eine Berufslaufbahn außerhalb des Wissenschaftsbetriebes. Er wurde Lektor, stieg im Verlagswesen auf und fand seine Lebensstellung von 1973 bis 1995 als Cheflektor bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart. Neben dieser Berufstätigkeit im Verlag war Lebe umfangreich journalistisch und publizistisch tätig. Er schrieb für die Geschichtszeitschrift „Damals“ Artikel und eine Rätselkolumne sowie für verschiedene Zeitschriften Rezensionen historischer Sachbücher. Vor allem aber schrieb er in den 1970er und 1980er Jahren eine Reihe populär gehaltener und anekdotisch erzählender Bücher über geschichtliche Themen für ein breites Publikum. Ausgehend von den ersten Vorbildern in den 1950er Jahren – C. W. Cerams „Götter, Gräber und Gelehrte“ und Rudolf Pörtner „Mit dem Fahrstuhl in die Römerzeit. Städte und Stätten deutscher Frühgeschichte“ – hatte dieses Genre in den 1960er Jahren, als Lebe seine Laufbahn begann, gerade an Popularität gewonnen. Seine erste derartige Veröffentlichung war auch seine erfolgreichste: „War Karl der Kahle wirklich kahl? Über historische Beinamen“ erschien zuerst 1969 und wurde bis 2003 immer wieder aufgelegt.¹² In die Reihe dieser

11 Reinhard Lebe: Das Kasseler Hoftheater unter Karl Feige und Louis Spohr. Ein Beitrag zur Typologie und Geschichte des deutschen Hoftheaters im 19. Jahrhundert, Diss. masch, Berlin 1961, gedruckt unter dem Titel ders.: Ein deutsches Hoftheater in Romantik und Biedermeier. Die Kasseler Bühne zur Zeit Feiges und Spohrs (= Kasseler Quellen und Studien. 2). Kassel 1964.

12 Reinhard Lebe: War Karl der Kahle wirklich kahl? Über historische Beinamen, Berlin 1969. Die neueste Auflage erschien unter dem Titel *War Karl der Kahle wirklich kahl? Historische Beinamen – und was dahinter steckt*, München 2003 als sechste, vom Autor durchgesehene Auflage im dtv.

Sachbücher gehört auch „Als Markus nach Venedig kam“.¹³ Das Buch ist elegant und anschaulich geschrieben, erhebt in der ganzen Gestaltung mit Illustrationen und ohne Anmerkungsapparat aber keinen fachwissenschaftlichen Anspruch.

Lebes Bücher und Zeitungsartikel waren erfolgreich, sie wurden mehrmals neu aufgelegt. Erst nach zwanzig bis dreißig Jahren verschwanden sie Anfang dieses Jahrhunderts nach und nach aus den Verlagskatalogen, um einer neuen Generation historischer Sachbücher Platz zu machen. Inzwischen sind sie nur noch antiquarisch zu beziehen. Reinhard Lebe selbst starb 2014 in Stuttgart. Informationen über den einst viel gelesenen Autor sind rar, es gibt keine Veröffentlichungen über ihn.¹⁴

Gerhard Rösch ist bereits 1999 verstorben, also sieben Jahre nach dem Briefwechsel, der hier Thema ist, war aber 17 Jahre jünger als Reinhard Lebe. Als Historiker war er zu Beginn seiner Laufbahn ein Überflieger: Mit nicht einmal 25 Jahren wurde er in Heidelberg über ein Thema der byzantinischen Geschichte promoviert, parallel hatte er in Wien den hilfswissenschaftlichen Ausbildungskurs am Institut für Österreichische Geschichtsforschung absolviert und im gleichen Jahr wie die Dissertation mit einer diplomatischen Arbeit abgeschlossen.¹⁵ Unmittelbar anschließend wechselte Rösch für drei Jahre an das Deutsche Studienzentrum in Venedig. „Er fand dort das große Thema, das fortan seine wissenschaftliche Arbeit bestimmen sollte und traf in Hans Eberhard Mayer, dem Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Studienzentrums, auf einen Mentor, der ihn zur Habilitation führen sollte“¹⁶. Rösch erarbeitete im folgenden Jahrzehnt die beiden Monographien, die seinen Ruf als bester Kenner der

13 Lebe: *Als Markus nach Venedig kam*.

14 Die Darstellung stützt sich auf den Nachruf *Gestorben. Reinhard Lebe*, in: *Buchmarkt.de*, 13. Juni 2014 und den auf diesem Nachruf basierenden Wikipedia-Artikel über den Autor.

15 Gerhard Rösch: *Onoma basileias: Studien zum offiziellen Gebrauch der Kaisertitel in spätantiker und frühbyzantinischer Zeit (= Byzantina Vindobonensia. 10)*, Wien 1978, ders.: *Studien zu Kanzlei und Urkundenwesen der Bischöfe von Straßburg (1082/84–1162)*. In: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 85 (1977), S. 285–315.

16 Peter Johanek: *Gerhard Rösch †*. In: *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 109 (2001), S. 505–507, hier S. 505.

venezianischen Geschichte in der deutschen Mittelalterforschung begründeten: zunächst als Ergebnis der drei venezianischen Jahre eine der damals aktuellen geschichtswissenschaftlichen Strömung folgend wirtschaftsgeschichtlich ausgerichtete Studie über die Beziehungen zwischen Venedig und dem Reich und anschließend als Assistent am Kieler Lehrstuhl Hans Eberhard Mayers die Habilitationsschrift über die Entwicklung des venezianischen Adels.¹⁷ Dieses Renommee als Experte für die Geschichte Venedigs behielt Rösch bis zu seinem Tod: Er wurde sowohl für das „Dizionario biografico degli italiani“ als auch für das „Lexikon des Mittelalters“ für Artikel zu Personen der venezianischen Geschichte angefragt, er verfasste gemeinsam mit seiner Ehefrau das Buch über „Venedig im Spätmittelalter“, das Reinhard Lebe im hier besprochenen Brief kritisiert, und als in den frühen 1990er Jahren in Venedig eine zwölfbändige, magistrale und repräsentative „Storia di Venezia“ vorgelegt wurde, war es kein Italiener, sondern als einziger Deutscher Gerhard Rösch, der den Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte lieferte.¹⁸ Sein letztes, bei seinem Tod noch unvollendetes Buch ist eine Überblicksdarstellung der venezianischen Geschichte.¹⁹

Gerhard Rösch wurde zum Herbst 1995 als Nachfolger Gert Melvilles an die Universität in Münster auf eine Professur für mittelalterliche Geschichte und Historische Hilfswissenschaften berufen. Als ihn im April 1992 über seinen Verlag der Brief Reinhard Lebes erreichte, war er davon aber noch weit entfernt. Der Nachruf, den sein Münsteraner Kollege Peter Johanek Gerhard Rösch widmete, hebt in ungewöhnlicher Offenheit die materielle Unsicherheit hervor, die dessen wissenschaftlichen Lebensweg prägte; sogar noch bei

17 Rösch: Venedig und das Reich, Rösch: Der Venezianische Adel.

18 ders.: Mercatura e moneta, in: Lellia Cracco Ruggini u.a. (Hgg.): Origini - Età ducale (= Storia di Venezia. Dalle origini alla caduta della Serenissima. 1). Rom 1991, S. 549–573. Die Texte der in der originalen Buchveröffentlichung ausgesprochen prächtig gestalteten Bände sind mittlerweile auch frei verfügbar im Internet zu finden: https://www.treccani.it/enciclopedia/elenco-opere/Storia_di_Venezia/ (19.8.2024).

19 Gerhard Rösch: Venedig. Geschichte einer Seerepublik, Stuttgart 2000.

der Beschreibung von Röschs frühem Tod im Alter von 46 Jahren,²⁰ besonders stark aber in den Jahren zwischen Abschluss der Habilitation und dem gelungenen Sprung auf die Professur.

„Aber seine akademische Karriere nahm Umwege in einer Zeit, in der die Bedingungen für Geisteswissenschaftler immer schwieriger und die Chancen karger wurden. Eine zweimalige Tätigkeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter in Göttingen, ein Heisenberg-Stipendium, ein Lehrauftrag in Darmstadt, Lehrstuhlvertretungen in Kiel und Hamburg sowie eine Gastprofessur in Innsbruck füllten das knappe Jahrzehnt von 1986 bis 1995“²¹,

schreibt Johanek in seinem Nachruf. Es ist genau die Zeit, in der Rösch mit Lebes Vorwürfen wissenschaftlichen Fehlverhaltens konfrontiert ist. Der Titel „Priv-Doz.“ im Briefkopf weist auf diese soziale und materielle Unsicherheit hin.

Die beiden Autoren stehen sich also antithetisch gegenüber: Auf der einen Seite jemand, der die Wissenschaft verlassen hat, dadurch materiell abgesichert ist und mit seinen Büchern kommerziellen Erfolg hat, auf der anderen Seite jemand, der in der Wissenschaft und Forschung geblieben ist, dadurch in prekären, rasch wechselnden Beschäftigungen lebt. Der eine hat Sicherheit und Erfolg, der andere wissenschaftliches Renommee. Die Aufzählung der verschiedenen Auflagen des Buches in Lebes Brief macht deutlich: Lebe schreibt für ein (breites, zahlendes) Publikum, Rösch nicht. Rösch verortet sich hingegen mit den Verweisen auf den „Kollegen von der Universität Hamburg“ und auf die Vorlesungen und Vorträge, die seinen Beruf ausmachten, klar im Wissenschaftsbetrieb.

Die Kommunikation zwischen Wissenschaftlern, das, was man in der Frühen Neuzeit die „Gelehrtenrepublik“ nannte, war immer

20 Johanek: Gerhard Rösch, S. 507: „Mit diesem überdurchschnittlich großen Engagement hat er sich nach den anstrengenden Jahren der Unsicherheit, die hinter ihm lagen, wohl zuviel abgefördert. Auf dem Weg in sein Hauptseminar traf ihn am 19. Jänner 1999 auf dem Überwasserkirchplatz im Angesicht des Münsterschen Domes die Herzkrise, die ihn in eine Bewußtlosigkeit fallen ließ, aus der er nicht mehr erwacht ist.“

21 Ebd., S. 506.

schon durch vielfältige Konflikte geprägt.²² Das war, wie der hier betrachtete Briefwechsel zeigt, im 20. Jahrhundert nicht anders. Dabei spielt auch die soziale Stellung Gelehrter eine Rolle: Die „Gelehrtenrepublik“ war und ist eine Republik der Ungleichheit.

Liest man die Briefe unter diesem Fokus, etabliert schon der erste Satz von Lebes Schreiben ein Machtgefälle: Er verweist auf seine Rezension einer Arbeit Röschs in der „Stuttgarter Zeitung“. Formuliert ist das als Ausdruck der Anerkennung für Röschs Werk; Lebe zeigt damit aber gleichzeitig, dass er derjenige ist, der Röschs Arbeit bewertet (eine Rolle, die er mit dem Brief ja auch performativ ausfüllt) und vor einem breiteren Publikum Empfehlungen oder Warnungen ausspricht. Er führt sich als Instanz ein, die aus sicherer Position über die unsichere Karriere Röschs entscheiden kann, als jemand, der Erfolg und Misserfolg des prekär beschäftigten Wissenschaftlers beeinflussen kann, an dessen Wohlwollen jenem also gelegen sein sollte.²³ Rösch muss versuchen, wissenschaftliches Fehlverhalten oder unsauberes Arbeiten abzustreiten, weil er zwar seine beiden Qualifikationsschriften erfolgreich vorgelegt hat, aber für eine Professur noch ausgewählt werden will. Er muss sich also gerade mit seiner sorgfältigen wissenschaftlichen Arbeit vor Rezensenten und Fachkollegen beweisen. Vor diesem Hintergrund ist verständlich, dass er die Verantwortung für Fehler in eben diesem Bereich von seiner Person abzulenken versucht.

Gleichzeitig lobt er Lebe als Fachhistoriker, der dieser seinem Anspruch und seiner Profession nach eigentlich nicht ist: „Ich halte das Buch für die lesenswerteste deutsche Einführung in die Probleme um den Kult des Heiligen in der venezianischen Geschichte. [...] Es ist also in diesem Zusammenhang als Fachbuch und nicht als Sachbuch zitiert“. Damit wird derjenige, der zwar Sicherheit und

22 Sebastian Kühn: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel; Brita Rang; Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4). Frankfurt 2009, S. 424–439, hier S. 438.

23 Seine im Brief nicht angesprochene berufliche Stellung im Verlagswesen unterstützt das noch zusätzlich.

kommerziellen Erfolg hat, nicht aber wissenschaftlichen Status, mit seinem Text in die wissenschaftliche Welt hereingeholt. Dazu ergänzen sich Details wie der ausgeschriebene Doktortitel in der Anrede. Rösch versucht, sein Gegenüber aufzuwerten, indem er genau das anbietet, was er selbst hat und was Lebe fehlt. Damit reagiert er aus der unterlegenen Stellung auf das beschriebene Machtgefälle. Die höfliche Form gibt dabei die Möglichkeit, den unhöflichen Inhalt ansprechen zu können.

Unhöflich ist es, ein Gegenüber mit einem schweren Vorwurf zu konfrontieren, wie es Lebe hier tut. Unhöflich ist aber auch Röschs Verhalten, das dem Briefwechsel voran gegangen ist. Wenn man Unhöflichkeit nicht als Gegensatz von Höflichkeit betrachtet (das wäre Gewalt), sondern als ihre „kommunikative Erweiterung durch bestimmte Negation“²⁴, also durch gezielte Regelverstöße und durchkreuzte Verhaltenserwartungen, dann ist das Rösch zur Last gelegte Verhalten nicht nur ein wissenschaftliches Fehlverhalten, sondern auch eine Unhöflichkeit dem nicht korrekt zitierten Autor gegenüber. Genau so ordnet Lebe dieses Verhalten ein, wenn er „eine ganz kleine Irritation“ beklagt: als durchkreuzte Verhaltenserwartung. Die kleinteilige Korrektur der bibliographischen Angabe zeigt performativ die Wahrnehmung eines Regelverstoßes. Diese von Lebe wahrgenommene Unhöflichkeit ist der Anlass für den Briefwechsel,

Höflichkeit wird in dieser Briefkommunikation zur notwendigen Bedingung, um Unhöfliches überhaupt (sozial angemessen) sagen zu können. Johannes Süßmann hat Höflichkeit einmal als „Arbeit an der Sozialität“ bezeichnet.²⁵ Höflichkeit ist so verstanden ein Handeln, das Verbindungen herstellt und dadurch ermöglicht, dass Menschen miteinander umgehen können, die sich entweder nicht kennen oder durch gravierende Unterschiede sozial getrennt sind.²⁶ Beides ist bei

24 Vgl. Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 165.

25 Johannes Süßmann: Höflichkeit in den französischen Religionskriegen, in: Gisela Engel; Brita Rang; Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4), Frankfurt 2009, S. 497–509, hier S. 509.

26 Ebd., S. 507–509.

Lebe und Rösch in einer gewissen Weise der Fall. Sie kennen sich offenbar nicht persönlich, sondern nur durch ihre jeweiligen Texte zum gemeinsamen Forschungsinteresse Venedig. Sozial getrennt sind sie durch den beschriebenen Gegensatz zwischen dem in prekären Anstellungsverhältnissen, aber mit wissenschaftlichem Renommee arbeitenden Privatdozenten und dem in einer festen Anstellung und mit kommerziellem Erfolg, aber ohne wissenschaftliche Anbindung schreibenden Publikumsautor. Das soziale Miteinander muss über Unterschiede hinweg erst erreicht werden, das geschieht durch Höflichkeit. Es geht darum, dem Gegenüber Achtung und Wertschätzung entgegenzubringen und damit Interesse an einem gelingenden Miteinander zu bekunden.²⁷ Dazu dient das Betonen der Gemeinsamkeiten.

Bücher über venezianische Geschichte geschrieben zu haben, ist die Gemeinsamkeit, die Lebe und Rösch verbindet. Diesen Punkt greift Lebe auf, um einen gemeinsamen Boden für die Kommunikation zu schaffen. Das ist der einzige Sinn der ausgesprochen schön klingenden Formulierung, er „hätte es doch für die feinere venezianische Art gehalten“, wenn Rösch ihn an der inkriminierten Stelle korrekt zitiert hätte. Die Formulierung schafft eine gemeinsame Basis durch das gemeinsame Thema. Inhaltlich ist diese Formulierung bei genauerem Hinsehen hingegen hohl und enthält sogar eine gewisse Ironie, denn die mittelalterlichen Venezianer waren gerade nicht in diesem Sinn „fein“, sondern bekannt dafür, ohne Rücksicht auf andere ihren eigenen Vorteil im Blick zu haben und ohne Skrupel ihre Interessen durchzusetzen. Das hat der angeschriebene Gerhard Rösch immer wieder betont, vor allem in seiner späteren Übersichtsdarstellung zur venezianischen Geschichte,²⁸ und auch Reinhard Lebe teilt diese Beobachtung in seinem Venedig-Buch.²⁹

27 Vgl. Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 163 f.

28 Rösch: Geschichte einer Seerepublik, vgl. dazu die Rezension von Bernd Roeck: Wen die weltberühmte Statue zeigt, kann Touristen egal sein. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.06.2000, Nr. 142, S. 57, die diesen Gedanken ausdrücklich als ein Kernthema von Röschs Überblicksdarstellung der venezianischen Geschichte herausstreckt.

29 Vgl. dazu die im Stil etwas feuilletonistisch-polemische, aber inhaltlich sehr treffende Beschreibung des venezianischen Ostmittelmeerhandels von Lebe: Als Markus nach

Die Herstellung bzw. Aufrechterhaltung von Sozialität ist zwischen den beiden Autoren nicht selbstverständlich.³⁰ Es gilt, die durch das Wissenschaftssystem bedingten sozialen Unterschiede zu überwinden, indem jeder der Autoren dem anderen in der Kommunikation das anbietet, was er selbst hat und was dem anderen fehlt: Wissenschaftliche Anerkennung auf der einen Seite, Zugang zum Publikum auf der anderen Seite. Es gilt, die persönliche Verletzung zu überwinden, die sowohl der von Lebe so empfundene Regelverstoß als auch der an Rösch gerichtete Vorwurf hervorrufen mussten, indem diese persönlich-emotionale Ebene durch Verweise auf Abstrakta weitgehend eliminiert wird. Es gilt, die inhaltliche Inkommensurabilität des jeweils Eigenen und des Anderen, die hier im Vorwurf des Plagiates besonders stark ist, in ein formales soziales Miteinander zu verwandeln, indem eine betont höfliche Kommunikation gewählt und klare Forderungen oder Bekenntnisse vermieden werden.³¹

Durch die höfliche Form und die betont höflichen Formulierungen bekunden beide Autoren ihr Interesse am Gelingen der Verbindung und verpflichten durch ihre Zuvorkommenheit den jeweils anderen zu dementsprechendem Verhalten. Daran hat vor allem Rösch als der Beschuldigte ein starkes Interesse. Es gelingt durch die höfliche Form, durch die abstrakten Formulierungen, die konkrete Schuldzuweisungen verunklaren, möglichst wenig konfrontativ zu kommunizieren und den eigentlich provozierenden Inhalt sozial angemessen einzutragen.

Venedig kam, S. 92–102. Die venezianischen Geschäftspraktiken bereits des frühen und hohen Mittelalters sind in mehreren Studien als kapitalistisches Wirtschaften *avant la lettre* charakterisiert worden. Jannis Milios: Eine zufällige Begegnung in Venedig. Die Entstehung des Kapitalismus als Gesellschaftssystem. Berlin 2021 [2018] lokalisierte die Geburtsstunde des Kapitalismus zuletzt in Venedig Ende des 14. Jahrhunderts; Reinhard Heynen: Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig. Stuttgart, Berlin 1905 schrieb als volkswirtschaftliche Dissertationschrift eine quellennahen fundierte historische Studie, um die These Werner Sombarts zu widerlegen, dass Handelstätigkeit im Mittelalter eine völlig untergeordnete Rolle gespielt habe und Handel und Kapitalismus aus Grundrentenakkumulation hervorgegangen seien, die Handelsrepublik also aus Gelegenheitsgeschäften von Grundbesitzern, die so ihr überschüssiges Kapital eingesetzt hätten.

30 Vgl. Rang u. Stüfmann: Einleitung, S. 163.

31 Vgl. ebd., S. 164.

hegen. Höflichkeit braucht es, wo Verschiedenheit und Gegensätze eigentlich zur Konfrontation tendieren.³²

Das gelingt in diesem Fall auch deshalb, weil es zu dieser Höflichkeit als Vermeiden konfrontativen Schreibens auch gehört, dass Lebe keine klare Forderung formuliert, kein Ziel. Er schreibt lediglich: „Vielleicht höre ich gelegentlich mal ein Wort von Ihnen dazu?“ – das Fragzeichen entschärft die Formulierung noch zusätzlich, weil sie ihr den Aufforderungscharakter nimmt. Genau darauf geht Rösch ein: Er lässt umgehend nach Erhalt des Briefes von sich hören, greift Lebes Gesprächsangebot also auf. Mit Röschs Antwort ist die Angelegenheit dann auch aus der Welt geschafft. Zumindest ließ es Lebe offenbar darauf beruhen.

Der Briefwechsel zeigt einen Umgang mit einem Machtgefälle. Konflikt bedeutet nicht gleich Unhöflichkeit, der gelehrte Disput kann sehr höflich stattfinden, auch wenn er sich, wie hier, nicht um fachliche Differenzen dreht.³³ Die höfliche Form bietet die Möglichkeit, den unhöflichen Inhalt ansprechen zu können. Die „Irritation“ ist ausgesprochen. Beide Autoren haben aber ihr Gesicht wahren können – voreinander und vor der Öffentlichkeit, an die der Vorwurf nie gedrungen ist.

Literatur

- Fees, Irmgard: Reichtum und Macht im mittelalterlichen Venedig. Die Familie Ziani. Tübingen 1988.
- Heynen, Reinhard: Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig. Stuttgart, Berlin 1905.
- Johanek, Peter: Gerhard Rösch †, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 109 (2001), S. 505–507.
- Krabs, Otto: Heilig ist nur der Staat. So fischt man Menschen: Der Adel war das Rückgrat Venedigs, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 21. Dezember 2002, Nr. 297, S. 38.

32 Vgl. ebd., S. 160.

33 Kühn: Provokation, S. 438.

- Kühn, Sebastian: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten, in: Gisela Engel, Brita Rang, Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge 13 H. 3/4), Frankfurt 2009, S. 424–439.
- Lebe, Reinhard: Das Kasseler Hoftheater unter Karl Feige und Louis Spohr. Ein Beitrag zur Typologie und Geschichte des deutschen Hoftheaters im 19. Jahrhundert, Diss. masch., Berlin 1961, gedruckt unter dem Titel ders.: Ein deutsches Hoftheater in Romantik und Biedermeier. Die Kasseler Bühne zur Zeit Feiges und Spohrs (= Kasseler Quellen und Studien. 2), Kassel 1964.
- Lebe, Reinhard: War Karl der Kahle wirklich kahl? Über historische Beinamen, Berlin 1969.
- Lebe, Reinhard: Als Markus nach Venedig kam. Aufstieg und Staatskult der Republik von San Marco, Frankfurt 1978.
- Milos, Jannis: Eine zufällige Begegnung in Venedig. Die Entstehung des Kapitalismus als Gesellschaftssystem, Berlin 2021 [2018].
- [ohne Autor]: Gestorben. Reinhard Lebe, in: Buchmarkt.de, 13. Juni 2014.
- Rando, Daniela: Venezia medievale nella Modernità. Storici e critici della cultura europea fra Otto e Novecento (= I libri di Viella. 177). Rom 2014.
- Rang, Brita und Johannes Süßmann: Einleitung, in: Gisela Engel, Brita Rang, Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4), Frankfurt 2009, S. 159–172.
- Roeck, Bernd: Wen die weltberühmte Statue zeigt, kann Touristen egal sein, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.06.2000, Nr. 142, S. 57.
- Rösch, Gerhard: Onoma basileias: Studien zum offiziellen Gebrauch der Kaisertitel in spätantiker und frühbyzantinischer Zeit (= Byzantina Vindobonensis. 10), Wien 1978.
- Rösch, Gerhard: Studien zu Kanzlei und Urkundenwesen der Bischöfe von Straßburg (1082/84–1162), in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 85 (1977), S. 285–315.

- Rösch, Gerhard: Venedig und das Reich. Handels- und verkehrs-politische Beziehungen in der deutschen Kaiserzeit (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom. 53), Tübingen 1982.
- Rösch, Gerhard: Der venezianische Adel. Zur Genese einer Führungsschicht (= Kieler Historische Studien. 33), Sigmaringen 1989.
- Rösch, Gerhard: Die Festlandpolitik Venedigs im 13. und 14 Jahrhundert, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 40 (1989), S. 321–332.
- Rösch, Gerhard und Eva Sybille Rösch: Venedig im Spätmittelalter 1200–1500 (= Ploetz Bildgeschichte. 2), Freiburg 1991.
- Rösch, Gerhard: Mercatura e moneta, in: Lelia Cracco Ruggini u.a. (Hgg.): Origini - Età ducale (= Storia di Venezia. Dalle origini alla caduta della Serenissima. 1), Rom 1991, S. 549–573.
- Rösch, Gerhard: Venedig. Geschichte einer Seerepublik, Stuttgart 2000.
- Süßmann, Johannes: Höflichkeit in den französischen Religionskriegen, in: Gisela Engel, Brita Rang, Susanne Scholz und Johannes Süßmann (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit (= Zeitsprünge. 13, H. 3/4), Frankfurt 2009, S. 497–509.
- Süßmann, Johannes: Geschichtswissenschaften und Objektive Hermeneutik, in: Roland Becker-Lenz, Andreas Franzmann, Axel Jansen und Matthias Jung (Hgg.): Die Methodenschule der Objektiven Hermeneutik. Eine Bestandsaufnahme, Wiesbaden 2016, S. 115–140.

ZEDLERS *UNIVERSAL-LEXICON* NEU GELESEN: WIE LEXIKOGRAFEN DAS GALANTE GELEHRTE IDEAL KRITISIERTEN

Die Verbreitung galanter Umgangsformen im 17. und 18. Jahrhundert blieb weder unkommentiert noch unkritisiert: Sie forderte insbesondere an den Universitäten Reaktionen heraus. Im 49. Band von Zedlers *Universal-Lexicon* (1746) erschien zum Lemma *Unhöflichkeit* ein gut vierspaltiger Text, den ein anonymer Gelehrter aus unbekannten Vorlagen zusammenstellte.¹ Wie es für ein Lexikon zu erwarten ist, macht eine Definition des Phänomens den Anfang, die Unhöflichkeit als Antonym von Höflichkeit bzw. Galanterie begreift. Nicht um Höflichkeit im Allgemeinen soll es gehen, sondern um galante Umgangsformen im Speziellen.

Mit der Begriffserklärung hält sich der Lexikograf nicht lange auf. Viel größeren Raum nehmen zwei Fallbeispiele ein, ein gegenwärtiges und ein antikes. Im ersten Exempel passt sich ein Professor der Sorbonne nicht der galanten Mode des französischen Hofes an. Insbesondere Professoren haben laut dem *Zedler* das Recht, sich den Höflichkeitsregeln zu verweigern.²

Das zweite Exempel zeigt, dass es dem Lexikografen nicht bloß darum geht, das ihm zugeteilte Lemma zu erklären. Er will seine

1 [Art.] *Unhöflichkeit*. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* [...]. 49. Bd., Vit-Vn. Leipzig und Halle 1746, Sp. 1631–1635. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326097?page=10> [23.02.2024].

2 Vgl. Barbara Kaltz: (*Un*)Höflichkeit – (im)politesse im Wörterbuch: eine vergleichende Untersuchung. In: Dorothee Kimmich und Wolfgang Mazat (Hgg.): *Der gepflegte Umgang. Interkulturelle Aspekte der Höflichkeit in Literatur und Sprache*. Bielefeld 2008, S. 185–198, hier S. 191.

Leser über die Gefahren (un)höflicher Umgangsformen aufklären und ihnen erläutern, „in was für Unglück uns die Unhöflichkeit stützen kann [...].“³ Eines Tages habe niemand Geringeres als Julius Caesar die Senatoren nicht im Stehen, sondern im Sitzen empfangen. Das sei als grobe Unhöflichkeit interpretiert worden, weshalb die brüskierten Senatoren den Plan gefasst hätten, sich gegen Caesar zu verschwören und seine Ermordung zu planen. Aus den antiken Quellen⁴ – vor allem Cassius Dio, ferner auch Sueton und Plutarch – präpariert der Lexikograf ein Musterbeispiel unhöflichen Verhaltens. Den Senatoren die Geste des Aufstehens zu verwehren, weist ihnen einen neuen Platz in der Hierarchie zu, nämlich weit unter Caesar, und degradiert sie zu Befehlsempfängern. Das sichtbare Übertreten unsichtbarer Grenzen dient der nonverbalen politischen Kommunikation. Mit McLuhan gesprochen lässt sich zusammenfassen: Caesars Regelbruch ist die Botschaft.

Ausführlich spricht das *Universal-Lexicon* die Hintergründe von Caesars Verhalten an. Eine Durchfallerkrankung habe das Stehen vor den Senatoren zu einer peinlichen Angelegenheit werden lassen können, weshalb Caesar aus Vorsicht sitzen geblieben sei.⁵ Cassius Dio selbst hält diese Erklärung allerdings für wenig glaubhaft und verwirft sie. In diesem Punkt widerspricht der Lexikograf dem römischen Historiografen entschieden, plausibilisiert das Szenario, überlegt Auswege aus der Zwickmühle aus potenzieller Blamage und sitzender Respektlosigkeit und formuliert sogar Ratschläge.

Es liegt auf der Hand, dass sich die Ratschläge nicht an Caesar richten, für den jede Hilfe zu spät kam, sondern an die Leserschaft. Der Bearbeiter will mithilfe eines prominenten Beispiels die Lösung

3 [Art.] Unhöflichkeit, Sp. 1631.

4 Das Aufgreifen antiker Bezugspunkte in der Wissensliteratur der Frühen Neuzeit ist nicht ungewöhnlich. „Die Antike war kein einzelnes Sach- oder Fachgebiet, vielmehr – neben der Bibel – das Rückgrat der europäischen Bildung, was selbstverständlich auch enzyklopädische Werke prägte.“ Ulrich Johannes Schneider: [Art.] Enzyklopädien. In: Joachim Jacob und Johannes Süßmann (Hgg.): Das 18. Jahrhundert. Lexikon zur Antikenrezeption in Aufklärung und Klassizismus. Der neue Pauly Supplemente Bd. 13. Stuttgart 2018, Sp. 176–182, hier: Sp. 176.

5 [Art.] Unhöflichkeit, Sp. 1633.

für ein gegenwärtiges Problem finden und schreibt für ein Publikum, das sich in von Höflichkeitsregeln normierten sozialen Situationen behaupten muss. Insbesondere innerhalb der Gelehrtenrepublik war Unhöflichkeit „ein Phänomen, das ständig in sozialen Verfahren ausgehandelt wurde und eben nicht als Ausnahme ausgelagert war. Unhöflichkeit ermöglichte es, Dissenz [sic] zum Ausdruck zu bringen.“⁶

Das Phänomen *Unhöflichkeit* ist dem Lexikografen Schreibanlass und Denkaufgabe, erscheint ihm als lebensbedrohliche Gefahr, als Phänomen von gesamtgesellschaftlicher Tragweite und aktueller Relevanz. Er bietet dem Leser weit mehr als die pflichtbewusste Bearbeitung des Lemmas „Unhöflichkeit“, ihm geht es darum, seiner eigenen Perspektive auf den Umgang mit Höflichkeitsformen Gehör zu verschaffen. Welches Begriffsverständnis er pflegt und welche Agenda er verfolgt, sind die Leitfragen der folgenden Kapitel. Sie beginnen mit einem allgemeinen Überblick zur Publikationsgeschichte (1. Kap.), darauf folgt die Editions- und Quellenkritik, aus der Überlegungen zur Medialität der Quelle entwickelt werden (2. Kap.), sowie die Analyse der Paratexte hinsichtlich der Textsorte (3. Kap.). Es schließt die Analyse des Eintrags „Unhöflichkeit“ und damit verwandter Lemmata wie „Höflichkeit“ und „Galantismus“ (4. Kap.) an.

Zedlers Lexikon als Kommentar zu zeitgenössischen gesellschaftlichen Phänomenen zu lesen, es als Reaktion auf eine Kontroverse zu verstehen und damit nicht als bloße Wiedergabe toten Wissens, als Wissensspeicher⁷ oder gar als „Universal-Plagiat“⁸ sondern als aktive Teilnahme an den Meinungskämpfen seiner Epoche aufzufassen, ist ein neuer Ansatz. Er richtet sich gegen die ältere Einschätzung, Zed-

6 Sebastian Kühn: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit. Frankfurt am Main 2009, S. 472–439, hier S. 439.

7 Ulrich Johannes Schneider: Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2013, S. 22.

8 Andreas Müller: Vom Konversationslexikon zur Enzyklopädie: Das Zedlersch Universal-Lexicon im Wandel seiner Druckgeschichte. In: Das achtzehnte Jahrhundert 43, H. 1 (2019), S. 73–90, hier S. 90.

lers Werk eigne sich aufgrund seiner kompilatorischen Entstehungsweise nicht als Quelle „zur Analyse gesellschaftlicher Strukturen“.⁹ Möglich geworden ist dieses Vorgehen erst durch die umfassenden Anstrengungen der Forschung der letzten Jahrzehnte. Angetrieben wurden sie erstens durch die „Aufwertung der Sach- und Gebrauchsliteratur“ in den Kulturwissenschaften seit den 1980er Jahren;¹⁰ zweitens durch den Erfolg der Wikipedia und den dadurch ausgelösten Niedergang der gedruckten Enzyklopädien.¹¹ Im Rahmen einer Geschichte des Wissens und enzyklopädischen Schreibens wurde der *Zedler* von Geschichts-, Bibliotheks- und Literaturwissenschaftlern erforscht,¹² wurden wichtige Grundlagen zu Aufbau und Struktur der Lemmata,¹³ den Entstehungsbedingungen, dem zeitgenössischen Vorwurf des Nachdrucks,¹⁴ der Identität der Redakteure¹⁵ und der

9 Ines Prodöhl: „Aus denen besten Sribenten“. *Zedlers Universal-Lexicon* im Spannungsfeld zeitgenössischer Lexikonproduktion. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 29, H. 1 (2005), S. 82–94, hier S. 82. Vgl. auch: Horst Dreitzel: „*Zedlers Grosses vollständiges Universallexicon*“. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 18, H. 2 (1994), S. 117–124.

10 Christel Meier: Einführung. In: *Dies.* (Hg.): *Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Akten des Kolloquiums des Projekts D im Sonderforschungsbereich 231 (29.11.–1.12.1996)* (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 78). München 2002, S. 11–24, hier S. 11.

11 Kai Lohsträter und Flemming Schock: *Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon. Einführung.* In: *Dies.* (Hgg.): *Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon (= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte. 19).* Wiesbaden 2013, S. 1–18, hier S. 1.

12 Vgl. den ausführlichen Forschungsbericht, der auch ältere Arbeiten miteinbezieht, in: Ulrich Johannes Schneider: *Die Konstruktion des allgemeinen Wissens in Zedlers „Universal-Lexicon“*. In: Theo Stammen und Wolfgang E. J. Weber (Hgg.): *Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissenverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien* (= *Colloquia Augustana. 18*). Berlin 2004, S. 81–104. Vgl. auch den umfassenden Forschungsbericht in: Nico Dorn; Lena Oetjens und Ulrich Johannes Schneider: *Die sachliche Erschließung von Zedlers „Universal-Lexicon“. Einblicke in die Lexikographie des 18. Jahrhunderts*. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 32, H. 1 (2008), S. 96–125.

13 Ebd. Vgl. den inhaltlich streckenweise identischen Aufsatz: Nico Dorn: *Zedlers Universal-Lexicon und das Problem seiner inhaltlichen Erschließung*. In: Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*. Berlin 2008, S. 183–190.

14 Fritz Juntke: Johann Heinrich Zedlers Grosses Vollständiges Universallexikon: Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdruckes in Mitteldeutschland. In: *Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt*, Heft 15, Halle 1956, S. 13–32. Nicola Kaminski: *Die Musen als Lexikographen. Zedlers Grosses vollständiges Universal-Lexicon im Schnittpunkt von poetischem, wissenschaftlichem, juristischem und ökonomischen Diskurs*. In: *Daphnis* 29 (2000), S. 649–693.

15 Katrin Löffler: *Wer schrieb den Zedler? Eine Spurensuche*. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), S. 265–284. Prodöhl: „*Aus denen besten Sribenten*“.

verwendeten Vorlagen gelegt.¹⁶ Neben vielen Einzelstudien¹⁷ hielten in jüngerer Zeit quantitative Methoden der *Digital Humanities* Einzug, die Querverweise und Artikellängen untersuchten.¹⁸

1. Publikationsgeschichte

Die Publikationsgeschichte war von Beginn an turbulent. Die 68 Folianten des Zedlerlexikons enthalten 284.000 Artikel mit 276.000 Quervereisen und wurden von 1732 bis 1754 veröffentlicht.¹⁹ Der in Leipzig ansässige Verleger und Herausgeber Johann Heinrich Zedler (1706–1751)²⁰ heiratete zwar reich, seine ehrgeizigen Publikationsprojekte litten allerdings unter monetären Engpässen, weshalb der noch junge Unternehmer zu alternativen Finanzierungsformen wie der Buchlotterie und der Pränumeration griff.²¹ Bei diesem Verfahren bezahlten Interessenten Bände des *Universal-Lexicons* noch vor ihrem Erscheinen, wodurch sie die Produktion des Werks erst ermöglichten. Zedler engagierte anonyme Redakteure, die ihre Artikel aus Fachlexika, Zeitungsexzerpten und einschlägiger Literatur kompilierten.²² Das alarmierte Leipziger Konkurrenten, die vorsorg-

16 Ulrike Haß: Verfahren der Quellenverarbeitung in Zedlers Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste (1732–1754). In: Michael Prinz und Jürgen Schiewe (Hgg.): Vernakuläre Wissenschaftskommunikation. Beiträge zur Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen (= Lingua Academica. 1). Berlin 2018, S. 169–188.

17 Ein aktuelles Beispiel bilden die Beiträge in: Kai Lohsträter und Flemming Schock (Hgg.): Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon (= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte. 19). Wiesbaden 2013.

18 Müller: Vom Konversationslexikon zur Enzyklopädie. Tobias Winnerling: Verbindungen im Fremden. Erste Schritte zu einer Netzwerkanalyse des Asienbildes im *Universal-Lexicon*. In: Ina Ulrike Paul (Hg.): Weltwissen. Das Eigene und das Andere in enzyklopädischen Lexika des langen 18. Jahrhunderts (= Wolfenbütteler Forschungen. 162). Wolfenbüttel 2020, S. 85–100.

19 Schneider: Die Erfindung des allgemeinen Wissens, S. 9.

20 Zur Biografie vgl. Gerd Quedenbaum: Der Verleger und Buchhändler Johann Heinrich Zedler (1706–1751). Ein Buchunternehmer in den Zwängen seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels im 18. Jahrhundert. Hildesheim, New York 1977.

21 Juntke: Johann Heinrich Zedlers Grosses Vollständiges Universallexikon, S. 17.

22 Haß: Verfahren der Quellenverarbeitung, S. 173. Schneider: Die Erfindung des allgemeinen Wissens, S. 81. Das Folgende nach: Juntke: Johann Heinrich Zedlers Grosses Vollständiges Universallexikon, S. 20–27.

lich ihre Verlagsprodukte durch kursächsische Druckprivilegien vor Nachdruck geschützt hatten. Diese galten auch auf der lukrativen Leipziger Messe, dem im 18. Jahrhundert wichtigsten überregionalen Absatzmarkt für Bücher im Reich, wo sie von kursächsischen Bücherkommissaren durchgesetzt wurden. Zedler geriet in juristische Auseinandersetzungen, musste Strafgeld zahlen, wich nach Halle an der Saale aus, das außerhalb des kursächsischen Einflusses auf dem Territorium der Hohenzollern lag, und ließ in der Waisenhausdruckerei August Hermann Franckes drucken. Gleichzeitig musste sich Zedler seinerseits gegen Nachdrucke juristisch zur Wehr setzen. Das *Universal-Lexicon* drohte zu scheitern. Als 1637 der fünfzehnte Band zum Buchstaben „K“ herauskam, stand Zedler vor dem Bankrott.

Das vorschnelle Ende des *Universal-Lexicons* verhinderte jedoch der Leipziger Kaufmann Johann Heinrich Wolf, der als Finanzier einstieg. Redaktionell stellte der Leipziger Professor Carl Günther Ludovici das Werk ab dem 19. Band neu auf, der die Arbeit von den vorangegangen Hauptredakteuren Jacob August Franckenstein (Bde. 1–2)²³ und Paul Daniel Longolius (Bde. 3–18) übernahm.²⁴ Auch juristisch verbesserte sich die Situation, da das Druckprivileg einer der Hauptkonkurrenten, der Firma *Thomas Frischts Erben*, 1736 auslief, dem Vorwurf des Plagiats somit die rechtliche Grundlage entzogen war.

2. Editionskritik und Medialität

Alle Bände des *Zedlers* digitalisierte von 1999 bis 2001 ein Kooperationsprojekt der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Bayerischen Staatsbibliothek und machte Seite für Seite der Quelle als Scan

²³ Vgl. zu Franckenstein: Kai Lohsträter: Menschenfresser und Melancholiker. Zu Funktion und Kontext der Darstellung von ‚Völkern‘ und ‚Nationen‘ in Zedlers *Universal-Lexicon* und seinem Umfeld. In: Ina Ulrike Paul (Hg.): Weltwissen. Das Eigene und das Andere in enzyklopädischen Lexika des langen 18. Jahrhunderts (= Wolfenbütteler Forschungen. 162). Wolfenbüttel 2020, S. 173–191, hier S. 177.

²⁴ Zeitgenössisch wurde auch über Johann Christoph Gottsched und Johann Heinrich Rother als Redakteure spekuliert. Prodöhl: „Aus denen besten Scribenten“, S. 89.

auf einer eigens eingerichteten Internetpräsenz (zedler-lexikon.de) zugänglich. Die Texte zu allen Stichworten sind inklusive Satzspiegel und Layout, Typografie, Zeilen- und Seitenumbrüchen einsehbar. Die Bearbeitung setzte sich in einem zweiten DFG-Forschungsprojekt (2004–2007) unter der Leitung von Ulrich Johannes Schneider fort.²⁵ Die Bayerische Staatsbibliothek und die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel unterstützten die Kategorisierung aller Artikel, sodass heute der Online-Zedler Such- und Komfortfunktionen besitzt, die den Nutzern von der Wikipedia vertraut sind und den Zugang zu den Inhalten erheblich erleichtern.

Textuell weicht der Online-Zedler von seinem papierförmigen Ahnherrn zwar keineswegs ab, medial könnte der Unterschied jedoch kaum größer sein. Das betrifft insbesondere die Materialität der Quelle. Format und Umfang, Schreib- und Beschreibstoff, Erhaltungszustand und Beschädigungen, Rezeptions- und Gebrauchsspuren, Bindung und Einband, Buchdeckel und -rücken – all das ist online nicht einsehbar. Verantwortlich dafür ist erstens ein monochromes Digitalisierungsverfahren, bei dem sämtliche Grautöne zugunsten einer reinen Schwarz-Weiß-Darstellung getilgt wurden. Insbesondere die Grafiken sind dadurch stark verfremdet und dem Titelblatt geht sein leuchtendes „Signalrot“ verloren.²⁶ Zweitens hätte auch ein anderes Digitalisierungsverfahren die frühneuzeitliche Materialität nicht offenlegen können, da als Vorlage ein Nachdruck gewählt (Graz 1961–1964) worden ist.

Glücklicherweise stehen mittlerweile auch Scans der Erstauflage zur Verfügung. Sie bilden zwar nicht die Grundlage des Online-Zedlers,

25 Johannes Ulrich Schneider: Frühere Tätigkeiten. In: ujschneider. URL: <https://www.ujschneider.de/fruehere-taetigkeiten/> [23.02.2024]. Weitere Informationen unter: Erschließung von Johann Heinrich Zedlers Universal-Lexicon. In: GEPRIS. Geförderte Projekte der DFG. URL: <https://gepris-extern.dfg.de/gepris/projekt/5427947?context=projekt&task=showDetail&id=5427947&> [23.02.2024].

26 Steffen Siegel: Das Bild am Rande. Zur Signifikanz der Bildmedien in Johann Heinrich Zedlers „Universal Lexicon“. In: Robert Charlier (Hg.): Wissenswelten. Historische Lexikografie und Europäische Aufklärung (= Aufklärung und Moderne. 21). Hannover 2010, S. 41–62, hier S. 47.

sind dort aber verlinkt.²⁷ Um sich ein umfassendes Bild vom *Universal-Lexicon* zu machen, müssen wir uns diese Digitalisate anschauen. Wieder ist die Bayerische Staatsbibliothek der zentrale Akteur. Sie hat die Scans in Auftrag gegeben, aus ihrem Bestand stammen die Exemplare und unter ihrem Namen sind die Digitalisate abrufbar. Was erfahren wir durch den Scan, was die Online-Edition nicht abbilden kann?

Erstens lernen wir die Quelle neu kennen. Der Buchdeckel ist von der häufigen Nutzung beschädigt und abgenutzt, hat aber seine Aufgabe erfüllt, Schaden und Schmutz vom Papier fernzuhalten. Der Band ist eben nicht nur eine Quelle und ein Kulturerbe, lange Zeit war er Gebrauchsgegenstand und wurde als solcher behandelt. Aus dieser Zeit stammt auch die handschriftliche Notiz „2° Enc.“, die den Band in die europäische Enzyklopädistik einordnet.²⁸ Das ist aber eine nachträgliche Zuschreibung der Bibliothekare und somit eine Deutung, wenn auch eine wirkmächtige.

Zweitens weisen uns die handschriftlichen Eintragungen der anonymen Bibliothekare auf das Format hin. Wir haben es mit einem Folioband zutun, einem großformatigen, dicken Wälzer. Um ihn zu lesen, verlangt es nach geeigneten Bedingungen, nach mit stabilen Schreibtischen und noch stabileren und breiten Bücherregalen ausgestatteten Räumlichkeiten (über vier Regalmeter nehmen die 68 Bände ein),²⁹ ausreichend ausgeleuchteten Studierzimmern, Lesesälen oder Bibliotheksräumen. Wir dürfen deshalb auf keinen Fall die heutigen Rezeptionsgewohnheiten des Online-Zedlers auf das 18. Jahrhundert übertragen. Liegt der Band vor dem Rezipienten, nehmen die aufgeschlagenen Seiten sein gesamtes Sichtfeld ein. Man liest einen Folianten nicht nebenher, wie man einen Wikipedia-Artikel liest. Ein Foliant verlangt nach der gesamten Konzentration des Rezipienten, sodass die Medialität des Buches einen aufmerksamen Leser erfordert. Dieser

27 URL: <https://www.zedler-lexikon.de/index.html?c=suchen&suchmodus=volltext&l=de> [23.02.2024].

28 Zedler, Johann Heinrich (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 1. Bd., A-Am. Leipzig und Halle 1732, [Schmutztitel]. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326049?page=4> [23.02.2024].

29 Prodöhl: „Aus denen besten Scribenten“, S. 82.

Rezeptionssituation kommt das Werk entgegen: Kontrastreich und gleichmäßig setzt sich die Druckerschärze vom Schreibgrund ab. Das dicht gesetzte Titelblatt ist zweifarbig. Zur leichteren Navigierbarkeit ist jede erste Zeile eines Absatzes rot gedruckt.

An diesen Beobachtungen wird deutlich: Wissen nachzuschlagen, besaß im 18. Jahrhundert andere Voraussetzungen als heute. Das *Universal-Lexicon* kam den Rezeptionsgewohnheiten seiner Zeit entgegen und versuchte im Sinne eines *prodesse et delectare* die Lektüre möglichst angenehm und effektiv zu gestalten. Die Medialität des Werks versprach den Lesern, in den Folianten haltbares, zuverlässiges Wissen zu allen erdenklichen Themengebieten zu finden, sodass die Form bereits auf den Inhalt vorwegweist.

3. Die Textsorte (Universal-)lexikon

Um die Textsorte besser einschätzen zu können, hilft ein Blick in die Paratexte des ersten Teils von 1732.³⁰ Die Absätze des mehrfarbigen Titelblatts proklamieren zunächst den Titel des Bandes, danach markiert jeder Absatz einen wichtigen Themenbereich des *Universal-Lexicons*. Es soll um die „Geographisch-Politische Beschreibung des Erd-Kreyses“, um die „Leben und Thaten der Käyser, Könige, Churfürsten und Fürsten“, um alle „Staats- Kriegs- Rechts- Policey und Haußhaltungs-Geschafften“, um die wichtigen Akteure der „Kirchen-Geschichten“ und schließlich auch um die gelehrten „Männer, berühmter Universitäten“ gehen.³¹

Das wirkt summarisch und tatsächlich besitzt das Lexikon eine alphabetische, keine systematische Ordnung. Das wirft die Frage auf, mit welcher Art von Text wir konfrontiert sind. Die Zedler-Forschung

³⁰ Frieder von Ammon: Plurale Perspektivierungen des Wissens. Zu Formen und Funktionen von Paratexten in enzyklopädischer Literatur und literarischer Enzyklopädistik. In: Martin Schierbaum (Hg.): Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens (= Pluralisierung und Autorität. 18). Berlin 2009, S. 457–481, hier S. 461.

³¹ Zedler: *Universal-Lexicon* (Bd. 1), [Titelblatt].

der letzten Jahre hat im *Universal-Lexicon* meistens eines erkannt: eine Enzyklopädie. Darunter wird „weit mehr als ein alphabetisch geordnetes Lexikon“ verstanden.³² Zum wichtigsten Abgrenzungsmerkmal gegen andere Textsorten gilt „ein philosophisches und pädagogisches Programm der Sammlung, Ordnung und Vermittlung von Wissen [...].“³³ Ulrich Johannes Schneider, der derzeit vermutlich einflussreichste Kenner des Zedlers, kommt jedoch zu dem Schluss, dass dem *Zedler* ein enzyklopädisches Programm vollständig fehlt.³⁴

Man hat dem *Universal-Lexicon* lange vorgeworfen, nicht wirklich enzyklopädisch zu sein im Sinne eines kritischen, aufklärerischen, philosophischen Denkens. Und es ist wahr: Nirgends findet sich im *Universal-Lexicon* eine besonders programmatische Rechtfertigung der Lexikonarbeit, die eher polyhistorischen Imperativen der Sammlung und Reproduktion zu gehorchen scheint.³⁵

32 Mathias Grote: Von Enzyklopädien zu Wikipedia und zurück? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 71, H. 3–4 (2021). URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/wissen-2021/325603/von-encyklopaedien-zu-wikipedia-und-zurueck/#footnote-target-8> [21.02.2024].

33 Ebd. Einen historischen Überblick über Enzyklopädien bietet: Ulrich Ernst: Standardisiertes Wissen über Schrift und Lektüre, Buch und Druck. Am Beispiel des enzyklopädischen Schrifttums vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. In: Christel Meier (Hg.): Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Akten des Kolloquiums des Projekts D im Sonderforschungsbereich 231 (29.11.–1.12.1996) (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 78). München 2002, S. 451–494.

34 Dennoch bezeichnet Schneider das *Universal-Lexicon* als Enzyklopädie. Sind es vielleicht die intertextuellen Bezüge zur *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* (1751–1765) und zur *Encyclopaedia Britannica* (ab 1768), die den Begriff reizvoll machen? Beide Werke stehen für die Errungenschaften der Aufklärung (Schneider: Die Erfindung des allgemeinen Wissens, S. 9). Wer Zedlers Lexikon *Enzyklopädie* nennt, der behauptet Wesensverwandtschaft und Gleichwertigkeit mit diesen Referenzwerken und positioniert den *Zedler* innerhalb der geistesgeschichtlichen Entwicklung Europas – und zwar chronologisch noch vor dem französischen und britischen Projekt. Da schwingt auch patriotische Eitelkeit mit: Wenn das *Universal-Lexicon* das erste aufklärerische Enzyklopädieprojekt gewesen ist, dann waren die Deutschen schneller als Franzosen und Briten, und vielleicht auch ein bisschen aufgeklärter. Dass das gegenwärtig dominierende Nachschlagewerk, die Wikipedia, sich selbst als Enzyklopädie versteht, trägt zusätzlich zur Attraktivität des Begriffs bei, lässt es doch den *Zedler* als Vorläufer des Onlinemediums erscheinen (Ulrich Johannes Schneider: Die Wikipedianer des 18. Jahrhunderts. Wikipedia als Erbin der Enzyklopädiegeschichte. In: bpb. URL: <https://www.bpb.de/themen/bildung/wikipedia/145804/die-wikipedianer-des-18-jahrhunderts/> [22.02.2024]). Man müsste die Betrachtung aber umkehren und fragen, warum nennt sich die Wikipedia eigentlich Enzyklopädie? Sie ist weder systematisch noch alphabetisch geordnet, fungiert vielmehr als Datenbank. Es liegt nahe, dass sie sich durch die Namensgebung in eine prestigeträchtige Tradition stellen will. Doch dann sehen sich die Wikipedianer sicherlich in der Nachfolge der *Encyclopédie* und der *Encyclopédie* stehen, nicht in der des *Universal-Lexicons*.

35 Ulrich Johannes Schneider: Der Aufbau der Wissenswelt. Eine phänotypische Beschreibung enzyklopädischer Literatur. In: Ders. (Hg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert. Berlin 2008, S. 81–100, hier S. 100.

Der kumulative Umgang mit alphabetisch geordnetem Wissen ist es, der Zedlers Werk zum Lexikon macht, nicht zur Enzyklopädie. Die Idee, Enzyklopädien alphabetisch zu ordnen, setzte sich erst mit der *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers* (1751–1765) durch.³⁶ Wie schon an ihrem Titel erkenntlich ist, verknüpft sie das alphabetische Prinzip der Wörterbücher mit dem systematischen der Enzyklopädie, überschrieb den von der Antike über das Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert gepflegten Begriffsgebrauch und legte die Grundlage für die bis heute landläufig übliche Auffassung einer Übereinstimmung enzyklopädischen Schreibens und alphabetischen Ordnens.³⁷

Das *Universal-Lexicon* pflegt hingegen noch das althergebrachte Begriffsverständnis und erklärt unter dem Schlagwort *Enzyklopädie*, es handle sich um den „Zusammenbegriff aller Wissenschaften, welche die Alten in eins zusammen brachten, um dadurch die Ordnung, wie sie aufeinander folgten [sic], vorzustellen“, d. h. um eine systematische Zusammenschau wissenschaftlichen Wissens.³⁸ Zedler schwebte hingegen die alphabetische Sammlung wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Wissens vor, der eine lexikografische, keine enzyklopädische Logik zugrunde lag.

Die Klassifizierung als Lexikon war bereits 1732 ein Problem, wenn auch aus anderen Gründen. Die Vorrede des ersten Bandes denkt laut darüber nach, ob der gewählte Titel dem Werk gerecht wird. Die Vorrede gehört zu den umfassenden Paratexten des ersten Teils. Zum mehrfarbigen Titelblatt kommt ein von Kaiser Karl VI. erteiltes Druckprivileg hinzu, das den Nachdruck im Reich unter Strafe stellte. Daran schließen eine Widmung an Kaiser und Kaiserin sowie

³⁶ Ders. und Helmut Zedelmaier: Wissensapparate. Die Enzyklopädistik der Frühen Neuzeit. In: Richard von Dülmen und Sina Rauschenbach (Hgg.): Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 349–363, hier S. 357.

³⁷ Helmut Volpers: Idee und Begriff der Enzyklopädie im Wandel der Zeit. In: Hermann Rösch (Hg.): Enzyklopädie im Wandel: Schmuckstück der Bücherwand, rotierende Scheibe oder Netzangebot (= Kölner Arbeitspapiere zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft. 32), S. 6–36, hier S. 20. Vgl. auch: Lohsträter, Schock: Die gesammelte Welt, S. 4.

³⁸ [Art.] Encyclopaedia. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 8. Bd., E. Leipzig und Halle 1734, Sp. 1138. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326056?page=605> [23.02.2024].

die Vorrede an. Der Band besitzt zwar keinen Kupfertitel oder Frontispiz, er ist aber nicht schmucklos. Ein kleiner Kupferstich mit der Reichskrone, die von zwei zeitgenössischen Tropaions flankiert wird, eröffnet die Widmung an den Kaiser; ein ornamentaler Schmuckrand zierte die Vorrede und eine fast halbseitige, allegorische Grafik von Johann Georg Mentzel (1677–1743)³⁹ bildet den Übergang von der Vorrede zum ersten Artikel.⁴⁰

In der Vorrede meldet sich nicht etwa der Herausgeber oder einer seiner Redakteure zu Wort, sondern Johann Peter von Ludewig, Kanzler der Universität Halle. Wer war Ludewig? Mit den Worten des *Zedlers* gesprochen: „einer der berühmtesten Publicisten und Geschicht-Schreiber unserer Zeiten.“⁴¹ Er war Professor für Philosophie, später Geschichte, schließlich Jura an der Universität Halle, der er ab 1722 als Kanzler vorstand. Er wird zur Reichspublizistik gezählt und verband in seinen zahlreichen Publikationen ein juristisches mit einem historischen Interesse.⁴² Ludewig, der Thomasius’ Rechtsprofessur in Halle geerbt hatte, gehörte wie sein Vorgänger zu einer neuen Generation von Rechtsglehrten, die durch das Studium der Historie sowohl die deutsche als auch die römische Rechtstradition besser verstehen wollten.⁴³ Sie erklärten sich Gesetzestexte vor dem Hintergrund ihres historischen Gewordenseins. Deshalb verwundert es nicht, dass Ludewig an späterer Stelle in der Vorrede

39 Werner Telesko: Visuelle Strategien in Zedlers *Universal-Lexicon*. In: Kai Lohsträter und Flemming Schock (Hgg.): Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon (= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte. 19). Wiesbaden 2013, S. 207–234, hier S. 208.

40 Siegel stellt fest, dass alle Bände eine solche allegorische Abbildung besitzen. Die Motive wiederholen sich jedoch häufig: Auf 64 Bände kommen 15 Grafiken. Siegel: Das Bild am Rande, S. 49.

41 [Art.] Ludewig. (Joh. Peter von). In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 18. Bd., Lo-Lz. Leipzig und Halle 1734, Sp. 954–969, hier Sp. 954. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326066?page=4> [23.02.2024]. Die Zählung ist an dieser Stelle unzuverlässig und springt von Sp. 958 zu 969.

42 Bernd Roeck: Ludewig, Johann Peter von: In: Neue Deutsche Biographie 15 (1987) [Online-Version], S. 293–295. URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11952452X.html#ndbcontent> [20.02.2024].

43 Notker Hammerstein: Jus und Historie. Ein Beitrag zu Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert. Göttingen 1972, S. 172.

dezidiert auf Geschichtswerke verweist, war er mit historiografischer Literatur doch vertraut.

In der Vorrede spricht somit ein Gelehrter aus dem Kreis der Hallenser Reformer,⁴⁴ dessen Titel und Renommee die Ernsthaftigkeit und Zuverlässigkeit des *Universal-Lexicons* zur Schau stellt. Sein Text wird diesem Anspruch gerecht, er liest sich wie eine Abhandlung, die in 25 Paragraphen unterschiedlicher Länge unterteilt ist. Sein Stand als Gelehrter ist somit von zentraler Bedeutung. Seine herausgehobene Stellung findet auch darin Ausdruck, dass sich Ludewig als meist wohlwollender, zum Teil aber auch kritischer Kommentator von Zedlers Anliegen versteht. Zunächst beginnt er seine Vorrede mit reichlich Lob.

ES unternimmt der Verleger dieses Universal-Lexici ein Werck/ daran noch kein anderer/ weder in Teutschland, noch ausserhalb in andern Reichen und Staaten, sich wagen dürfen. Dahero ihme, als Anfänger und Urheber desselben/ die Ehre und der Vorzug davon auch billig gebühret.⁴⁵

Für Ludewig war Zedlers Werk eine Neuheit auf dem europäischen Buchmarkt.⁴⁶ Das ist offensichtlich eine werbende, die Leistung des Herausgebers hervorhebende Behauptung. Das, was die Paratexte versprechen, muss der Haupttext nicht halten. Dennoch ist die Begründung spannend, was denn die eigentliche Innovation darstellt. Diese Antwort gibt die Vorrede nur zögerlich, weil sie zunächst den Titel kritisiert. Eigentlich sei der Begriff *Lexikon* die falsche Wahl, denn der antiken Tradition nach sei damit ein Wörterbuch gemeint.⁴⁷ Den Titel

44 Notker Hammerstein: Universitäten und gelehrte Institutionen von der Aufklärung zum Neuhumanismus und Idealismus. In: Ulrich Muhlack und Gerrit Walther (Hgg.): *Res publica litteraria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*. Berlin 2000, S. 215–234, hier S. 217.

45 Vorrede S. 1

46 Ina Ulrike Paul hat darauf hingewiesen, dass im 18. Jahrhundert in Europa „mehr als dreißig enzyklopädische Nachschlagewerke“ publiziert wurden, „davon ein gutes Dutzend vor dem Zedler.“ Ina Ulrike Paul: „Dieses Universal-Lexicon hat seines Gleichen nicht“ – oder doch? Europas Enzyklopädiën vor Zedlers *Universal-Lexicon*. In: Kai Lohsträter und Flemming Schock (Hgg.): *Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon (= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte. 19)*. Wiesbaden 2013, S. 19–40, hier S. 39.

47 Johann Peter von Ludewig: Vorrede über das Universal-Lexicon. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]*. 1.

habe man gewählt, um der aktuellen Mode gerecht zu werden und „dem heutigen Brauch zu gefallen“.⁴⁸ Passender wären jedoch andere Bezeichnungen gewesen, die der „Wichtigkeit und Weitläufigkeit“ des Werks angemessener gewesen wären.⁴⁹ Was folgt, ist eine lange Aufzählung von Alternativen.

Sie heißen THEATRA; THESAVRI; POLIANTHEAE; BIBLIOTHECAE; MVSEA; ARMAMENTARIA; FORA; ARCHIVA; PALATIA; PROMTVARIA; PANDECTAE; SPECVLA; POLYMATHIAE; ARISTARCHI; CRITICI; ADVERSARIA; und so weiter. Welche also von Schauplätzen; Schaubühnen; Schatzkammern; Rüst- und Bücherkammern; Zeughäusern; Gärten; Märkten; Messen; Archiven; Palästen; Speisekammern; Alles in allem; Spiegelein; Vielaugen; Säälen u. s. w. genommen vnd folglich mehr Aufsehen erwecken/ als das schlechte Wörtgen LEXICON oder Wörterbuch.⁵⁰

Die alternativen Titel verraten, als welche Literaturform Ludewig das *Universal-Lexicon* verstanden wissen will. Er nennt Titel, die der Buchmarkt spätestens seit dem 17. Jahrhundert kennt und von Verlegern verwendet wurden, um Nachschlagewerken verschiedener Fachgebiete einen klangvollen Namen zu geben. Sie versammeln Wissen, erschließen und präsentieren es der Leserschaft. In der Herausgabe von Wissensliteratur besteht deshalb nicht die von Ludewig versprochene Innovation. Ganz im Gegenteil hofft er darauf, an die konzeptionellen Vorbilder anknüpfen zu können. Das macht er am Ende des letzten Absatzes deutlich.

Vnd wie Deutschland mit denen Merianischen Topographien; dem THEATRO und DIARIO Europaeo; denen Londorpischen und andern Staats-Urkunden; dem Lüngischen Reichs-Archiv; der Europäischen Fama und andern mächtig grossen Wercken in seiner Sprache, billig pranget und für den meisten andern Nationen den Vorzug behält; so ist nun kein Zweifel, daß dieses Universal-Lexicon in Teutscher Zungen auch gleiche Hochachtung, Ehre und Nutzen erlangen, schaffen vnd unvergänglich behalten werde.⁵¹

Bd., A–Am. Leipzig und Halle 1732, S. 1–16, hier S. 2. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326049?page=23> [23.02.2024].

48 Ebd., S. 1

49 Ebd.

50 Ebd., S. 1 f.

51 Ebd., S. 16

Unter den genannten Werken befinden sich mehrbändige Wissensmedien, die in jeweils ihrer eigenen Disziplin Schwergewichte darstellen. Sie beruhen auf dem Prinzip der Kompilation, d. h. sie basieren auf bereits publizierten Texten, die kopiert und bearbeitet worden sind. Die *Topographia Germaniae* des Merian-Verlags setzte in der Sparte der Landesbeschreibungen und Städtebücher neue Standards. Der Anspruch bestand darin, jeden Reichskreis und jede Stadt im Alten Reich zu beschreiben und bildlich darzustellen. Aus demselben Verlag stammte das *Theatrum Europaeum*, das in 21 Bänden hundert Jahre Geschichte erzählte und von 1633 bis 1738 herausgegeben worden ist.⁵² Um eine historiografische Darstellung der Zeitgeschichte handelt es sich ebenfalls beim *Diarium Europaeum* und *Lundorps Lorbeerkrantz*. Johann Christian Lünigs (1662–1740) „Teutsche[s] Reichs-Archiv“ ist eine Sammlung zeitgenössischer Reden und Dokumente; die *Europäische Fama* eine Nachrichtenkomilation, in der Neuigkeiten über politische Ereignisse zusammengetragen wurden.

Eine wissenschaftliche Zäsur, die von der Forschung dem 18. Jahrhundert attestiert wird, bei der eine „neue szientistische Wertigkeit“ die „polyhistorischen Wissenslabyrinthe“ aufgesprengt habe, lässt sich angesichts der traditionalistisch argumentierenden Vorrede nicht beobachten.⁵³ Ganz im Gegenteil sieht Ludewig das *Universal-Lexicon* auf Augenhöhe mit den volkssprachlichen Wissenskomilationen des 17. und 18. Jahrhunderts, deren Erfolge sie fortführen will.⁵⁴ Die Innovation, von der Ludewig zu Beginn schreibt, besteht deshalb weder darin, ein deutschsprachiges Wissensmedium auf den

52 Markus Lauert: Vom Geschehen zum historischen Ereignis: Carl Gustav Wrangels Westfalenfeldzug in Matthäus Merians *Theatrum Europaeum*. In: Westfalen/Lippe – historisch. URL: <https://hiko.hypotheses.org/2869>. 2023 [08.07.2024].

53 Robert Charlier: Von der ‚Encyclopédie‘ zu ‚Wikipedia‘. Zur epistemischen Erfolgsgeschichte der europäischen Aufklärung. In: Ders. (Hg.): Wissenswelten. Historische Lexikografie und Europäische Aufklärung (= Aufklärung und Moderne. 21). Hannover 2010, S. 13–37, hier S. 20.

54 Zur aufgeklärten Praxis des Kompilierens (Eklektik) vgl.: Martin Gierl: Kompilation und die Produktion von Wissen im 18. Jahrhundert. In: Helmut Zedelmaier und Martin Mul sow (Hgg.): Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit (= Frühe Neuzeit. 64). Tübingen 2001, S. 63–94, hier: S. 66.

Markt zu bringen – die gab es bereits lange zuvor – noch ein alphabetisch geordnetes Nachschlagewerk zu schaffen oder als Erster den Begriff *Lexikon* zu nutzen. In allen drei Belangen knüpft Zedler an bereits Bestehendes an.

Die eigentliche Innovation bestehe laut der Vorrede erstens in dem Anspruch, ein universelles Nachschlagewerk zu schaffen, ein „allgemeines LEXICON“ in alphabetischer Ordnung.⁵⁵ Man finde im Zedler „nicht allein was“ zur Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Historie und Mathematik.⁵⁶ Auch die Wissensgebiete der Hof- und Kanzleisachen sowie Wissenswertes über Jagd und Forst, Krieg und Frieden einerseits, Künstler, Handwerker, Hauswirte und Kaufleute andererseits decke das Werk ab.⁵⁷ Zweitens habe man eine ideale Form gefunden, Lexika zu verfassen, nämlich durch den Einsatz von neun sogenannten Musen. Neun anonym bleibende Experten habe Zedler engagiert, die jeweils ihrem Fachgebiet gemäß Artikel beigesteuert hätten. Dieses Verfahren schlage in Hinblick auf Zuverlässigkeit und Effizienz alle anderen Alternativen, bei denen Bearbeiter ungeachtet ihrer fachlichen Kompetenz Lemmata gemäß der alphabetischen Ordnung zugewiesen bekommen⁵⁸ oder ein einzelner Autor sich an der Mammutaufgabe versucht, alle Artikel allein zu schreiben.⁵⁹ Beides sei zum Scheitern verurteilt.

4. Unhöflichkeit und Galantismus

Zu den neun Musen zählt auch der anonyme Schreiber des Artikels *Unhöflichkeit*. Er hält sich nicht lange mit Herleitungen auf und erklärt dem Leser bereits im ersten Satz seines Artikels, was unter Unhöflichkeit zu verstehen ist.

55 Ludewig: Vorrede, S. 6.

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Ebd., S. 7, 13.

59 Ebd., S. 12.

Unhöflichkeit, kan am besten erkannt werden aus dem Gegentheil, nehmlich der Höflichkeit; diese aber besteht in der thätigen Erweisung seiner Hochachtung gegen andere, dabey der nöthige Unterscheid beobachtet wird. Es wird also derjenige der Unhöflichkeit mit Recht beschuldigt, welcher theils andern die thätige Erweisung seiner Hochachtung versagt, theils aber auch, wenn ers ihnen auch erweiset, den nöthigen Unterscheid nicht dabey beobachtet.⁶⁰

Was so einfach beginnt – Unhöflichkeit ist das Antonym zu Höflichkeit – wird bald kompliziert. Wer anderen nicht mit Hochachtung begegne oder aber dem Unterschied zwischen sich und dem anderen keine Rechnung trage, der sei unhöflich. Unhöflichkeit hat also etwas mit Unterschieden zu tun, man könnte auch sagen: mit Hierarchie. Der Respekt gegenüber anderen muss wohl abgemessen sein, ihrem Stand Rechnung getragen werden. Das erfordert nicht nur Fingerspitzengefühl und die Kenntnis der Konventionen, es macht Höflichkeit und Unhöflichkeit auch zu Kommunikationsformen – hier überschneiden sich das Begriffsverständnis der Quelle und unser auf Rang/Süßmann zurückgehender Forschungsbegriff *Unhöflichkeit*.⁶¹

Der Lexikograf kann auf diese knappe Weise sein Lemma erklären, weil er weiß, dass viele Bände zuvor, in Band 13, das Stichwort „Höflichkeit“ mehrere Spalten füllt. Höflichkeit wird dort von Hof und Höfischsein abgeleitet⁶² und als „vernünftige Klugheit, mit Menschen umzugehen“ betrachtet.⁶³ Das Ziel sei es, „den anderen sich beliebt zu machen“. Wer „geschicklich und manierlich erzogen ist“, der kenne die „gebräuchliche Zierlichkeit derer Redens-Arten, die Nettigkeit der Aussprache, die Lieblichkeit der Stimme; in denen Bewegungen des Leibes die aufgeweckte Freundlichkeit derer Gebärden, die geschickte

60 [Art.] Unhöflichkeit, Sp. 1631.

61 „Sofern sie nicht auf Unkenntnis und Unvermögen beruht, sondern auf gezielten Regelverstößen oder durchkreuzten Verhaltenserwartungen, ist Unhöflichkeit nicht das Gegen teil der Höflichkeit, sondern [...] deren kommunikative Erweiterung durch bestimmte Negation [...].“ Brita Rang und Johannes Süßmann: Einleitung. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit. Frankfurt am Main 2009, S. 172–439, hier S. 164.

62 [Art.] Höflichkeit. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 13. Bd., Hi–Hz. Leipzig und Halle 1735, Sp. 353–356. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326061?page=193> [23.02.2024]. Vgl. auch: Rang u. Süßmann: Einleitung, S. 161.

63 Das Folgende nach: [Art.] Höflichkeit, Sp. 355 f.

Gefügigkeit derer Glieder, das freye ungezwungene artige Wesen“. Dadurch erst erhalte Höflichkeit „diejenige artige Manierlichkeit“ mit der es sehr viel leichter sei, sich beliebt zu machen. Grundsätzlich könne auch ein Bauer höflich sein, denn das manierliche Verhalten sei nur die Schale, der vernünftige Umgang miteinander jedoch der Kern der Höflichkeit. Äußerliche Manierlichkeit sei zwar dazu in der Lage, eine „würkliche Unhöflichkeit“ abzumildern, könne aber aus einer Unhöflichkeit keine Höflichkeit machen.

Der Artikel „Höflichkeit“ macht deutlich, dass Höflichkeit zwar etymologisch vom Hofe abgeleitet wird, allerdings nicht zwingend auf ihn beschränkt bleibt. Höflichkeit wird als ein vernünftiges Miteinander verstanden, als ein kommunikatives Handeln zwischen anderen, für das manierliche Umgangsformen von zentraler Bedeutung, aber kein Selbstzweck sind.

Kehren wir zurück zum 49. Band und zum Lemma *Unhöflichkeit*. Dort wird der Hof als Raum höflichen Verhaltens nicht erwähnt, jedoch auf einen ganz anderen Ort verwiesen: die Universität. Das verwundert nur auf den ersten Blick. Das am französischen Hof ausgebildete Höflichkeitsideal der Galanterie wurde nicht im gesamten Reich adaptiert; der Kulturtransfer ging mit der „Transformation und Modifikation des Konzepts“ einher.⁶⁴ Die Rezeption im Reich konzentrierte sich auf einzelne Höfe in Dresden, Berlin und Wolfenbüttel, wohingegen sich der alte Adel weiterhin am Hofmann-Ideal Castigliones orientierte. Im Bürgertum hingegen fasste die Galanterie durchaus Fuß. Das betraf auch – und vor allem – die Universitäten. Ein neues Gelehrtenideal setzte sich unter Christian Thomasius zuerst in der neu gegründeten Universität Halle durch,

⁶⁴ Jörn Steigerwald: Galanterie. Die Fabrikation einer natürlichen Ethik der höfischen Gesellschaft (1650–1720). (= Neues Forum für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft. 41). Heidelberg 2011, S. 24. Das Folgende nach: Johannes Süßmann: Wurde der deutsche Adel galant? Vorüberlegungen zu den unerforschten Wegen des Galanterietransfers in der Adelserziehung des frühen 18. Jahrhunderts. In: Ruth Florack und Rüdiger Singer (Hgg.): Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext. 171). Berlin, Boston 2012, S. 317–337, hier S. 318, 332.

machte Schule, und wurde bald darauf Vorbild für andere Standorte wie Göttingen.

Thomasius wollte die lutherische Orthodoxie an den protestantischen Universitäten zurückdrängen, forderte die „Befreiung des Denkens und der Wissenschaft von theologischer Bevormundung“, die „Verbesserung der Sitten“ und „Ausrichtung auf das Praktische und Nützliche in den Wissenschaften“.⁶⁵ In den neuen Universitäten waren die Professoren „vom Staat besoldete und abhängige Beamte“, sollten geistlicher Habitus, Pennalismus, Depositionsbräuche und Duelle zugunsten neuer Lehrmethoden und einer adelig-aufgeklärten Offenheit etabliert werden; diente das Studium als Vorbereitung „für den Dienst im Staat und in der Öffentlichkeit“ oder am Hof; wurde die Leitwissenschaft Theologie von der Jurisprudenz verdrängt.⁶⁶ Indem das Bildungskonzept der adeligen Ritterakademien und die Galanterie der Höfe auf die neue Universität übertragen wurde, sollten Universität, Studentenschaft, Gelehrte und Wissenschaft höfisch werden.⁶⁷ Der Umbruch war nicht zu übersehen. So hielt Thomasius seine Vorlesungen „nicht mehr im schwarzen Talar, dem traditionellen Gelehrtenhabit“, sondern im modischen Kostüm mit Degen bestückt⁶⁸ und vermittelte den Studenten, „als ein honnet und galant homme zu leben“.⁶⁹

Was retrospektiv als Reform der alten Bildungsanstalten, d. h. als ein Triumph der Aufklärung über die orthodoxe Tradition, gefeiert

65 Notker Hammerstein: Zur Geschichte der deutschen Universität im Zeitalter der Aufklärung. In: Ulrich Muhlack und Gerrit Walther (Hgg.): *Res publica literaria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*. Berlin 2000, S. 11–43, hier S. 20, 24.

66 Ebd.

67 Notker Hammerstein: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 10, H. 1 (1983), S. 73–89, hier S. 76.

68 Fulda, Daniel: Von der Polyhistorie zur modernen Wissenschaft. Zum politisch-galanten Gelehrtenideal der Frühaufklärung. In: Ulrich Johannes Schneider (Hg.): *Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert*. Berlin 2008, S. 281–288, hier: S. 283.

69 Michael Prinz: Zwischen Kundenakquise und gelehrter *Windbeuteley*. Christian Thomasius' frühe akademische Programmschriften im Kontext zeitgenössischer Praktiken der Vorlesungsankündigung. In: Ders. und Jürgen Schiewe (Hgg.): *Vernakuläre Wissenschaftskommunikation. Beiträge zur Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen* (= *Lingua Academica*. 1). Berlin 2018, S. 293–334, hier S. 320.

wurde, erscheint im *Zedler* als Bedrohung.⁷⁰ Auf diese Umbruchszeit an den Universitäten nimmt der Lexikograf nämlich Bezug. Ein „alter Professor“ habe „wichtigere Dinge“ zu lernen“ als die „Sitten der Modehöflichkeit“. Er könne sich die Freiheit nehmen, sich der Anpassung an die Gepflogenheiten bewusst zu verweigern. Unhöflich zu sein, versteht der Autor als legitime Protestform, als Veto, das sich gegen den Zeitgeist einlegen lässt. Der anonyme Lexikograf fasst es folgendermaßen zusammen: „Wenn man aber wieder die Höflichkeit verstößt, entweder weil man unschuldiger Weise die Sitten nicht weiß, oder weil man vernünftiger Weise urtheilet, daß man ihnen nicht folgen darff, so sündigt man nicht.“ Ein Regelbruch bleibt also ein Regelbruch, aber manchmal ist er moralisch geboten.

Es schließt sich Kritik am galant-bürgerlichen Gelehrtenideal an. Zum Nachteil „der alten Freyheit“ seien neue Höflichkeitsformen eingeführt worden, derer man sich enthalten wolle. Wenn es erlaubt sei, den „alten Gebrauch abzusagen“, dann müsse es ebenso erlaubt sein, an ihm festzuhalten. Grundsätzlich sei es besser, wenn sich „die Sitten langsam ändern“, denn „kluge Leute“ passten sich nicht leichtfertig der neuesten Mode an. Diese Beharrlichkeit, sich den Neuerungen zu verwehren, will der anonyme Autor als legitime Form der Unhöflichkeit verstanden wissen. Unangepasstes Verhalten soll den Protest gegen die Verbreitung des galanten Gelehrtentypus zum Ausdruck bringen.

Liest man den *Zedler* etwas genauer, bekommt man den Eindruck, dass die von *Zedler* angeworbenen Gelehrten mehrfach ihrem Unmut über die neue Form des universitären Lebens Ausdruck verliehen haben. Das betrifft bereits den zehnten Band, in dem unter dem Lemma „Galantismus“ die Neuerungen scharf angegriffen werden.⁷¹

70 Das Folgende nach: [Art.] Unhöflichkeit, Sp. 1631.

71 Ob es sich um einen Autor gehandelt hat, der über mehrere Bände hinweg eine versteckte Agenda vorangetrieben hat, oder ob es sich um eine Gruppe handelt, ist nicht zu ermitteln. Die verschiedenen Schreibstile und die unterschiedlichen Publikationszeitpunkte legen die zweite Überlegung nahe. Die Vorlagen sind ebenfalls unbekannt.

Unter Galantismus versteht man „heute zu Tage [...] den Mißbrauch der galanten Gelehrsamkeit, die sich auf die Mode galanter Leute, so fern sie sich durch Wissenschaften distinguiren, gründet, [...]. Als man zu unsrer Väter Zeiten die alten Moden alle abschaffete, und alles galant haben wollte, wollte vielen auch die alte Art zu studiren nicht mehr schmecken, sondern es sollte und musste galant studiret seyn; diejenigen hingegen, die nach der alten Art studirten, und Griechisch und Lateinisch lerneten, wurden vor Schul-Füchse und Pedanten gehalten. Dahero man das Lateinische und Griechische hindan setzte.“⁷²

Bereits die Wortwahl „Galantismus“ macht die polemische Haltung des Verfassers klar, rückt er doch die Galanterie durch die Endung -ismus in die Nähe von Sekten und Ideologien und markiert deutlich seine Haltung, dass es sich beim aufgeklärten Gelehrtenideal um einen Irrweg handeln muss. Die neue Art der Gelehrsamkeit stelle einen gewaltsamen Bruch mit den alten Werten dar, zwinge eine neue Mode auf und führe letztlich zum Verfall altsprachlicher Bildungstradition. Aus diesem Artikel, aber auch aus jenem zur „Unhöflichkeit“ spricht der Frust des vom Zeitgeist Überrollten.

Unhöflichkeit erscheint in diesem Zusammenhang als legitimes Veto gegen das galante Gelehrtenideal oder als eine lebensbedrohliche Gefahr, was das eingangs erwähnte Caesar-Beispiel vorführt. An diesem Exemplum zeigt sich auch die Unsicherheit, in der nach adeligen Spielregeln gestalteten, neuen Gelehrtenwelt unwillentlich fatale Fehler zu begehen. So rät der Lexikograf, „Unhöflichkeit so sehr als möglich zu vermeiden“.⁷³ Er denkt beim Caesar-Beispiel laut über Lösungen nach, den Modus der unhöflichen Kommunikation wieder in ein höfliches Sprechen zu überführen. Um sich aus der gleichermaßen peinlichen wie gefährlichen Situation zu retten, hätte Caesar sagen können: „Ich stehe im Hertzen, ob ich gleich vor euch sitze [...].“⁷⁴

72 [Art.] Galantismus. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 10. Bd., G–Gl. Leipzig und Halle 1735, Sp. 79–80.
URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326058?page=56> [23.02.2024].

73 [Art.] Unhöflichkeit, Sp. 1631.

74 Ebd., S. 1634.

Fazit

Mit Zedlers *Universal-Lexicon* entstand im 18. Jahrhundert ein Wissensmedium, das sich auf die Wiedergabe eines möglichst breiten Spektrums von Themen spezialisiert hat. Der Autor leistet in seinem Artikel zur Unhöflichkeit mehr als eine Begriffsdefinition, er protestiert gegen die Veränderungen der Universitätslandschaft, denkt Unhöflichkeit nicht nur als Gegenteil von Höflichkeit, sondern als Form des moralisch legitimierten Protests, und reflektiert ebenfalls die Fährnisse sozialer Interaktion und wie sich diesen begegnen lässt. Dabei nutzte er seine Anonymität, um die neuen Sitten an den Universitäten anzuprangern. Der *Zedler* ist somit einerseits ein Ergebnis der Neuerungen im Zeichen der Aufklärung; andererseits wurde er von den Skeptikern, Gegnern, Nostalgikern und von den Reformen Überholten zum Forum ihrer Kritik.⁷⁵ Hier zeigt sich wie unter dem Brennglas das Verhältnis zur französischen Enzyklopädie: Autoren beider Werke übten Kritik. Diderots Mitstreiter prangerten die unaufgeklärten Zustände ihres Zeitalters an; wohingegen Zedlers Musen die galant-aufgeklärten Neuerungen an den Universitäten zum Ziel ihrer Kritik machten.

Grundbedingung für diese Form kritischen Schreibens ist die Wahrung der Anonymität. Das Versprechen der Textsorte Lexikon, gewissenhaft bestehendes Wissen zu präsentieren, hielten die Autoren zwar zumeist, sie konnten es aber auch brechen, ohne sich öffentlicher Kritik auszusetzen. Der schützende Schleier der Namenoslosigkeit gab ihnen die Chance, Ansichten und Meinungen zu äußern, die sie auf herkömmlichen Weg nicht äußern konnten und wollten.

75 Kritisiert wurde auch in anderen Artikeln, bspw. im 28. Band das Ideal des rundum gebildeten Gelehrten, des Polyhistors. Angesichts dessen, dass die Universität Halle „fachübergreifende polyhistorische Wissenskompetenz“ in ihren Statuten festgeschrieben hatte, ist zu diskutieren, ob es sich auch in diesem Fall um eine Kritik an der Universität Halle handelt. Helmut Zedelmaier: Von den Wundermännern des Gedächtnisses. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu ‚Polyhistor‘ und ‚Polyhistorie‘. In: Christel Meier (Hg.): Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Akten des Kolloquiums des Projekts D im Sonderforschungsbereich 231 (29.11.–1.12.1996) (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 78). München 2002, S. 421–450, hier S. 422.

Als Namenlose nutzten sie ihre Feder für Angriffe auf den Zeitgeist, für Polemik und Protest. Wer hier schrieb, ob es renommierte Professoren waren oder Außenseiter, Studenten, Gelegenheitsautoren oder Absteiger, das muss offenbleiben. Die Identität der neun Musen ist bis heute ungeklärt. Oder positiv ausgedrückt: Zedler versprach seinen Autoren Anonymität und er konnte es halten.

Quellen

- [Art.] Encyclopaedia. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 8. Bd., E. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326056?page=605> [23.02.2024].
- [Art.] Galantismus. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 10. Bd., G-Gl. Leipzig und Halle 1735, Sp. 79–80. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326058?page=56> [23.02.2024].
- [Art.] Höflichkeit. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 13. Bd., Hi–Hz. Leipzig und Halle 1735, Sp. 353–356. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326061?page=193> [23.02.2024].
- [Art.] Ludewig, (Joh. Peter von). In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 18. Bd., Lo–Lz. Leipzig und Halle 1734, Sp. 954–969. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326066?page=4> [23.02.2024].
- [Art.] Unhöflichkeit. In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 49. Bd., Vit–Vn. Leipzig und Halle 1746, Sp. 1631–1635. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326097?page=10> [23.02.2024].

Ludewig, Johann Peter von: Vorrede über das Universal-Lexicon.

In: Johann Heinrich Zedler (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 1. Bd., A–Am. Leipzig und Halle 1732, S. 1–16. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326049?page=23> [23.02.2024].

Zedler, Johann Heinrich (Hg.): Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste [...]. 1. Bd., A–Am. Leipzig und Halle 1732, [Schmutztitel]. URL: <https://www.digitale-sammlungen.de/view/bsb10326049?page=4> [23.02.2024].

Literatur

Erschließung von Johann Heinrich Zedlers Universal-Lexicon. In: GEPRIS. Geförderte Projekte der DFG. URL: <https://gepris-extern.dfg.de/gepris/projekt/5427947?context=projekt&task=showDetail&id=5427947&> [23.02.2024].

Ammon, Frieder von: Plurale Perspektivierungen des Wissens. Zu Formen und Funktionen von Paratexten in enzyklopädischer Literatur und literarischer Enzyklopädistik. In: Martin Schierbaum (Hg.): Enzyklopädistik 1550–1650. Typen und Transformationen von Wissensspeichern und Medialisierungen des Wissens (= Pluralisierung und Autorität. 18). Berlin 2009, S. 457–481.

Charlier, Robert: Von der ‚Encyclopédie‘ zu ‚Wikipedia‘. Zur epistemischen Erfolgsgeschichte der europäischen Aufklärung. In: Ders. (Hg.): Wissenswelten. Historische Lexikografie und Europäische Aufklärung (= Aufklärung und Moderne. 21). Hannover 2010, S. 13–37.

Dorn, Nico; Lena Oetjens und Ulrich Johannes Schneider: Die sachliche Erschließung von Zedlers ‚Universal-Lexicon‘. Einblicke in die Lexikographie des 18. Jahrhunderts. In: Das achtzehnte Jahrhundert 32, H. 1 (2008), S. 96–125.

Dorn, Nico: Zedlers Universal-Lexicon und das Problem seiner inhaltlichen Erschließung. In: Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert. Berlin 2008, S. 183–190.

- Dreitzel, Horst: Zedlers ‚Grosses Vollständiges Universal-Lexicon‘. In: Das Achtzehnte Jahrhundert. 18, H. 2 (1994), S. 117–124.
- Ernst, Ulrich: Standardisiertes Wissen über Schrift und Lektüre, Buch und Druck. Am Beispiel des enzyklopädischen Schrifttums vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit. In: Christel Meier (Hg.): Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Akten des Kolloquiums des Projekts D im Sonderforschungsbereich 231 (29.11.–1.12.1996) (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 78). München 2002, S. 451–494.
- Fulda, Daniel: Von der Polyhistorie zur modernen Wissenschaft. Zum politisch-galanten Gelehrtenideal der Frühaufklärung. In: Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert. Berlin 2008, S. 281–288.
- Gierl, Martin: Kompilation und die Produktion von Wissen im 18. Jahrhundert. In: Helmut Zedelmaier und Martin Mulsow (Hgg.): Die Praktiken der Gelehrsamkeit in der Frühen Neuzeit (= Frühe Neuzeit. 64). Tübingen 2001, S. 63–94.
- Grote, Mathias: Von Enzyklopädien zu Wikipedia und zurück? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 71, H. 3–4 (2021). URL: <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/wissen-2021/325603/von-encyklopaedien-zu-wikipedia-und-zurueck/#footnote-target-8> [21.02.2024].
- Hammerstein, Notker: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung. In: Zeitschrift für Historische Forschung 10, H. 1 (1983), S. 73–89.
- Hammerstein, Notker: Jus und Historie. Ein Beitrag zu Geschichte des historischen Denkens an deutschen Universitäten im späten 17. und 18. Jahrhundert. Göttingen 1972.
- Hammerstein, Notker: Universitäten und gelehrte Institutionen von der Aufklärung zum Neuhumanismus und Idealismus. In: Ulrich Muhlack und Gerrit Walther (Hgg.): Res publica literaria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte. Berlin 2000, S. 215–234.

- Hammerstein, Notker: Zur Geschichte der deutschen Universität im Zeitalter der Aufklärung. In: Ulrich Muhlack und Gerrit Walther (Hgg.): *Res publica litteraria. Ausgewählte Aufsätze zur frühneuzeitlichen Bildungs-, Wissenschafts- und Universitätsgeschichte*. Berlin 2000, S. 11–43.
- Haß, Ulrike: Verfahren der Quellenverarbeitung in Zedlers Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste (1732–1754). In: Michael Prinz und Jürgen Schiewe (Hgg.): *Vernakuläre Wissenschaftskommunikation. Beiträge zur Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen* (= *Lingua Academica*. 1). Berlin 2018, S. 169–188.
- Juntke, Fritz: Johann Heinrich Zedlers Grosses Vollständiges Universallexikon: Ein Beitrag zur Geschichte des Nachdruckes in Mitteldeutschland. In: *Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt*, Heft 15, Halle 1956, S. 13–32.
- Kaminski, Nicola: Die Musen als Lexikographen. Zedlers Grosses vollständiges Universal-Lexicon im Schnittpunkt von poetischem, wissenschaftlichem, juristischem und ökonomischen Diskurs. In: *Daphnis* 29 (2000), S. 649–693.
- Lauert, Markus: Vom Geschehen zum historischen Ereignis: Carl Gustav Wrangels Westfalenfeldzug in Matthäus Merians *Theatrum Europaeum*. In: *Westfalen/Lippe – historisch*. URL: <https://hiko.hypotheses.org/2869>. 2023 [08.07.2024].
- Lohsträter, Kai und Flemming Schock: Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon. Einführung. In: Dies. (Hgg.): Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon (= *Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte*. 19). Wiesbaden 2013, S. 1–18.
- Lohsträter, Kai: Menschenfresser und Melancholiker. Zu Funktion und Kontext der Darstellung von ‚Völkern‘ und ‚Nationen‘ in Zedlers *Universal-Lexicon* und seinem Umfeld. In: Ina Ulrike Paul (Hg.): *Weltwissen. Das Eigene und das Andere in enzyklopädischen Lexika des langen 18. Jahrhunderts* (= *Wolfenbütteler Forschungen*. 162). Wolfenbüttel 2020, S. 173–191.

- Kaltz, Barbara: (Un)Höflichkeit – (im)politesse im Wörterbuch: eine vergleichende Untersuchung. In: Dorothee Kimmich und Wolfgang Mazat (Hgg.): *Der gepflegte Umgang. Interkulturelle Aspekte der Höflichkeit in Literatur und Sprache*. Bielefeld 2008, S. 185–198.
- Kühn, Sebastian: Provokation und verletzte Ehre. Über Rituale der Unhöflichkeit bei frühneuzeitlichen Gelehrten. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): *Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main 2009, S. 472–439.
- Löffler, Katrin: Wer schrieb den Zedler? Eine Spurensuche. In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte* 16 (2007), S. 265–284.
- Meier, Christel: Einführung. In: Dies. (Hg.): *Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Akten des Kolloquiums des Projekts D im Sonderforschungsbereich 231 (29.11.–1.12.1996)* (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 78). München 2002, S. 11–24
- Müller, Andreas: Vom Konversationslexikon zur Enzyklopädie: Das Zedlersch Universal-Lexicon im Wandel seiner Druckgeschichte. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 43, H. 1 (2019), S. 73–90.
- Paul, Ina Ulrike: „Dieses Universal-Lexicon hat seines Gleichen nicht“ – oder doch? Europas Enzyklopädien vor Zedlers *Universal-Lexicon*. In: Kai Lohsträter und Flemming Schock (Hgg.): *Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon* (= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte. 19). Wiesbaden 2013, S. 19–40.
- Prinz, Michael: Zwischen Kundenakquise und gelehrter Windbeuteley. Christian Thomasius' frühe akademische Programmschriften im Kontext zeitgenössischer Praktiken der Vorlesungskündigung. In: Ders. und Jürgen Schiewe (Hgg.): *Vernakuläre Wissenschaftskommunikation. Beiträge zur Entstehung und Frühgeschichte der modernen deutschen Wissenschaftssprachen* (= Lingua Academica. 1). Berlin 2018, S. 293–334.
- Prodöhl, Ines: „Aus denen besten Scribenten“. Zedlers *Universal-Lexicon* im Spannungsfeld zeitgenössischer Lexikonproduktion. In: *Das achtzehnte Jahrhundert* 29, H. 1 (2005), S. 82–94.

- Quedenbaum, Gerd: Der Verleger und Buchhändler Johann Heinrich Zedler (1706–1751). Ein Buchunternehmer in den Zwängen seiner Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels im 18. Jahrhundert. Hildesheim, New York 1977.
- Rang, Brita und Johannes Süßmann: Einleitung. In: Gisela Engel u.a. (Hgg.): Konjunkturen der Höflichkeit in der Frühen Neuzeit. Frankfurt am Main 2009, S. 172–439.
- Roeck, Bernd: Ludewig, Johann Peter von: In: Neue Deutsche Biographie 15 (1987) [Online-Version], S. 293–295. URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11952452X.html#ndbcontent> [20.02.2024].
- Schneider, Ulrich Johannes: Der Aufbau der Wissenswelt. Eine phänotypische Beschreibung enzyklopädischer Literatur. In: Ders. (Hg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert. Berlin 2008, S. 81–100.
- Schneider, Ulrich Johannes: Die Erfindung des allgemeinen Wissens. Enzyklopädisches Schreiben im Zeitalter der Aufklärung. Berlin 2013.
- Schneider, Ulrich Johannes: Die Konstruktion des allgemeinen Wissens in Zedlers „Universal-Lexicon“. In: Theo Stammen und Wolfgang E. J. Weber (Hgg.): Wissenssicherung, Wissensordnung und Wissensverarbeitung. Das europäische Modell der Enzyklopädien (= Colloquia Augustana. 18). Berlin 2004, S. 81–104.
- Schneider, Ulrich Johannes: Die Wikipedianer des 18. Jahrhunderts. Wikipedia als Erbin der Enzyklopädiegeschichte. In: bpb. URL: <https://www.bpb.de/themen/bildung/wikipedia/145804/die-wikipedianer-des-18-jahrhunderts/> [22.02.2024].
- Schneider, Ulrich Johannes: [Art.] Enzyklopädien. In: Joachim Jacob und Johannes Süßmann (Hgg.): Das 18. Jahrhundert. Lexikon zur Antikenrezeption in Aufklärung und Klassizismus. Der neue Pauly Supplemente Bd. 13. Stuttgart 2018, Sp. 176–182.
- Schneider, Johannes Ulrich: Frühere Tätigkeiten. In: ujschneider. URL: <https://www.ujschneider.de/fruehere-taetigkeiten/> [23.02.2024].

Schneider, Ulrich Johannes und Helmut Zedelmaier: Wissensapparate. Die Enzyklopädistik der Frühen Neuzeit. In: Richard van Dülmen und Sina Rauschenbach (Hgg.): Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft. Köln, Weimar, Wien 2004, S. 349–363.

Siegel, Steffen: Das Bild am Rande. Zur Signifikanz der Bildmedien in Johann Heinrich Zedlers „Universal Lexicon“. In: Robert Charlier (Hg.): Wissenswelten. Historische Lexikografie und Europäische Aufklärung (= Aufklärung und Moderne. 21). Hannover 2010, S. 41–62, hier S. 47.

Steigerwald, Jörn: Galanterie. Die Fabrikation einer natürlichen Ethik der höfischen Gesellschaft (1650–1720). (= Neues Forum für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft. 41). Heidelberg 2011.

Süßmann, Johannes: Wurde der deutsche Adel galant? Vorüberlegungen zu den unerforschten Wegen des Galanterietransfers in der Adelserziehung des frühen 18. Jahrhunderts. In: Ruth Flörack und Rüdiger Singer (Hgg.): Die Kunst der Galanterie. Facetten eines Verhaltensmodells in der Literatur der Frühen Neuzeit (= Frühe Neuzeit. Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext. 171). Berlin, Boston 2012, S. 317–337.

Telesko, Werner: Visuelle Strategien in Zedlers *Universal-Lexicon*. In: Kai Lohsträter und Flemming Schock (Hgg.): Die gesammelte Welt. Studien zu Zedlers Universal-Lexicon (= Schriften und Zeugnisse zur Buchgeschichte. 19). Wiesbaden 2013, S. 207–234.

Volpers, Helmut: Idee und Begriff der Enzyklopädie im Wandel der Zeit. In: Hermann Rösch (Hg.): Enzyklopädie im Wandel: Schmuckstück der Bücherwand, rotierende Scheibe oder Netzangebot (= Kölner Arbeitspapiere zur Bibliotheks- und Informationswissenschaft. 32), S. 6–36.

Winnerling, Tobias: Verbindungen im Fremden. Erste Schritte zu einer Netzwerkanalyse des Asienbildes im *Universal-Lexicon*. In: Ina Ulrike Paul (Hg.): Weltwissen. Das Eigene und das Andere in

enzyklopädischen Lexika des langen 18. Jahrhunderts (= Wolfenbütteler Forschungen. 162). Wolfenbüttel 2020, S. 85–100.

Zedelmaier, Helmut: Von den Wundermännern des Gedächtnisses. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen zu ‚Polyhistor‘ und ‚Polyhistorie‘. In: Christel Meier (Hg.): Die Enzyklopädie im Wandel vom Hochmittelalter bis zur frühen Neuzeit. Akten des Kolloquiums des Projekts D im Sonderforschungsbereich 231 (29.11.–1.12.1996) (= Münstersche Mittelalter-Schriften. 78). München 2002, S. 421–450.